No 468 41525/B

B A Sgr

22/12 96

Reise

durch

das südliche Frankreich

und durch

Italien

von

Dr. G. H. Schubert.

Erster Band.

Erlangen, 1827

bei Joh. Jac. Palm und Ernst Enke.

WELLCOME
LIBRARY
INSTITUTE

Seinen verehrten Freunden

den Herren

Dr. Carl Bunsen

Minister Residenten Seiner Majestät des Königes von Preußen in Rom, Ritter des rothen Adlerordens.

Dr. Erik Gustaf Geijer

Ritter des Nordsternordens, einem der Achtzehn der schwedischen Academie, Professor der Geschichte zu Upsala.

Dr. Joh. Nep. Ringseis

Königl. Bayer. Obermedicinalrath und Referenten im Ministerium, Mitgliede der Academie der Wissenschaften, Professor an der Universität zu München.

Der Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b29324828_0001

Vorrede.

Ich übergebe hier dem freundlichen Leser ein Buch, welches, wie die Reise selber welche es beschreibt unter sehr verschiedenen Sternen und mit einem sehr verschiedenen Glücke entstanden und gemacht erscheint. Trüber Himmel und Sonnenschein dazwischen, auch ganze liebliche Tage; Postkutschen-Lärmen und Getöse der Handelsstädte und dann wieder die Stille eines Paradieses; neugieriges und doch unverständiges oder halbverstehendes Betrachten von Gegenständen für welche eigentlich der innere Sinn fehlte, dann wieder ein Ausruhen des Auges und Herzens an solchen Dingen welche die ganze Seele füllen; Kälte und Hitze, selten die rechte, gute, mittlere Wärme; das sind die Leiden und Freuden des Buches so wie sie die seines Verfassers gewesen.

Der zweite Band wird hoffentlich Manches besser machen. Da sind doch keine solchen, mir allerdings ferner liegenden, Betrachtungen und Bemerkungen mehr zu machen, wie z. B. die über Handelschaft und Kriegswesen bei Marseille und Toulon; es wird sich viel mehr und bessere Gelegenheit finden den eigentlichen, innern Kern der

Reisebeschreibung, der sich im ersten Band nur wenig zeigen konnte zu entfalten: die Betrachtung der reichen, mannichfachen Natur, die mich ja allein hingelockt hatte an die ferne Küste. Denn während ich die hier im ersten Bande beschriebenen Gegenden von Südfrankreich nur im Durchfluge gesehen, habe ich in Nizza sechs Wochen in einer fast ununterbrochnen und ruhigen Beobachtung der dortigen Natur gelebt, und auch in Neapel einige Wochen lang am Betrachten und Sammlen der Schätze des Meeres mich erfreut. Zudem hat, von Nizza an, durch ganz Italien, das innre Interesse und die Freude an der Reise fast mit jedem Schritte sich gehoben und die Seele hat da öfters in der Betrachtung eines einzigen Gemäldes einen innigeren, tiefer gehenden Genuß empfunden, als bei der Betrachtung mancher ganzen schönen, reichen Stadt des an solchen Werken gänzlich armen, südlichen Frankreiches.

Der zweite Band dieses Buches wird nun mit der Beschreibung von Nizza und seiner Natur beginnen und dann den freundlichen Leser weiter führen in das herrliche, dem deutschen Sinn und Geist so nahe verwandte und befreundete Italien, in das hohe, mächtige Rom und das durch seine reiche Natur hochbeglückte Neapel.

München am 20. August 1827.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

1. Eingang, (aus einem Briefe an eine junge, deutsche Prinzessin) S. 1 – 6.

2. Vorbereitung zur Abreise S. 7. Reisegesellschaft S. 7 – 9; Abgang zur Grenze S. 10 – 16.; Straßburg S. 17 – 21; die Diligence S. 21 – 23; die Vogesen S. 23.; Belford S. 25; Lisle S. 26.; Beaume les Dames S. 27.; Besançon S. 28, 29; Arbois S. 30, 31; Juragebirg S. 32.; Lons le Saulnier S. 33.; Bourg S. 34.; Annäherung an Lyon S. 35.

3. Lyon S. 36 – 78. Ostertag Morgens S. 37 – 38; das städtische Museum S. 39 – 41.; die Cathedrale S. 42 – 44; der Fourbierberg S. 45, 46.; der Kirchhof S. 47.; Vorstadt Vaise, pierre scise, der bon Allemand, S. 48.; die Morandbrücke S. 49.; das Stadthaus S. 50.; Bibliothek S. 51.; das Hotel de Dieu S. 51 – 54.; Hospital de la Charité S. 55.; Rückblick auf die alte Bestimmung und Geschichte von Lyon S. 56 – 64.; Zerstörungen der Revolution S. 65 – 70.; Trümmer der römischen Wasserleitung S. 71.; St. Ainai S. 72.; Saonekai S. 73.; botanischer Garten S. 74.; Handel und Fleiß der Lyoner S. 75 – 77.

4. Reise von Lyon nach Avignon S. 79—126. Fahrzeug und Schiffsgesellschaft S. 79—82.; Vienne S. 83, 84.; Condrieu S. 85.; Weiterfahrt S. 86—88.; Tain und Tournon S. 89—90.; der Mistral S. 91—92.; Valence S. 93—95.; Aussteigen ans Land S. 96.; Anfang der Fußreise S. 97.; zweirädriges Fuhrwerk S. 98.; Montelimard S. 99.; La Palud S. 100—101.; Montdragon S. 102.; Mornas S. 103.; Triumphbogen des Marius S. 104—106.; Orange S. 107—108.; das alte römische Theater S. 109; Sorgues S. 110—111.; Avignon S. 112—121.; Reise von Avignon nach le Thor S. 122—126.

5. Das Thal von Vaucluse S. 127—140. Lisle S. 127.; Felsenschlucht von Vaucluse S. 128.; Petrark und Laura S. 129, 130.; die Quelle S. 131, 132; Aussicht auf der alten Burg S. 133—138.; Rückkehr nach le Thor S. 139—140.

6. Reise nach dem Pont du Gard S. 141—155. Brücke bei Avignon S. 141.; Gegend vor Remoulin S. 142—144.; die Gardonbrücke und ihre Umgegend S. 145—153.; Bauerntanz S. 154.

7. Nismes, Montpellier und Cette S. 156—242. Fahrt auf dem Diligencendach S. 156.; Nismes: die Esplanade S. 157.; der Tourmagne S. 158, 159.; Volksrednerin S. 159.; Savoyardenjungen S. 160, 161.; das römische Amphitheater S. 162—166.; Maison quarrée S. 167—170.; merkwürdige Quelle S. 171.; Tempel der Quelle S. 172—176.; Deutsche in Nismes S. 177.; römisches Thor S. 177.; das Innere der Stadt S. 178.; das Museum S. 179, 180.; Gärtnerei, Fabriken, Lebensverhältniß S. 181—185.; Abreise von Nismes S. 186.; Lünel S. 187.; Grand Gamargue S. 188.; Ankunft in Mont-

pellier S. 189 — 192.; Peyrou Platz S. 192 — 194.; Arzneiverkäufer S. 194, 195.; botanischer Garten S. 196 — 199.; bischöflicher Pallast S. 200.; Börse S. 201.; deutsche Familie in Montpellier S. 202, 203.; Gewerbthätigkeit, Volksleben, Clima S. 204 — 207.; Theure Aerzte S. 208, 209.; Desubac S. 210 — 215.; Abreise nach Cette S. 216.; Magelone S. 217.; Ungesunde Küstengegend S. 218 — 221.; Kräuter S. 222.; Frontignan S. 223.; Cette und das Meer S. 224 — 228.; Knochenbreccie S. 229.; Hafen S. 230.; die Stadt S. 231.; königlicher Canal S. 232, 233.; Umgegend und Verkehr S. 234, 235.; Rückweg nach Montpellier S. 236., erloschener Vulcan S. 237, 238.; Abgang von Montpellier zurück nach Nismes S. 239 — 242.

8. Reise nach Beaucaire und St. Remy S. 243 — 260. Beaucaire S. 243 — 246.; Tarascon S. 247, 248.; provençalische Dichtkunst S. 249.; St. Remy mit seinen Alterthümern und berühmtem Irrenhause S. 250 — 260.

9. Reise über Aix nach Marseille S. 261 — 275. Orgon und seine Umgegend S. 262 — 265.; Merindol S. 266; Aix und seine Quellen S. 267 — 269.; altes Schlachtfeld S. 270, 271.; Cabriezquelle S. 272, 273.; die Vista 274.

10. Marseille S. 276 — 323. Erster Eindruck S. 276, 277.; Privatlogis und häusliche Einrichtung S. 278, 279.; Stadt und Hafen, so wie Verkehr daselbst S. 280 — 286.; Terrasse bei St. Johann S. 287.; Marktschreier S. 288.; der Mistral in Marseille S. 289, 290.; Vernet S. 291.; alte Herrlichkeit der Stadt S. 292 — 295.; Cathedrale S. 296.; Puget S. 297.; alte Weihnachtsfeier S. 298 — 300.; Gericht der vier Alten S. 301.; Mondredon S. 302.; Inseln vor Marseille S. 303.; Quarantaine S. 304, 305.

Pest S. 306, 307.; Prof. Roux S. 308; wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen S. 309, 310.; Volksleben und Charakter S. 311 — 315.; Handel und Gewerbe S. 316, 317.; Abreise nach Toulon S. 318, 319; Cujes, Berg St. Beaume S. 320.; Thal von Ollioules S. 322, 323.

11. Toulon und Hyeres S. 324 — 356. Umgegend von Toulon S. 324.; der Hafen, das Arsenal und andere Merkwürdigkeiten der Stadt S. 325 — 339.; Hyeres und seine Umgegend S. 340 — 352.; letzter Abend in Toulon S. 353 — 356.

12. Fußreise von Toulon nach Nizza S. 357 — 416. Lavalette S. 358.; Solieres S. 359; Cuers S. 360.; Eindruck dieser Gegend S. 361 — 363.; Puget S. 364.; Gonfaron und seine Umgegend, sammt dem Mohrengebirge S. 363 — 370.; Lüc S. 372.; Canet S. 374.; Vidauban S. 374.; Le Muy S. 375.; Pugeton S. 377.; Frejus S. 380 — 387.; Fußreise über das Esterelgebirge S. 388 — 389.; Cannes S. 399 — 403.; Weg von Cannes nach Antibes S. 404; Antibes S. 405 — 409.; Reise von Antibes nach Nizza S. 410 — 416.

1. Eingang.

(Aus einem Briefe an eine junge deutsche Prinzessin.)

Eure Hoheit haben an den Schicksalen und Begegnissen des alten Erlangischen Briefschreibers immer so gütigen Antheil genommen, daß derselbe sich einbildet Sie würden auch die Erinnerungen aus seiner lezten Reise, welche er Ihnen gerne mittheilen möchte, gütig aufnehmen. Solche Erinnerungen gleichen ja freilich getrockneten Pflanzen, welche jedoch, wenn sie in das frische, belebende Element einer jugendlichen Seele eingetaucht werden, wieder aufleben und oft schöner werden als vorher — wie die welken Blumen wenn man sie in manche Heilquellen taucht.

Der alte Briefschreiber hat sich also wieder einmal, wie Eure Hoheit bereits wissen, ein unschuldiges Vergnügen gemacht und ist weit über das hohe Gemäuer der Alpen hinunter gereist ans Mittelmeer, in Gegenden, welche zwar auch noch Leid und Geschrei, unseren nordischen Winter aber wenigstens nicht mehr kennen.

Ein unschuldiges Vergnügen! — Jener Soldatenjunge, der seinen reichen Oheim besucht hatte, bekam von diesem als er Abschied genommen einen Kronenthaler, mit der Weisung: er solle sich dafür ein unschuldiges Vergnügen machen. Der Junge, der so viel Geld noch

niemals in seinem Leben beisammen gehabt, geht vier Stunden weit; das Geldstück bald in der Tasche bald in der Hand. Da kommt er an eine Stadt, hungrig und durstig. Ein unschuldiges Vergnügen, denkt er, was ist das? — Da stehen zwei Trompeter beim Thore, in der Nähe wohnt ein Bäcker. Bei dem kauft er Semmeln für sechs Kreuzer, das andere Geld giebt er den Trompetern, daß sie ihm dafür, während er da seine vier und zwanzig Semmeln verzehrt und klaren Brunnen dazu trinkt, der eine zum rechten, der andere zum linken Ohre hinein den Dessauer Marsch aufblasen. In der That ein unschuldiges Vergnügen, bei welchem der arme Junge am Abend wieder eben so hungrig und durstig gewesen wie am Mittag, und dieß auch bis zum Nachhausekommen geblieben.

Ein solches unschuldiges Vergnügen hat sich denn der alte Briefschreiber auch mit seiner lezten Reise gemacht. Denn das Auge wird nie satt vom Sehen, das Ohr wird nie satt vom Hören, bis am Abend endlich beide ermüdet neben einander einschlafen. — Aber auch abgesehen hievon, so hat der alte Briefschreiber, wenn er jezt zurückdenkt an seine schöne Reise, an alle ihre Anstrengungen und Friedensstunden, ihre Freuden und Leiden, von der schönen Gelegenheit zu sehen, zu hören, innerlich zu genießen und sich zu nähren einen so ganz ähnlichen Gebrauch gemacht als der Soldatenjunge von seinem Kronenthaler, daß er sehr in Versuchung kommt zu glauben (wozu er ohnehin mehrere Gründe hätte) er selber sey der kluge Junge gewesen. Denn was ein Häkchen werden will das krümmt sich bei Zeiten und der Briefschreiber findet noch jetzt ganz das Naturell und die

besondere Sorte von Lebensklugheit in sich, die der Soldatenjunge gezeigt.

Freilich hätte wohl der Soldatenjunge seinen Kronenthaler ebenso wie der alte Briefschreiber die schöne Gelegenheit etwas zu lernen gescheiter und anders anwenden können! — Und dennoch! — —

Vielleicht war der Vater des Jungen Trompeter gewesen unter dem großen Friedrich von Preußen und hatte in seinen alten Tagen sich und den Seinen den Dessauer Marsch oft aufgeblasen und jedesmal hernach von den Thaten und Freuden des Kriegsmannes gesprochen, wie der Junge auch einmal einer werden sollte und wollte. Da wäre dann diesem der Dessauer Marsch, den ihm die beiden Trompeter für sein theures Geld vorbliesen, eine Erinnerung an den lieben Vater seeliger gewesen und an seine gute Lehren und dagegen könnte wohl Niemand etwas haben, so seltsam auch das unschuldige Vergnügen ausgesehen.

Dem alten Briefschreiber war es auch, auf seiner ganzen lezten Reise von Lyon an bis Neapel fast immer so zu Muthe, wie Einem der da auf der Gräberstraße von Rom aus weit und lang unter den Ruinen hinausgienge und der dabei eine so alte und weitläufige Bekanntschaft hätte, daß jede Grabesinschrift, jede Ruine, ihn an einen lieben, werthen alten Stammverwandten und Freund erinnerte. Denn es ist von unsrem alten Briefschreiber nur zu bekannt, daß er in gewisser Hinsicht jenen Siebenschläfern gleiche, welche, da sie, freilich etwas spät, erwachten, und nun mit ihrem altmodischen Gewand aus der Höle heraustraten, allerdings

zwar aus dem Schlaf, nicht aber aus dem Traume ihrer alten, längst vergangenen Zeit herausgekommen waren und aus diesem lezteren auch nicht mehr herauskommen konnten. So hat denn unser Siebenschläfer, statt zu lernen, oft Stunden lang, da unter den Ruinen des alten Lyons sich in die Zeiten jener Helden geträumt, welche wie Attalus und Blandina, mit einer ganzen feindseeligen, sie tödtlich hassenden Welt und Zeit um den großen Kampfpreis des Treuseyns bis zum Tode gerungen und jenen obgelegen. Oder er hat von Orange bis St. Remi über das große, alte Räthsel der Bedeutung und Geschichte seines Volkes gesonnen und sich an dieser Bedeutung gefreut; ist in Italien in einem Monate langen Traume auf der Grabesstätte großer, vergangener Jahrhunderte, unter den Fußstapfen ihrer Hofnungen, Bestrebungen und Thaten herumgewandelt, mit Horaz in Tivoli frölich erhoben, mit Tacitus am gewaltigen Wasserfalle bei Terni in ernsteres Sinnen versenkt gewesen; vor allem aber hat sich der Träumer am liebsten bei jenen Spuren verweilt, welche in dem Lande großer Erinnerungen bis hinab gen Tretabern und Puteolen, von alten, theuern Freunden gefunden worden.

Und wenn da am Felsenberge bei Marseille der Träumer am stillen Abend, entronnen den tausend Stimmen von Menschen, die laut, wie die unter sie hineinlärmenden Papageyen, in allerlei Zungen am Hafenplatze durcheinander schrieen, den Meereswellen zusahe, wie sie nicht mehr hinausgescheucht von dem jezt schweigenden Mistral, eine nach der andern der stillen Bucht zueilten, jede den Wiederschein der Abendröthe an der Stirne tragend, und den Schiffern, welche dem Sturme des Ta-

ges entronnen, jezt fröhlich zu ihrer Hütte kehrten, und wenn dann von der nahen Kirche die Abendglocke ertönte, so bekannten Lautes wie in der Heimath; oder wenn ihn aus den Ruinen des lieblichen St. Remi die immer verständliche Sprache der kindlichen Liebe begrüßte: da war er oft Stunden lang nicht bei Marseille, nicht in St. Remi, sondern zu Hause bei den lieben Seinen. Oder wenn in dem Lande eines fast beständigen Frühlinges — in dem Paradiesgarten der Provence — der Morgenwind unter den Wäldern der Cypressen erwachte, und nun, vor Aufgang der Sonne, die noch schlafende Knospe weckte; wenn aus den Gebüschen von blühenden Cistusrosen und über den dunkelblauen Schwertlilien am Bache die Nachtigall das Lied der Sehnsucht begonnen und aus jeder Schlucht ein klarer Quell zu den Lilien des Thales hinuntereilte: da war es dem Träumer öfters als sey ihm jene verborgene Welt näher und offenbarer als jemals gewesen, von welcher die sichtbare Natur nur ein fernes, leises Abbild ist, durch welches jene wie das Licht und die Wärme der Flamme durch eine dünne Wand, bald mehr bald minder deutlich hereindämmert. Und wenn da, beim Anblicke der für die Erinnerung unvergänglichen, himmlisch schönen Meeresbuchten zwischen Finale und Savona und zwischen Rapallo und Sestri (beide Gegenden in der Nähe des königlichen Genuas) die Seele emporgeflügelt worden wie ein Adler; da hat sie öfters wohl der Erdscholle zu ihren Füssen ganz vergessen und hat — die Arme, nicht Fisch und nicht Vogel — träumend in der Mitte zwischen zweien Welten geschwebt, von welcher sie der einen, höheren, wohl ebenso unwerth gewesen als die andere von ihr in jenen Augenblicken verlassen und vergessen war.

Eure Hoheit sehen hieraus, was denn abermals, wie schon früher, von der Reisebeschreibung eines solchen Menschen zu erwarten seyn werde. Er hat auf seiner Reise viel gefunden, an Steinen und Blumen, Krebsen und Schnecken und Fischen, auch wohl Thränen der innigsten Rührung, der Freude und Andacht, aber leider, (ja er sagt dieß im rechten Ernste, leider! —) nur wenig Verstand und Einsicht.

Und dennoch will er es wagen diese Reisebeschreibung Eurer Hoheit und allen Ihren Geistes- und Herzensverwandten (o wären deren Viele) zu übergeben, so wie sie eben ist und werden wird. Denn er glaubt noch immer, daß es auch solche Seelen gebe, welche von der armen blauen Schwertlilie am Bache nicht verlangen, daß sie belle wie der muntere Hund, oder gar singe wie die Nachtigall; sondern die sich schon freuen an der stummen blauen Blume, wenn sie, ohne ihr Zuthun, vom Abendwinde bewegt und hin und her geweht wird. Ohnehin möchte ja der Träumer mit diesen Mittheilungen gerade so laut auftappen auf der Stiege des Bemerktwerdens, als das specifische Gewicht ihres Gehalts es fordert, nämlich etwa so laut als der mächtige, gewaltige Schatten des Straßburger Münsterthurmes, wenn er am Abend immer weiter von einem Häuserdach aufs andere hinübersteigt.

2. Vorbereitung zur Abreise.

Also die Reise sollte vor allem durch Südfrankreich nach Nizza gehen; reichten dann Zeit und andere Hülfsmittel weiter, auch nach Rom und Neapel. Die Hausfrau begleitete wie gewöhnlich, als Haushofmeister und Adjutant ihren alten Träumer und hat diesem auch bei den Geschäften des Einsammelns und Aufbewahrens von Naturalien gar brav beigestanden, hat unter andern wieder drei und zwanzig Tagereisen zu Fuße und zwar zum Theil in ziemlich warmer Zeit und Gegend gemacht; ist bei Valence zwar blos halb schiffbrüchig, bei Oneglia aber ganz und gar ins Wasser geworfen worden, hat in Genua eine Hungersnoth mit ausgestanden, ist auf den Aschenkegel des Vesuvs gestiegen, ohne sich ziehen oder gar tragen zu lassen, wie dieß, seitdem der Ausbruch von 1822 den Weg so gar schlecht gemacht hat, die Damen und selbst manche Herren zu thun pflegen, hat sich beim Hinübersteigen über den Furkapaß gar nicht einmal geräuspert, obgleich sie überall mit eigenen Füssen gestiegen. Die Sonne schien ihr freilich in den heissen Julytagen in Neapel etwas stärker zu brennen als bei uns im März, auch meinte sie zuweilen, sie ihres Theils würde doch lieber in einem Gasthause seyn, wo es etwas auf die Nacht zu essen und dabei ein reinliches Bette gäbe, als in einem solchen, wie wir sie manchesmal trafen, wo es zwar nichts oder fast nichts zu essen

gab, dagegen viele andere Dinge die den Schlaf unruhig machten. Auch meinte sie, und ich mußte ihr gewissermaßen rechtgeben, auf ebenem Boden und festen Wege gienge sichs doch leichter, als so in den heißen Mittagsstunden über die fast weglosen, mit rolligem Gestein bedeckten, gähen Wände der Seealpen. Ja ihre Eigenheit gieng so weit, daß sie, wie sie sagte, lieber zu Fuße über eine ganz ordinäre Brücke gehen, und dabei nur trocken bleiben, als über einen Waldstrom der keine Brücke hatte, getragen und dabei ins Wasser geworfen werden wollte. Doch hat die gute Frau selbst bei manchen Beschwerden der Reise sich niemals weder auf Französisch, noch auf Italienisch beklagt, sondern blos auf Deutsch, und auch das selten genug und die Aepfelschnitze mit Murmelthierfett geschmalzen in Obergesteln haben ihr eben so gut geschmeckt, als das gar sonderbare, an Geschmack und Bereitung unbekannte Fleisch, das uns in einem unterirdischen Speisesaal für Feuer- und Wasserarbeiter in Neapel, gleich neben dem Marionettentheater der Lazaronis gereicht wurde. War sie doch so selber dabei und konnte jeden Tag und jede Stunde sehen, daß "ihrem Alten" gar nichts Besonderes paßirte, daß er weder im Vesuv verbrannt, noch von Räubern gespießt, auch nicht von Wölfen gefressen, noch im Meer, ja selbst nicht einmal im Süßwasser eines Flusses oder Landsees ersoffen war. Und da nun am Ende die treue Seele die Reise mit allen ihren Beschwerden überstanden hat, meint sie: sie möchte einen Haufen Goldes nicht annehmen und dafür die Reise nicht mitgemacht haben. Denn was ist's doch mit den Beschwerden! — Der Leib, wenn er durchs Steigen über das Estrellgebirge noch so müd geworden, verschläft bei Nacht in An-

tibes alle Müdigkeit so ganz, daß diese am andern Morgen gar vergessen ist; er wird in Oneglia im warmen Bette, nach dem vorausgegangenen kalten Bad im Waldstrom noch eher wieder trocken, als die nassen Kleider am Kamin; die Quelle des Hungers, der sich am ersten Abend in Genua, als sich die geldlosen Reisenden ungegessen ins Bette gelegt, heftig regte, wird schon am andern Morgen durch eine versteckte Hülfe aus Würtemberg und einen unbekannten Tabakspfeifer verstopft und sogleich alle Noth vergessen; dagegen jene Quellen lieblicher, ernster, hoher Gefühle, welche fast jeder Tag dieser Reise aufschloß, bleiben offen und lebendig, so lange überhaupt noch im Menschenherzen das Thor irgend einer Erinnerung an etwas Vergangenes offen stehet.

An unser wanderndes Paar hatten sich denn auch, besonders von Straßburg aus, mehrere reiselustige, auch wackere, liebe junge Leute als Reisegesellschaft und Sauvegarde mit angeschlossen. Meist deutsche Studenten, welche öfters in dem Lande der Sehenswürdigkeiten selber zur Sehenswürdigkeit geworden; nicht selten mehr Eßlust als Geld, immer aber mehr guten Muth als Hab und Gut gehabt. Alle diese Reisenden, zusammen acht an der Zahl, stimmten in verschiedenen Eigenheiten überein, sie mochten z. B. im Sommer lieber in einem ungeheizten Zimmer sitzen, als an der warmen Sonne schwizzen, wollten bei trockenem Wetter lieber sogar mit Wein vermischtes Wasser durch den Mund, als bei Regenwetter ganz reines Wasser durch die Haut zu sich nehmen, wollten auch wohl mehrmalen lieber etwas eher zu Bette gehen und dafür später aufstehen, als umgekehrt.

Die eigentliche Reise und Reisebeschreibung geht erst

von Lyon an, doch kann man auch nach Lyon von Erlangen aus nicht wohl kommen, ohne hin zu reisen. Daher ist schon vor dem Anfange der eigentlichen Reise Einiges passirt was einem zu Hause so leicht nicht wiederfährt. Indeß mag das Alles, was zwischen Erlangen und Lyon zur ebenen Erde und im Wagen vorgefallen, noch als Vorbereitung zur Reise gelten.

Der erste Vorbereitungstag reichte nur bis Ansbach. Wäre da einer nur noch um ein klein wenig abergläubiger gewesen als ers ohnehin schon ist; so wäre er wohl gleich am andern Morgen wieder umgekehrt, denn alle Asspecten schauten so trübe und finster darein, als sollte das Ende der Reise fast eher kommen als der Anfang. Das Schneegestöber mit einzelnen Regenschauern untermischt, welches auf dem Eilwagen eines Sturmwindes uns entgegenfuhr, zuweilen so stark als wollte es unsern Wagen auch wieder mit herumlenken, wäre das Wenigste gewesen. Kamen doch auch Sonnenblicke dazwischen und am 16ten März wills ja ohnehin Niemand anders haben. Aber Besorgnisse um Jemand (theuer wie das eigne Leben) der nicht mitreiste, sondern krank zu Hause lag, hielten uns am ersten Abend fast so lange wach, bis ohnehin um Mitternacht alle oder doch die meisten Schläfer im Wirthshause aufgeschreckt wurden. Ein Student den ich noch wenige Tage zuvor in Erlangen gesprochen, war, ohne seinen Willen, zwei Stockwerke hoch aus dem Fenster aufs Steinpflaster heruntergestürzt und wurde, zwar lebend, aber mit zerschmettertem Arm und tiefen Wunden hereingetragen ins Haus *). Kaum

*) Er ist seitdem wieder ganz hergestellt.

waren wir am andern Morgen aus der Stadt hinaus, da brach die Axe am Wagen und dieser mußte wieder zurückgebracht werden. Da kehrte eine liebe Reisegefährtin, welche am tiefen edleren Heimweh litt, wieder um; Rist der Träumer aber und seine Hausfrau und noch ein Reisegefährte, giengen, in jenem guten Muthe, der wie Oel im Wasser immer oben aufschwimmt, zu Fuße voraus, in der Erwartung daß ja wohl der Wagen bald nachkommen würde. Der Himmel war klar und heiter, kein Wind regte sich mehr, die Morgensonne zog herauf über die weiß bereiften Hügel und Thäler, und Millionen kleiner Sonnenbilder glänzten ihr aus den Perlenschnüren des Reifs entgegen. In dem schönen noch unbelaubten Walde durch welchen die Straße führte, hörte man noch keine singende Stimme als die des alten Rist, der, so gut ers verstund sein Morgenlied: Aus meines Herzens Grunde u. s. w. hersang. Am Wege kamen dann überhandsweilen hübsche Dörfer, freundliche Kinder, welche mit gesetztem Schritte wie Schäflein zur Schule, oder hüpfend vor Freude, wie die Böcklein und Kälber aus der Schule nach Hause giengen; dazwischen wieder Hügel und Thal und Wald. So war denn zwar der Mittag, und mit ihm das sechs Stunden weit von Ansbach entfernte Feuchtwangen, für unsere Fußgänger fast unvermerkt herbei gekommen, nicht aber der Wagen. Indeß der schöne, sonnige Nachmittag verging auch bald genug und der Abend kam nach, mit dem Wagen zugleich, der uns dann bei Mondenschein noch immer zeitig genug nach Kreilsheim brachte. Dafür gabs auch am folgenden Tage prächtige Versteinerungen, unmittelbar am Wege; die ersten Frühlingsblumen in einem tiefen, romantisch gelegenen Thale, dann eine schöne Kirche

und viele auf ihrer großen steinernen Treppe im Frühlingssonnenschein dasitzende Marktleute, in dem lieblich (im herrlichen Kocherthal) gelegenen Schwäbisch-Hall, vor allem aber am Abend in Oehringen ein Zusammentreffen mit einem treuen, theuren Menschen, der noch einen andern Seinesgleichen mitbrachte, mit welchen Beiden wir dann den Osterheiligenabend in dem Dörflein Schwabach, wo wir übernachteten, schon heute (um acht Tage voraus) feierten.

Am andern Morgen, als den lieben Palmsonntag das Geläute der Glocken und den herrlichen heitern Frühlingstag der Gesang der Lerchen ankündigte, zogen wir noch in aller Frühe durch das gute, alte Weinsberg, so gepriesen im Munde des ganzen deutschen Volkes, wegen der Treue der Frauen. Hand in Hand mit der treuen Frau, die ja ihren Alten auch, so sauer ihr das auch geworden seyn sollte nicht in der Stadt zurückgelassen, sondern als ihren "besten Schatz" herausgeschleppt hätte auf dem Rücken, wird es einem noch heimlicher an einem Ort solcher Erinnerungen. — In Heilbronn und Eppingen in der Kirche, da unter den andächtigen, treuherzig aussehenden Gesichtern, wurde man es denn auch noch mehr innen, daß heute nicht bloß ein schöner Frühlingstag, sondern Palmsonntag dazu sey, und schon in einem Dörflein hinter Heilbronn, im Gespräch mit den Wirthsleuten und einem gar wackern jungen Handwerker, noch mehr aber auf dem Berge vor Bretten, im Gespräch mit einem merkwürdigen Landmann, bemerkte man wohl, daß man sich in einem Theile von Deutschland befinde, dessen Schulen und Kirchen großentheils noch gar wohl versorgt und bestellt sind.

Da vom Berge aus öffnet sich denn am Abend, von der hinter Wolken hinabsinkenden Sonne beschienen, die Aussicht nach der weiten, schönen Ebene des Rheinstroms hin, und Bretten liegt am Fuß des Hügels da. Die Gegend ist so weit geöffnet, so reich, und dabei so mild und lieblich wie der Sinn und Geist des größten Mannes der in Bretten gebohren worden: des Philipp Melanchthon. Da im Wirthshaus befanden wir uns in der gemüthlichen Gesellschaft einer Familie aus Würtemberg, die von großen Reisen nicht sonderlich Freund schien. Sie hatte aber auch auf ihrer kleinen Reise, durch Umwerfen des Wagens in einem einzigen Tage mehr Unglück gehabt, als uns Gott Lob in den fast zweyhundert Tagen unsrer ganzen Reise begegnet ist.

Montags am 20. März war freilich alle weitere Aussicht durch Nebelgewölke verdeckt, aber an den waldigen Hügeln, meist aus angeschwemmtem Land (Löß) gebildet, durch welche die Straße hinführte, zeigte sich in besonderer Häufigkeit die Nieswurz (Helleborus foetidus) noch in voller Blüthe und aus dem Oberstubenfenster eines kleinen Dorfwirthshauses hinter Durlach ein räthselhaftes junges Frauenzimmer, das, wie die Wirthin erzählte, hier seit mehreren Tagen, man wisse selber nicht auf was? warte.

Da war nun auch wieder das majestätische Gebirge des Schwarzwaldes mit seinen dunklen Tannenwäldern und Thalschluchten. Die freundliche, überaus fruchtbare Ebene, mit ihren köstlichen Weinpflanzungen, Baumgärten, Aeckern und Wiesen, lehnt sich an den herrlichen Schwarzwald, — der mit mildem Ernst auf sie herunter schaut, — wie eine treue Hausfrau an ihren Gatten. Vor

fünf Jahren, als wir auf der Rückreise aus der Schweiz den Weg nach Rastatt zu Fuß machten, kam uns vom Gebirge her ein so heftiger Sturm entgegen, daß wir fast kein Auge gegen ihn aufthun konnten; heute aber ergoß sich ein noch winterliches Schneegestöber, nachdem es vorher alle Gebirgshöhen mit frischem Weiß überkleidet hatte, in die Ebene und auf die in ihr Reisenden herunter. Desto lieblicher und malerisch schöner kam uns gegen Abend aus dem warmen, reinlichen Zimmer eines Wirthshauses in Stollhofen, worinnen wir übernachteten, die freie Aussicht nach dem dickbeschneiten Gebirge vor. Hier sahe sichs schon bequemer als vom Wagen aus den Schnee- und Hagelwolken zu, wenn sie in langen Streifen aus den Bergschluchten her zu Thal und dann über den nahen Rhein hinüberzogen, und einige unserer Reisegefährten, die an demselben Nachmittag zu Fuß im dicksten Schnee über den Kniebis hinüberstiegen, wären wohl damals auch lieber bei unsrer entfernteren Ansicht vom Zimmer her gewesen, als bei der freilich viel näheren der Hagel- und Schneewolken, welche damals die Wanderer unter ihren dicken Nebelmantel nahmen und ihnen das Geleite gaben durch die Tannenwälder hindurch und bis ins Thal hinunter.

Am Abend im Wirthshaus gab es dann allerhand Erzählungen, welche zu der Gegend und dem heutigen Schneewetter gehörten. Eine ist mir aus anderer, gar lieber Quelle bekannt und ist von allen die schönste. Zwei Mägdlein von 11 bis 12 Jahren wollten in einem benachbarten Dorfe des Schwarzwaldes an einem Spätwintertage ihre Verwandtin und Pathe besuchen. Den Spinnrocken in der Hand gehen sie aus ihrem Dörflein

nach dem Walde und Gebirge hinaus und achten die Schneeflocken nicht sonderlich, die freilich immer dichter und dichter auf sie herabfallen, denn sie sind ja bald halben Weges, und jenseits des Bergkammes und Tannenwaldes, auf den sie jezt losgehen, kann man schon das Dorf, wo die Pathe wohnt, sehen. Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, wird das Schneegestöber so furchtbar, daß die armen Mägdelein gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor noch rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Halle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüsch hinweg gewölbt hat; vorher aber stecken sie ihre beiden Kunkeln (Spinnrocken) in einander, so daß eine kleine Stange daraus wird, befestigen oben ein rothes Tüchlein daran, und stellen dann dieses Nothzeichen auf dem Dach ihres Schneehäusleins auf. Da nun die Nacht kommt und das Schneegestöber immer ärger wird, so daß bald der ganze Eingang zur Halle zugeschneyt ist und man durch den Schnee hindurch das Geschrei des Uhus und das Brausen des Sturmes in den Tannen kaum noch hören kann, mag es wohl den armen Kindern bang genug geworden seyn. Sind sie ja doch ohnehin da im Schnee bei lebendigem Leibe begraben, ohne Sarg und ohne daß der Todtengräber eine Schaufel angesezt. Aber Gott schüzt die Kleinen vor wilden Thieren und dem tödtlichen Froste und eng an einander gedrängt, schlafen sie zulezt ein.

Ihre Eltern schlafen zu Hause auch ruhig, denn die glauben die Kinder sind bei der Pathe wohl aufgehoben. Da sie aber am andern Morgen einen Boten ausschicken, der die Mädchen holen soll, und der findet sie nicht, geht

sogleich Alles was laufen kann mit Schaufeln und Schippen in den Wald um die Kinder zu suchen. Da sieht man denn das Nothzeichen der Kleinen mit dem bekannten rothen Tüchlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorscheinen und die Leute denken sich gleich, daß da auch die Mädchen selber nicht weit davon seyn können, und rufen und schreien. Die aber drinnen in ihrer dunklen kalten Kammer, hören das Rufen, und antworten darauf, versuchen auch zugleich sich mit den Händen heraus zu arbeiten. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut von innen gehört hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen der um die Mädchen her lag hinweg gearbeitet hätten. Denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeschneyt und zugeweht, und es war nur gut daß die kleinen Tannenbäumlein das schwere Dach von Schnee noch so getragen hatten, sonst wären die Kinder erstickt.

Solcherlei Geschichten vom Schwarzwald und vom großen Schnee wurden hin und her erzählt und dabei gab der Wirth, der in seiner Jugend auch in Augsburg und München und Regensburg gewesen war, seinen Gästen einen guten, wärmenden rothen Affenthaler Wein.

Bei Kehl, wo wir am 21ten März, noch vor Mittag eintrafen, kommt man denn endlich auch an den Vater Rhein, und das Auge weiß da nicht mehr, soll es zuerst den über die noch unbelaubten Bäume — hehr, wie eine mächtige, aus geisterhaften Boden hervorgewachsene Pflanze — emporragenden Münsterthurm, oder den kräftigen Rheinstrom beschauen und bewundern. Ohnehin kommt zu diesen beiden Wundern gleich jenseits

der

der Rheinbrücke eine Wunderseltsamkeit von ganz anderer Art: die französische Mauth, welche mit einer so musterhaften Gewandtheit und Genauigkeit Koffer und Packete, Reisetaschen und Strickbeutel, worinnen Strickstrumpf und Garn und einige Nähnadeln und Zwirn gewesen, durchsuchte, daß Rist meinte: man müsse den Leuten durchaus ein Trinkgeld für ihre viele Mühe geben. Das Geldstück das man hatte schien aber zu groß und niemand war da, bei dem man mit Anstand wechslen konnte. Da ergriff die Hausfrau den Ausweg, daß sie eine Tafel Chocolate, über welche noch Streit war, ob sie frei passiren dürfe oder nicht? in Stücken brach und dem Mauthsoldaten so wie uns Andren jedem eines gab, und da nun ferner gar nichts Mauthbares an und mit uns befunden worden, zogen wir, frei wie ein Karpfen im Teiche, in das schöne Königreich jenseits dem Rheine und in das merkwürdige Straßburg ein.

Das erste Viertel der Gränzbeschwerden (denn die andern drei kamen auf der Polizey in Straßburg noch nach) deutete nicht blos auf Regen und Wind, sondern war gleich mit Regen und Hagel und Wind eingetreten und es war ganz gut daß die Reisenden im Wirthshaus à la fleur eine so schöne warme Wirthsstube und bald darauf auch in Nro. 19. einen warmen Ofen vorfanden. Dafür halfen wir auch am Mittag sehr muthig eine Wette mit verlieren und gewinnen. Denn zwei anwesende junge Herren, beides Franzosen, der eine aus Paris, unterhielten sich auf Französisch über die deutsche Sprache und ihre Feinheiten. Unter andern geriethen sie darauf das Wort cimetière deutsch geben zu wollen und der eine behauptete es hieße Kirkhoff, der Pariser

aber sagte, es müsse Kirsch=hhof heißen. Der erstere aber, ohnehin ein kurzer, stämmiger Mensch, ließ sich von seinem Kirkkoff nicht abbringen und sagte: er wisse es schon gewiß, denn er habe es die Deutschen selber so aussprechen hören. Darüber gerieth der Pariser in Hitze und sagte sie wollten um einen sehr guten Wein wetten, wer recht habe, denn das Wort könne gar nicht anders als Kirsch=hhof heißen. Der Stämmige gieng die Wette ein und hierauf wurden das deutsche Volk am Tische und der hinter dem Stuhl stehende Marqueur um ihre Meinung befragt, wer von beiden wohl recht habe? Wir Deutschen aber entschieden dahin: daß man bei uns zu Lande zwar gerade nicht Kirkkoff, aber auch gewöhnlich nicht Kirsch=hhof, sondern Kirchhof für cimetière zu sagen pflege, denn Kirschen wären in der Sprache des gemeinen Volkes wieder etwas Andres als Kirchen und man könne jenes Wort auf französisch wohl besser durch cerises, als durch églises geben. — Ueber diese kühne Antwort der deutschen Facultät lachte ein dicker Herr, der auch ein Franzose war, sehr laut und sagte: also hätte keiner recht, weder der Pariser, noch der stämmige Herr und beide sollten den guten Wein gemeinschaftlich bezahlen und die deutsche Facultät ihn mittrinken helfen. Was denn auch geschehen.

Die deutsche Facultät wäre nun gar gern gleich vom Tische weg nach dem herrlichen Münster gegangen; aber erst sollten die Angelegenheiten des Passes und der Diligence in Ordnung gebracht werden. Was nun die Leute da auf dem Paßbüreau in Straßburg eigentlich bei dem Worte Zeit sich denken mögen, ist mir nicht recht klar geworden, und sie müssen das eben aus einem

andern, uns Deutschen unbekannten Compendium der Metaphysik gelernt haben. Zuerst, da wir hinkamen, hieß es: jetzt sey noch nicht die rechte Zeit, sondern erst in einer halben Stunde. Da nun diese rechte Zeit kam, war vollends gar keine Zeit für unsere Pässe, sondern viel Anderes, Nöthigeres zu thun, und da endlich der Mann wieder Zeit hatte für uns, war die rechte Zeit zu den Pässen für heute vorbei. Bis man zu verstehen gegeben daß man sich für eine besondere Gefälligkeit des Paßmachens auch besonders abfinden wolle, worauf es denn endlich vorwärts gegangen.

So blieb doch auch noch ein Restlein des großentheils recht unseelig verlorenen Nachmittags für den herrlichen Münster übrig. Zwar sahen wir diesen nicht zum ersten Male, sondern hatten uns schon vor fünf Jahren, bei unserer Rückreise aus der Schweiz einige Tage lang an seinem Anblick erhoben und erfreut; aber dieser mächtige Denkstein einer ernsten Vergangenheit hat dem denkenden Geiste immer, und wenn er ihn auch täglich genösse, etwas Neues zu sagen. Es sind Gedanken eines Menschen, welcher mitten aus dem Gedränge einer sichtbaren Welt und ihrer Erscheinungen und aus dem Kampfgetöse der Geschichte unseres Geschlechts jene Stimme vernommen und verstanden: lasset uns nach oben eilen! Deutschland hat seinen Shakespeare in der erhabensten der Künste, in der Baukunst gehabt. In der That, bei einem längern Hineinsinnen in diese geistig wie leiblich riesenhaften Gedankenbilder, könnte man zu einer Art von Hellseher werden, welchem, wenigstens auf Augenblicke, das große Räthsel der Vergangenheit und Zukunft unsers Geschlechts klar würde, und Straßburg

hat seit Erwin von Steinbachs Zeiten immer seine Hellseher von allen Klassen und Arten gehabt.

In jenem ganzen Theil von Frankreich, welchen wir durchreisten, hat der Straßburger Münsterthurm keinen Genossen, und selbst neben den schönsten Kirchen in Lyon, Avignon, Marseille würde sich jener öfters so ausnehmen, wie ein Prophet der hehren, alten Zeit in einer Gesellschaft seiner gelehrten Commentatoren, oder wie eine Palme der Vorwelt, wenn sie auf einmal aus ihrem Grabe auferstehen könnte, unter den nach alt französischem Geschmacke verschnittenen Gartenhecken und Taruspyramiden, welche jezt da an ihrer alten Stätte stehen; oder wenigstens doch wie König Lear von Shakespeare neben manchem übrigens ehrenwerthen französischem Trauerspiele. Selbst neben dem herrlichen Mailänder Dom stehend würde der Straßburger Münster in seiner hohen, edlen Einfalt vergnügen und entzücken und zuweilen ein sinniges Auge noch länger und lieber auf sich verweilen machen, als jener. Doch ist es gut, daß solche Sonnen nicht neben einander stehen, sondern eine jede geistige und leibliche Landsmannschaft hat ihre eigene. Nur die Peterskirche in Rom hat auf dieser Reise, freilich wieder in ganz anderer Art und Weise, mit einer gleichen erhebenden Gewalt auf die Seele des Träumers gewirkt, als der Straßburger Münster.

Straßburg ist ohnehin unserem Träumer ein theurer, lieber Ort. Denn er weiß und kennt auch zum Theil da viele Menschen, in deren Nähe ihm noch wohler wird als beim Anblicke des Münsters. Er will sie aber nicht alle verrathen, weil sonst jeder im deutschen Reiche mit Fingern auf sie zeigen und sagen würde: das sind also

auch solche Leute wie er selber. Nur den lieben Pfarrer Kraft nennt er, weil bei dem ohnehin ein gewisser Beinahme auf dem Zunahmen haftet, und dankt ihm da für seine liebevolle Aufnahme. Er möchte wohl mit solchen lieben Leuten einmal in einem Gebäu zusammenwohnen, welches noch länger dauert als jenes des Straßburger Münsters.

Der stämmige Herr, dem wir heute Mittag die Wette hatten mit gewinnen und verlieren helfen, mochte denken zu so gutem Weine als er uns gegeben, gehöre sich auch noch Musik, und zwar umsonst; er spielte uns im Zimmer neben an auf einer Geige, da wir schon zu Bette lagen so lange vor, und trillerte dazwischen so laute Baßtöne, daß wir das Einschlafen fast ganz vergessen hätten.

Mittwochs den 22ten März, Nachmittags um 2 Uhr, ziehen unsere Reisenden sammt ihren sechs Reisegefährten in das wandernde Haus der Diligence ein, in welchem sie jetzt 3 Tage und 3 Nächte, bis nach Lyon, wohnen sollten. Der liebe treue Oncle in Straßburg begleitete sie bis zum Eingang ins kleine Haus, und — Gott gebe ein fröhliches Wiedersehen!

Das fahrende Haus einer solchen Diligence, wie die von Straßburg nach Lyon war, hat eben im untern Geschoß 3 Zimmer, vorn ein sehr schönes nach 3 Seiten mit Fenstern versehenes, mit Sammet und Seide austapezirtes und gepolstertes, für drei Personen; in der Mitte eines, nur mit 2 kleineren Seitenfenstern versehenes, für sechs Personen; an diesem noch eines, das die Welt nur von hinten hinaus sehen kann, abermals für drei Personen. Das vorderste Zimmer kostet die meiste Mie-

the *), das hinterste die wenigste und doch kommen die Reisenden, welche in diesem wohnen auch eben so geschwind an Ort und Stelle, als die im vordersten Zimmer.

Oben auf dem Dache sitzen aber auch noch Leute neben dem einsamen Sperling — dem Conducteur, — Leute welche da den Regen und die schöne Aussicht, Staub bei warmen und den Wind bei kühlem Wetter aus der ersten Hand haben. Dießmal jedoch junge Leute, welche bei Tag und bei Nacht frölich sangen, und zwar auf Deutsch.

Unser reisendes Paar hatte, schon der stillen Woche zu Liebe in der sie lebten, im vordersten Zimmer eingemiethet in der allerdings im Ganzen richtig befundenen Voraussetzung, daß sie hier die 3 Tage, von Straßburg nach Lyon, hindurch meist allein und mithin still für sich leben könnten. Da wurde sich denn gleich in dem freundlichen, kleinen Sammetzimmerchen häuslich eingerichtet. Die rechte Seite und das Fenster nach Westen hatte die Hausfrau und alle die Taschen, die an der rechten Seite des Zimmers waren, dazu. Das Fenster nach Osten und die ganze linke Seite hatte Rist; die großen Fenster vorn hinaus, so wie die großen vorderen Taschen, hatten beide gemeinschaftlich. Da gab es denn eine kleine aus einigen lieben und unentbehrlichen Büchern bestehende Haus- und Zimmerbibliothek, Arbeitsgeräthe für die Frau, denn in unserm Stübchen ließ sichs herrlich lesen und stricken, und in den Vordertaschen allerhand Bequemlichkeiten und

*) Von Straßburg bis Lyon 55 Franken für die Person und 7 Franken für den Conducteur.

Vorräthe, wie man sie in einem so kleinen Haushalt braucht.

Vor Straßburg am Thore wurde heute (wahrscheinlich der deutschen Studenten wegen) so strenge Nachfrage nach den Päßen gehalten, daß sich das ganze Corps der Mitreisenden höchlich darüber verwunderte. Dafür zog nun auch das fahrende, von 15 Menschen bewohnte Haus desto schneller seine Strasse, in den milden Frühlingsnachmittag hinaus, unter den schon ausschlagenden, duftenden Bäumen hin.

Da zur Rechten, gegen Westen, treten jezt zwischen Straßburg und Colmar die herrlichen Vogesen mit ihren alten Ritterburgen und wunderschönen Felsenzinnen näher heran und ziehen die Seele in Zeiten von ganz anderer Kraft und Tracht zurück. Ueber den alten Thürmen und Mauern und Felsenzinnen flammt dann die Abendröthe auf und da diese hinuntergezogen, bleibt noch als Nachklang des Tageslichtes — wie der Traum von den Geschäften des Tages, — der Schein des Vollmondes zurück, und die Abendlieder der Deutschen, welche dießmal die größere Hälfte der Bewohner des fahrenden Hauses ausmachten, verhallen unter die lezten Töne der zur Ruhe gehenden Lerchen.

Es ist eine eigene Sache um das Sparen in einem großen französischen Wirthshaus, und das Wort menager muß wohl da noch eine andere Nebenbedeutung haben, bei der nicht viel herauskommt. — Der gute Oncle in Straßburg hatte uns so reichlich gesättigt und gepflegt, daß kein großer Hunger da war, als sich in Colmar der größte Theil der Einwohner zweier Diligencen die hier sich begegnen, zu Tische sezte und aß. Doch bestellte

sich das eine von uns der kalten Nacht wegen eine Portion Suppe, die man ihm auch ohne Weiteres aus der großen Schüssel, woraus die andern Gäste bekommen hatten, reichte, das andere, daneben sitzend, nahm späterhin, wie Proserpina den Granatapfelkern, ein Stückchen Käse an, der als Nachtisch herumgieng und den noch dazu der höfliche Marqueur ihm präsentirte. Aber nach Tische mußten die beiden Titularbeisitzer und Accessisten der Abendtafel eben so viel bezahlen, als die Andern, die sich doch durch alle Vor- und Zwischen- und Nachgerichte ordentlich durchgegessen hatten; denn, sagte der Marqueur, es hat dagestanden, Sie hätten sich von allen Gerichten zulangen können.

Das Nachtlager in einem solchen Diligencen-Vorderzimmer darf man sich so gar unbequem nicht denken. Wenn, wie uns dieß die ganzen drei Nächte bis Lyon glückte, blos zwei Personen darinnen sitzen, können diese fast liegend in den weichen, bequemen Polstern schlafen und der Schreiber dieses hat in seiner kleinen fahrenden Miethwohnung fast mehr und länger geschlafen, als zu Hause, und auch die Hausfrau meinte: so wollte sie es recht leicht 8 Tage lang ausdauern.

Noch halb im Traume sahe man sich denn da in La Chapelle im Wirthshaus, in einem Zimmer, das gedrängt voll Leute, vorzüglich voll Soldaten war, welche zum Theil noch in schlechtem Teutsch über die winterlich dicke Luft und ihre sommerlich dünnen Mäntel schalten. War doch kaum noch so viel Raum, daß die kleinen weissen Suppenschüsseln, worinnen einem hier der Kaffee präsentirt wird, auf den Tisch giengen.

Bis Belford sitzt man dann still in seinem Diligencenzimmer beisammen, liest da und führt dieselbe geistige Diät, als ob man zu Hause wäre in seinem Wohnzimmer. Der Tag ist trübe, wird aber gegen Mittag so mild, daß man die Fenster öffnen darf; in den Wäldern und Feldern zur Seite des Wegs schweigt Alles. Es ist einer von jenen Frühlingstagen, an welchem es einem däuchtet, als ob die Natur still und schweigend über das große Geheimniß nachsönne: wie denn auf einmal aus dem erstorbenen Leibe des Winters eine ganz neue Welt der Lebendigen, unzählbar wie das Heer der Sterne, hervorgehen solle. Die Gegend ist fruchtbar, aber mittelmäßig.

Da ist man denn schon bei Belford, das bei seiner Citadelle unten im Thale liegt, zu welchem sich von Westen her die Vogesen nahe herandrängen. Man besieht sich das Städtlein und die Citadelle, denn vor Belford (die Post ist in der Vorstadt gelegen) hält die Diligence mehrere Stunden; es ist aber nichts da, was sich der Erinnerung sonderlich tief einprägt, und man ist froh, wenn das mäßige Mittagsbrod eingenommen, und das Postkutschenhaus wieder im Gange den Berg hinaus ist.

Siehe da! schon Boten aus dem südlichen Frankreich und Piemont: einspännige Wägen, einer am andern, von Maulthieren gezogen, an denen Schellen hängen, wie bei uns die Pferde im Winter haben; das Thier und der Fuhrmann nach ihrer südlichen Landesart ausgeschmückt und gekleidet. In den Gärten der Dörflein, durch welche die Diligence geht, blühen Narzissen und Veilchen, schon zeigt sich wieder das Urgebirge (besonders die Schiefer) der Vogesen, über deren ei-

nen Arm hier die Straße führt; und wäre nicht Sprache und Tracht der Leute, ja selbst die Bauart der Häuser anders, so würde man meinen über einen Seitenarm des Spessarts, oder selbst am Saume des Odenwaldes hinzureisen.

Die letzte Anhöhe, so steil, daß alle Bewohner der Diligence zu Fuß hinangehen müssen, ist dann auch erstiegen, und es öffnet sich noch am Abend die Aussicht nach dem Juragebirge und nach dem Thal, das der Doubs durchläuft. Aus den hellen Fenstern des Vorderzimmers der Diligence sieht man die liebliche Gegend im letzten Abendroth und immer bleicheren Abendschimmer allmählich vergehen, wie Wolken im Winter; einzelne Töne vom Abendliede einer singenden Amsel kommen noch herüber, bis man sich, als eben die Lichter angezündet werden, in Lisle, am Ufer des Doubs sieht.

Selbst noch die späte Abenddämmerung, die nicht viel heller war als der Schein des Vollmondes, der eben im Aufgehen gewesen, reichte noch hin, um uns von der Brücke des Doubs aus, in dessen ruhigem Wasser die Frauen des Orts noch Gefäße und Wäsche spühlten und wuschen, eine gar herrliche Aussicht errathen zu lassen. In den Häusern des Oertchens, die nach der einen Seite hin in einer langen Reihe am Flusse hinabstehen, entzündet sich allmählich ein Licht nach dem andern. Die waldigen Hügel an beiden Seiten des Ufers hin erscheinen wie Wolken. Die Straße gieng von hier an einen großen Theil des Abends und der Nacht hindurch immer ganz nahe am stillen Doubs hin, und das Thal, bald enger bald weiter, vom Monde beleuchtet, war selbst noch bei Nacht so schön, daß man

gerne aus dem Schlaf und Traum der Diligence von Zeit zu Zeit einen Blick hinauswarf. Ohnehin war das Wachen heut leichter als gestern. Denn wenn man auch einmal eingeschlafen war, weckte einen — nicht gerade die Sorge ums Umwerfen in dieser Gegend, wo erst vor Kurzem eine Diligence ein Unglück genommen — sondern ein wahrsagender Traum, in welchem immer und jedesmal wieder Butter, Brod und Käse, oder auch Käse, Brod und Butter als Hauptpersonen vorkamen. Auch ohne ein so großer Traumdeuter zu seyn, wie Rist es ist, hätte man allenfalls die Wurzel und Quelle, so wie die ohngefähre Bedeutung jenes Traums errathen können. Es war nämlich heute am Tage über zwar viel gesehen, aber wenig gegessen worden, und seitdem sich der größte Theil der französischen Einwohner aus der Diligence (von Belford an) verloren, bekümmerte sich der Conducteur um die noch übrig gebliebene deutsche Volksmasse gar nicht viel. Er hatte diese ruhig bei Lisle von der Doub'sbrücke aus die abendliche Aussicht genießen lassen, während er mit dem Postillon im Wirthshause indeß etwas anders genossen; er hatte jene ruhig im Städtlein Clairval die beim Mondschein sonderbar aussehende Bauart eines alten Thurmes betrachten lassen, während er, wie sich nachher ergeben, gleich beim Thor Betrachtungen über den Wein von Clairval angestellt. Da endlich auch gegen Mitternacht die Diligence unbarmherzig durch Beaume les Dames hindurchgefahren, wurde ein Parlementär zum Conducteur hinauf aufs Dach beordert, welcher diesem die Noth der deutschen Besatzung so dringend dargelegt, daß Jener, bei dem ohnehin nöthigen Wechsel der Pferde, vor einem kleinen Wirthshaus angehalten.

Und nun zweifle einer ferner an der Voraussicht der Träume! Was brachte da die Wirthin? Etwa Eier, Schinken oder Kalbfleisch? — Nein, sie brachte wirklich einen großen Käse und ein noch größeres Brod; und nur die Butter hatte der Traum als Nebenzierath und Ausschmückung hinzugethan; denn Butter gab es nicht dazu.

Nachdem nun auch noch der hitzige Zank zwischen dem Conducteur und dem Postillon (einem gewesenen Soldaten unter der großen Armee) aussen vor dem Wirthshause und dem Berg hinaus überstanden war, wer konnte da wohl sanfter und besser schlafen, als die beiden Bewohner des Vorderzimmers der Diligence! Sie merkten von Roulans und Allem was dazwischen gelegen, fast gar nichts, und wachten erst auf, da sich, schon am Morgen, nahe vor Sonnenaufgang, von der Höhe hinab Besançon in einem Kessel von Bergen zeigte.

Der Himmel war hell und klar, und der hier schon deutlicher grünende Boden mit einem nur leisen Reife bedeckt, die Lerchen sangen emporgerichteten Blickes ihr Morgenlied, und selbst der aus den sonderbaren, auffallend hohen Schornsteinen der Stadt ganz gerade aufsteigende Rauch deutete auf einen schönen, heitern Tag hin.

Da sind wir nun in dem alten Besançon, das schon zu Julius Cäsars Zeiten eine sehr große, schöne Stadt, und, wie man damals glaubte, älter als Rom gewesen, und sich doch immer noch als Stadt, freilich nicht gerade mehr als besonders große, noch weniger als schöne erhalten hat. Doch reimen sich auch gerade so die meist etwas alt und grau aussehenden Häuser besser zu den eben nicht sehr bedeutenden, grauen Ueberresten eines al-

ten römischen Triumphthores, das man gegen die Citadelle hin findet.

Die Leute in einem schmutzigen, halb unterirdischen Kaffeehaus, das wir betraten, schürten erst Feuer an; dagegen trafen wir in den Kirchen (denn es war heute stiller Freitag) schon viele andächtig betende Menschen an. Hier ruhte die Seele wenigstens auf einige Augenblicke recht lieblich aus. — Unter den Kirchen mag wohl die alte, am Fuße des Citadellenberges gelegene Cathedralkirche vor allen andern eine weitere Betrachtung verdienen; auch ihrer Gemälde (von Vanloo) und Marmorarbeiten (von Breton) wegen. Auch die Peterskirche und Magdalenenkirche (jene mit einer Kreuzabnahme von Breton) werden als sehenswerth genannt.

Wer einmal mit einer französischen Diligence den Bund um 55 Franken geschlossen: den Bund, sich in drei Tagen und Nächten nicht von ihr zu trennen, und wer noch dazu, so wie wir, in Besançon noch gar nicht recht auf der Reise, sondern nur erst in den Vorbereitungen zur Reise begriffen ist, der muß sich freilich Vieles gefallen lassen. Gerne hätten wir den durchgehauenen Felsen, nordwestlich vom Citadellenberg, und die Reste eines römischen Kanals, gen Ancien hin, vor allen aber die aus sechs und dreissig Gemächern bestehende, aber mehr als vier Stunden weit von Besançon abgelegene Grotte von Oselles besucht, aber die Diligence wollte von diesen Wünschen nichts wissen, und man mußte sich bequemen.

Doch schon der Anblick da vom Citadellenberg hinab und von der Straße aus, die gen Arbois hinführt, war etwas werth; da stunden alle Obstbäume, von denen

es im Thal von Besançon ganze kleine Waldungen giebt, in voller Blüthe, wie bei uns gegen Ende des Aprils oder im Mai, und am Berg hinauf, fast unmittelbar an der Straße, blühte der lorbeerblätterige Kellerhals, (Daphne laureola,) die lieblichblaue, zweiblätterige Meerzwiebel (Scilla bifolia) und der Buxbaum, und aus den Gebüschen sangen die Vögel.

Aber zu dem schönen Frühlingstage, zu den blühenden Bäumen und Kräutern und singenden Vögeln paßte das Gesicht des Stubenburschen, welchen indeß der Conducteur zu uns hinein ins Vorderzimmer gedrängt, nicht sonderlich. Es war ein großer, dicker Herr, der zu dem Allen so gleichgültig hinaus schaute, wie Einer, mit welchem ich auch einmal ein Stück Weges gereist bin, und dessen liebster Sangvogel nicht die Nachtigall oder die Lerche, die Amsel oder Drossel, sondern die Kaffeemühle gewesen, deren leiser Gesang am Morgen ihn sogleich aufweckte und ganz guten Muthes machte, während er, wie er sagte, bei dem Geschrei der Hühner und der Nachtigall seines Nachbarn ganz ordentlich fortschlafen könnte. Ueberhaupt sahe dieser umgekehrte Poet einen Vogel lieber in der Pfanne, als auf der Tanne, lieber gebraten auf dem Tische, als schreiend im Gebüsche, und so kam mir fast unser Stubenbursche auch vor.

In Arbois war es einem zum erstenmale auf der ganzen bisherigen Reise so wunderfremd und ausländisch zu Muthe, daß man doch endlich einmal inne ward, daß man in einem ganz andern Lande als Bayern sey, und schon ziemlich weit vom Hause. Die Gegend, da am westlichen Fuße des Juragebirges, ist so kräftig und großartig, als mild und lieblich; die alte Stadt mit ih-

ren hohen grauen Häusern hat verhältnißmäßig wenig Einwohner, und diese machten, ich weiß selber nicht warum? einen so fremdartigen Eindruck auf uns, als unsere jungen Begleiter auf sie, denn diese waren hier zum erstenmale Gegenstand einer sehr laut geäußerten Neugier, an welcher selbst die Gensd'armes eine lobenswürdige Theilnahme bezeugt, als sie, nur um gewiß zu erfahren, aus welchem Land und Volk die Leute wären, diese angehalten und die Päße gelesen. Selbst die Pflanzenwelt um Arbois nimmt schon mehr und mehr eine südliche Physiognomie an, und der Weinstock wächst hier schon so dick und hochstämmig, wie man ihn nur in wärmern Ländern sieht.

Die deutsche Besatzung hatte sich von dem vornehmen Gasthof oder Posthaus, wo der dicke Herr und noch einige französische Bewohner der Diligence zu Mittag speisten, hinwegbegeben, in ein einsames, stilles, reinliches Wein- und Kaffeehaus, das in der breitesten Gasse der alten Stadt liegt. Da schien die Frühlingssonne lieblich hinein in den großen, einsamen Saal; die Wirthsleute waren gut und freundlich, und bei der Mahlzeit, die aus etlichen Eiern und Brod und Käse bestund, wozu es aber noch einen sehr wohlfeilen und dabei vortrefflichen, champagnerartigen Wein gab, kam eine ausländische Menagerie sammt ihrem Inhaber in den Saal hinein: ein Murmelthier sammt einem kleinen Savojardenjungen, welche beide zwar nicht mit den Deutschen auf deutsche Weise sprechen, wohl aber Brod und Käse auf ihre Weise mit ihnen essen und zum Theil auch Wein trinken und freundlich lachen konnten.

Es giebt doch wohl keinen treueren, gleichstimmigeren Gesellen für die Seele des Menschen, als draußen

die freie Natur. Sie spiegelt ihm immer klar und wahr sein eigenes Angesicht, und das Licht zurück, das eben über diesem steht und es beleuchtet. Da jenseits Arbois, als wir der Diligence den Berg hinan weit voraus giengen, und dann auch im Vorderzimmer der Diligence, wohin der dicke Herr, seinen Platz im Mittelzimmer dafür eintauschend, einen unserer jungen deutschen Freunde gebracht hatte, war es uns, als wüßten Blumen und Bäume, Felsengebirge und singende Vögel das, was der Mensch wußte und eben fühlte, und wollten mit jedem Ton, mit Farbe und Stellung, das mitsingen und ausdrücken, was im Menschen war.

Der Weg zieht sich hier lange Zeit über die Höhe hinweg, lehnt sich links oder östlich an den Bergabhang des Jura-Kalkgebirges, rechts ist ein tiefer, zum Theil gäh hinablaufender Grund voller Baumpflanzungen, Weingärten und Ortschaften, und jenseits jener tiefen Ebene erscheint, am nordwestlichen Horizont, der Bergzug des Montdor und gegen Südwest der nördliche Saum der waldigen Sevennen. Der Nachmittag war da schön und still und ernst. Schienen doch selbst die Städtlein durch die man kam, mit ihren alten Thürmen und Mauerzinnen, an ein andres, fernes Land erinnern zu wollen und der Seele war so, als athmete sie die frische, stärkende, heilende Morgenluft aus ihrem Vaterlande.

Bei den Bewegungen der Diligence müssen ganz besondere anziehende, in jedem Augenblicke mehr und mehr sich beschleunigende Kräfte wirken. Je weiter wir von Straßburg weg, je näher wir an Lyon kamen, desto eiliger wurde der Lauf, desto kürzer die Zeit des Stillstehens

stehens unseres fahrenden Hauses. In Poligny hatte der Conducteur mit dem Postillon eine Wette gemacht, über die Zeit in welcher wir auf der nächsten Station eintreffen wollten und es dauerten einen dabei nur die armen, dürren, aber sehr schnellen Pferde, welche von der Wette nichts hatten als unzählige Peitschenhiebe.

In Lons le Saulnier, wo wir mit dem Scheine des aufgehenden Mondes zugleich ankamen, waren die Deutschen nur einige Minuten unschlüssig und streitig untereinander gewesen, weil vielleicht die eine Parthei wollte man solle Käse und Brod, die andere aber man solle Brod und Käse zum Abendessen wählen; da wurde schon der schöne Laden am Markte, worinnen es deutsches Bier gab und wohin sich die viel klügere französische Besatzung der Diligence gleich im Augenblick der Ankunft gewendet hatte, des heutigen Festtages wegen geschlossen, und man behielt, da die Pferde schon angespannt waren, nur noch Zeit mit eiliger Zurücklassung alles Weines und Käses der in der Stadt war, einiges Brod aus einem benachbarten Bäckerladen in die Postkutsche zu retten. Indeß schlief sichs auch so gar gut und sanft die ganze Nacht hindurch, bis am Morgen der Conducteur das Dienstmädchen des Postmeisters der letzten Station vor Bourg, in Ermangelung eines andern Platzes, zu uns ins Vorderzimmer hineindrängte, welches denn sich hier so benommen, als gehöre das Vorderzimmer ganz allein ihm an, bald aufgestanden, bald sich gesezt, bald sich vorn zum Fenster herausgelegt und laute Gespräche mit dem Conducteur oben auf dem Dache, oder mit dem Postillon vorn auf den Pferden gehalten, dann wieder in uns hineingeschnattert, oder

auch ein langes Gespräch mit sich selbst, erst leise, dann immer lauter gehalten, wobei es bald gelacht, bald ganz traurig aussehend geseufzt.

Bourg mit der schönen, jenseits und außer der Stadt, doch zum Glück für uns unmittelbar an der Straße nach Lyon gelegenen Kirche, konnte nur sehr eilig besehen werden, denn wir hatten kaum vom Pater Prior die Erlaubniß erlangt die Kirche für uns öffnen zu lassen und waren einige Minuten darinnen; da hörte man schon das nahe Klatschen der Postillonspeitsche, und die Diligence heranrollen. Wir saßen denn, ohne Frühstück, eilig ein und fanden da in unsrem Vorderzimmer statt des Dienstmädchens des Postmeisters einen neuen Stubengenossen: einen Zeichenlehrer aus Bourg, einen gebornen Niederländer, der als halber Deutscher bald deutsch bald französisch mit uns gesprochen. Die Gegend und der herrliche Frühlingstag waren heut fast zu schön für die Reise in der Diligence. Doch kamen auch zuweilen Berge, bei denen es möglich war neben der langsamer fahrenden Diligence zu Fuße einherzugehen, und sich zu erfreuen am Anblick der neuen, wenigstens noch niemals im Freien gesehenen Blumen des südlichen Frankreichs, und an dem Anblick der Alpenkette. Und gegen Abend, siehe da! rauschte schon, mit dem erquickenden Frühlingsregen der sich vom Gebirge her über den heitren Himmel gezogen hatte, zugleich der klare, muntre, kräftige Rhonestrom neben der Straße her.

Auch der lezte Hügel war jezt erstiegen; da lag das königlich schöne, große Lyon, die Beherrscherin zweier Ströme, als ein großes Amphitheater von Häusern, das sich weit und breit an der Rhone hinunter ausdehnt vor

uns, und mit Eintritt der Dämmerung war man schon im geräumigen, wohl eingerichteten Hotel des quatre Nations.

Der erste Abend in Lyon gehört noch zum Diligencenleben, denn der Kopf ist doch nach einem so langen, ununterbrochnen Fahren noch zu wüst zum eigentlichen Sehen und Genießen. Durch ein enges Gäßlein gelangt man vom Hotel aus zu dem Terreaurplatze, dort steht, dem Museum fast gegenüber, ein vornehmes Kaffeehaus mit lauter Spiegelwänden, in denen die Lichter der Kronenleuchter mehr als zehenfältig widerstrahlen; da gieng einer der Reisenden mit dem Zeichenlehrer noch hinein. Unter den lauten Schreiern und Sprechern die an allen Tischen saßen, wurde ihm aber zu Muthe wie auf einem schnell segelnden Schiffe, wenn die Seekrankheit sich von ferne melden will und er dankte es dem wackern Zeichenlehrer daß dieser so bald aufbrach und ihn wieder ins Gasthaus führte.

Aber das schöne Lyon ist wenigstens einer eignen Ueberschrift werth.

3. Lyon.

Wenn man die Höhe eines Berges aus dem Stand des Barometers bestimmen will, muß man vor allem wissen wie um selbige Zeit und Stunde das Barometer unten im Thal gestanden; ja man muß auch dazu wissen, wie kalt oder wie warm es eben damals gewesen. So muß man auch, wenn man in einem fremden Spiegel, den einem ein Reisebeschreiber vorhält, irgend eine Gegend, oder Stadt oder auch nur eine Korntenne betrachten und daraus wirklich kennen lernen möchte, zuerst wissen wie der Spiegel beschaffen gewesen, ob angelaufen und glanzfleckig oder klar; denn dem einen Auge erscheint eine Sache so, einem andern anders. Das Auge, womit unser Reisebeschreiber Lyon und andre Gegenstände, die ihm auf dieser Reise vorkamen, betrachtet, ist zwar immer das Auge eines Träumers gewesen, aber eines solchen, der einen leichten Schlaf hat, und dem im Traume, noch mehr aber im Erwachen daraus, Alles eher schöner, wenigstens aber nicht trüber und finsterer erscheint als es ist. Er soll auch bei Gelegenheit des Gesehenen immer ehrlich erzählen wie es in Dem beschaffen gewesen, der das Gesehene gesehen.

Ostertag war es, und die Sonne schien bereits hell und klar an die Dächer der hohen, dem Gasthaus gegenüberstehenden Häuser, als unsere Reisenden Zimmer

und Haus und ihre enge Gasse verließen, und hinaustraten an die Rhone. Da am Ufer hinunter stehen Palläste und vor ihnen die bereits grünende Allee von Bäumen. Brücken von edler, einfacher Bauart führen über den königlichen Strom, dessen grünliches Wasser den Ursprung aus dem nahen Hochgebirge verräth; von jeder Brücke, ja von jedem Punkt des Ufers hat man die Aussicht auf Gebirge und Hügel, und ganze Heerden von Landhäusern und Baumpflanzungen.

Da links vom Ende der Gasse, aus der man nach der Morandbrücke heraustritt, ist ein Kaffeehaus; in dessen großen, reinlichen Saal die Frühlingssonne lieblich herein scheint und aus dessen Fenstern man die Aussicht hat auf die Rhone und die Brücke, und auf den freien, schönen Platz; hier fanden sich die beiden Reisenden gleich am ersten Morgen so heimlich, daß sie, während des dreitägigen Aufenthaltes, ihr Frühstück jedesmal da einnahmen.

Darauf geht man denn (es war gegen 8 Uhr des Morgens) nachdem man einige Augenblicke von der Mitte der Morandbrücke aus den Gesammtanblick der Stadt und ihrer Umgebung genoßen, in der noch stillen, menschenleeren Baumallee, an der Rhone hinunter, neben hohen, prächtigen Häusern und öffentlichen Gebäuden hin, bis zur steinernen Guillotierebrücke, wendet sich dann in die Stadt hinein über den schönen Bellecourplatz zum Ufer der Saone hinüber, auf welches von der Höhe her gewaltige Häusermassen und blühende Gärten herunterblicken; Kirchen und Palläste spiegeln sich in dem stillen Strome, an dessen Saume Schifflein an Schifflein liegt.

Von Minute zu Minute kommen mehrere von den hundert und dreissig tausend Einwohnern der großen, schönen Stadt aus den Häusern hervor, das Getümmel in den Gassen und an den Kaien wird immer größer; aber mitten im Getümmel ist die Seele still und allein, als ob sie da außen vor einer großen Stadt, noch bewohnter und geräuschvoller als Lyon, im einsamen Garten, an einem Felsen stünde, aus welchem einst, an diesem Tage, in früher Morgenstunde, ein neues Weltgebäude des Geistigen hervorgegangen, viel höher als das Sichtbare der Felsen und Berge. So schlief oder lärmte jene große Stadt damals auch, wie jetzt Lyon, und nahm nichts wahr von dem was eben jezt außen im Felsengarten geschehen: nichts von dem Geheimniß eines neuen Weltentages, um welches nur erst einige treue, stille Seelen wußten.

Die protestantische Kirche ist viel zu klein um die große Menschenzahl auf einmal zu fassen, die sich zur Gemeinde hält; es muß mehrere Male unmittelbar nacheinander Gottesdienst gehalten werden, damit das gleich beim ersten Mal ganz gefüllte Gebäude sich wieder leere und auch für Andere Raum werden könne. Wir fanden den freien Platz außen vor der Kirche schon ganz gedrängt voller Menschen, welche hier still warteten, bis der erste Gottesdienst sich enden und der zweite beginnen würde. Da endlich die Thüren sich öffneten, dauerte es sehr lange ehe die vielen, vielen Menschen, die da versammlet gewesen waren, den Ausgang, und hernach die schon außen Stehenden den Eingang gewinnen konnten. In Zeit von einer Viertelstunde war die Kirche wieder so gedrängt voll, daß nirgends, weder auf den Bänken noch in den Gängen, ein Platz mehr zu finden war,

und daß ganze Haufen außen im Zwischenraume zwischen den äußeren Thüren und dem Eingang zur eigentlichen, innern Kirche mußten stehen bleiben. Der Mann der da nach dem Gesang des Psalmes auftrat und von der großen Begebenheit des heutigen Festes sprach, war aber auch eines solchen Herzudrängens werth. Er sprach so wie einer der selber im Geiste dabei gewesen, der das große Ereigniß des heutigen Festes selber in sich erfahren und nun das verkündigte: "was er gehört hatte, was er gesehen hatte mit seinen Augen — vom Wort des Lebens."

Die steinerne Brücke (Pont au Change) über welche man von der protestantischen Kirche aus wieder herübergeht zur innern Stadt, gewährt eine Aussicht nach dem blühenden und grünenden Fourbierberg und auf die mit Schifflein eingesäumte Saone hinauf- und herabwärts, bei welcher man gerne hätte länger verweilen mögen, wenn das Gedräng der gegeneinander, herüber- und hinübergehenden Menschen da nicht zu groß gewesen wäre.

Das Museum war heute, am ersten Festtag, geöffnet; auch wir giengen hin. Das ansehnliche schöne Gebäude (ehemals ein Kloster) geht mit seiner, von dorischen und korinthischen Säulenordnungen getragenen Façade nach dem Terreauxplatz heraus. Beim Hineingehen kommt man zuerst in einen Säulengang, der sich um den ganzen viereckten Hof herumzieht. Schon hier sind eine Menge, großentheils römische Alterthümer zu sehen; alte Inschriften, Grabsteine, Sarkophagen. Am meisten zieht die Aufmerksamkeit ein tauroboliſcher Altar, der Inschrift nach aus Antonins des Frommen Zeiten, an sich. Erinnernd an jene alten Sühnopfer, bei welchen

ein Mensch, unten in einer Grube unter der Opferbühne stehend, sich von dem Blute des geschlachteten Stieres ganz benetzen ließ und hierdurch sich selber oder Andere, ja selbst eine ganze Stadt oder Provinz entsündigt und mit der Gottheit versöhnt zu haben wähnte. Opfer, denen eine uralte Basis zu Grunde gelegen. — Oben in den Sälen sind Alterthümer der verschiedensten Art: ägyptische, griechische, römische, alt gallische, und Gemälde, unter denen manche bedeutende, z. B. eine Verkündigung von Guido, die Anbetung der drei Weisen von Rubens, Moses Rettung aus dem Wasser, von Paul Veronese. Ein Bild besonders hat einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht. Es war ein Eindruck, nicht angenehm, nicht sinnlich erfreulich, aber tief und bleibend, wie ihn etwa der Anblick des Leichnams eines ehrwürdigen Todten machen würde, mit welchem man sich unversehens bei Nacht, in einsamer Kapelle, bei dem Scheine einer Fackel eingeschlossen fände. Da ist eine betende Gestalt, die Hände über die Brust gefaltet, das Gesicht bleich und mit den Zügen eines Todten, der in Frieden entschlafen, das Auge aber offen und nach oben gewendet, mit jenem Ausdruck, den ich einst bei einem Sterbenden gesehen, dessen lezte Worte ein Lobespsalm gewesen. Ich wußte anfangs nicht was das Bild bedeuten sollte, konnte aber nicht von ihm wegkommen zu den andern Bildern, und wenn ich einmal weggegangen, mußte ich immer wieder zu ihm hinsehen. Das Bild ist von dem merkwürdigen spanischen Meister Espagnolet und stellt einen heiligen Franziskus von Assisi vor. Nach der Legende wurde dieser Heilige Jahre lang nach seinem Tode unverwest, mit offenen, betend nach oben gerichteten Augen und betend gefaltenen Händen gefunden, als

ob selbst noch an dem todten Leibe diese Richtung, welche am lebenden die beständige und vorherrschende gewesen, unverwischbar geblieben wäre. Es ist mir dieses Bild auf meiner ganzen weiteren Reise durch Frankreich und Italien oftmals, wenn ich Dies und Jenes in der Welt gesehen, wieder eingefallen, und wie ein Bild ganzer jezt lebender Zeiten und Geschlechter erschienen. Bei den meisten Leichnamen sind die Augen geschlossen, in den Zügen schweben noch, für ewig festgestellt, die Wolken irdischer Sorgen und ungesättigten Begehrens; einen Leichnam habe ich aber oft und viel betrachtet, der, ob er gleich nun todt und kalt ist, doch noch die Augen betend nach oben gerichtet trägt; dessen starren Händen eine vorhergegangene, frühe Uebung des Lebens die Gestalt des Betens für ewig aufgedrückt hat. Ja, besser wäre es, der Todte lebte und schiene nicht bloß zu beten, sondern betete wirklich. Wenn aber in diesen einstmals der Geist des Lebens aus Gott führe und er von neuem auf seinen Füßen stände, da wäre die alte Richtung nach oben, und der Ton eines geistigeren Lebens schon in dem noch unverändert zurückgebliebenen Instrument gegeben und vorhanden.

Im Hotel des quatre nations, an einem Tisch für drei Personen, kann man auch so festlich vergnügt beisammen seyn, als ob man zu Hause wäre.

Der Nachmittag war reich und bunt für das Auge, wie keiner auf der ganzen bisherigen Reise. Unvergleichliche Alpenansichten, unter ganzen Waldungen von blühenden Bäumen, schöne Kirchen, Spuren aus der mächtigsten Zeit der Römer, das Gedräng des festlich geschmückten Volkes auf dem Saonekai und auf dem herr-

lich gelegenen, überall grünenden und blühenden Kirchhof, der Felsenmann und Pierre scise — — es war fast zu viel für einen Nachmittag.

In Begleitung eines freundlichen und gefälligen Landsmannes, des Herrn Müller aus Nürnberg, der schon seit etlichen Jahren in Lyon lebt, giengen wir zuerst über die Saone hinüber, nach der alten Hauptkirche der Stadt: der Kirche von St. Johann. Da hat man denn gleich etliche bemerkenswerthe Werke der Baukunst, freilich von sehr verschiedener Art beisammen: die prächtige, steinerne Tilsitbrücke, seit 1808 vollendet, den erzbischöfflichen Pallast und unmittelbar daranstoßend die Cathedrale, sammt der viel kleineren alten Stephanskirche.

Die Cathedrale mit ihren vier Thürmen und prächtigem Portal ist von innen und außen ein schönes, merkwürdiges Gebäude. Man muß sie aber eben nicht vergleichen, am allerwenigsten mit einem solchen Gebäude wie der Straßburger Münster, oder doch auch noch sonst manche andere, minder berühmte Kirche in Deutschland ist. Denn da verliert die Lyoner Cathedrale nicht blos wegen ihrer geringern Größe, sondern auch noch in anderer Hinsicht. Wenn ich beide Arten von Gebäuden verglich, so war mir es, als erinnerten solche, wie der Straßburger Münster, an die Andacht eines Menschen, der aus innrem Triebe des Geistes, aus dem Herzen betet; solche wie die Cathedrale zu Lyon, an die gute Gesinnung eines Menschen, der ein Gebet aus einem Buche abliest. Bei der eigenen, innern Begeisterung, z. B. des Mannes, der eine divina Comedia selber erfindet und dichtet, ist Einheit und kräftige Zusammenfassung; bei der von außen kommenden eines Man-

nes, der das Meisterwerk blos liest, ist Zerstreuung und Abweichung der Seele bald auf diesen bald auf einen andern fremden Gegenstand hin. So mangelt auch der Kirche St. Johann in Lyon eine gewiße Zusammenfassung und Einheit, welche man z. B. am Straßburger Münstergebäu gar wohl durchfühlt. Es kommt dies nicht blos daher, daß gar verschiedene Jahrhunderte am Lyoner Dom gebaut haben, (das Hauptschiff ist im 12ten Jahrhundert zu Philipp Augusts Zeiten, das Portal unter Ludwig XI. im 15ten Jahrhundert vollendet,) sondern daß kein so übermächtig großer Gedanke des ersten Begründers des Baues die späteren Baukünstler mit sich fortriß und ihm zu folgen zwang, wie dies bei manchen unsrer schönsten, zum Theil auch in gar verschiedenen Jahrhunderten zu Stande gebrachten Kirchen der Fall war. Ueberdies, man erlaube nur noch die eine Bemerkung, schien mirs im Allgemeinen, als wenn eine gewiße sehr tief gehende innere Verwandtschaft des Deutschen mit dem Italiäner, sich auch in den Kirchengebäuden zeigte. Die bedeutenderen Kirchen in Italien waren mir alle verständlich; es war als redeten sie in meiner eigenen deutschen Zunge mit mir. Die Kirchen im südlichen Frankreich dagegen mußte ich oft und lange ansehen, um den eigentlichen Sinn des Baukünstlers zu begreifen; sie reden eine fremde Sprache mit dem an seine heimathliche Baukunst gewöhnten Deutschen.

Es bleibt jedoch dabei: die Cathedrale von Lyon ist eine der schönsten Kirchen, welche wir im südlichen Frankreich gesehen; höchst fleißig gearbeitet, bis auf die Bildnerei an den Thüren, im Innern noch immer, auch nach den Zerstörungen der Revolutionszeit, reich ge-

schmückt durch ihre bunten Glasfenster und z. B. durch die prächtige, sorgfältig ausgearbeitete Seitenhalle des Cardinal Bourbon. Die berühmte astronomische Uhr, in einem kleinen, viereckten Thurm enthalten, der an dem einen Ende der Kirche steht, die schon so oft durch rohe Gewaltthätigkeit und wohl auch durch ihr hohes Alter zum Stillstehen gekommen, die aber auch eben so oft, wie man uns sagte, nach den Zerstörungen der Revolution wieder in Gang gebracht worden, bedurfte freilich auch damals als wir sie sahen, einer neuen Reparatur: der künstliche Hahn, oben auf der Kuppel, wollte beim Schlag der Stunde weder krähen noch mit den Flügeln schlagen, wie er dies sonst gethan; der Schweizer mochte seinen Hammer, womit er an die Glocke schlagen sollte, nicht bewegen, der Heilige, der sonst an jedem Tag der Woche durch einen andern ersetzt wurde (jeder Wochentag war durch einen andern, der um Mitternacht heraustrat, bezeichnet) war am andern Tage noch derselbe, der er gestern und schon lange gewesen, das liebliche Glockenspiel, das sonst am Ende jeder Stunde den Lobgesang der Maria ertönen ließ, war verstummt; Sonne und Mond hatten schon oft ihren Lauf und Stellung vollendet und verändert, ohne daß die künstliche Sonne und Mond der Uhr es, wie sonst, nachgebildet hätten. Das hübsche Kunstwerk erschien aber auch so noch sehenswerth.

Die kleine Kirche von St. Stephan, nun zusammenstoßend mit der Cathedrale, ist, wie dies auch noch der alte, einfältige Umriß zeigt, aus einer Zeit, wo man noch geglaubt: der eigentliche Tempel Gottes sey nicht der steinerne, sondern der lebendige, der in den steiner-

nen Hallen anbetenden Menschen, wo man dann auch weniger Mühe darauf gewendet, jenen zu erbauen und zu schmücken, als diesen rechtschaffen zu bereiten. Und das ist auch gut, und hält die Probe neben jedem Münsterbau aus. Die St. Stephanskirche, in Form eines Kreuzes erbaut, war schon im 5ten Jahrhundert Versammlungsort der Christen. Die Fenster enthalten Glasgemälde.

Und nun hinauf, zu der alten Mutter und Beherrscherinn der Stadt Lyon, zu dem Fourbierberg, der noch jezt mit seinen Gärten und Gebäuden und alten Gemäuern den majestätischen Hintergrund bildet, durch welchen Lyons Lage so schön wird. Der Berg ist etwas steil, aber in wenig Minuten ist man da, wo bis zu seinem, wahrscheinlich durch die früheren Zerstörungen der Sarazenen herbeigeführten Zusammenstürzen, im Jahr 840 unserer Zeitrechnung, das prächtige Forum des Trajan gestanden, welches als for vieil dem ganzen Berg seinen jetzigen Namen gegeben. An der Stelle des alten Forums, und zum Theil aus seinen Trümmern erbaut, findet sich da die alte, nicht sehr große Kirche von notre Dame, durch ein wunderthätiges Marienbild berühmt. Nahe dabei stehet das alte Kloster de la visitation, wie man sagt, auf dem Grund und Gemäuer jenes Kaiserpallastes, in welchem selbst der Herrscher der damaligen Welt, Kaiser Augustus längere Zeit mit den Seinen gewohnt; in welchem Antonia, die Gemahlinn des Drusus, Jahre lang verweilte, als sie ihrem Gemahl aus der schönen Kaiserstadt hieher, in das ferne, fremde Land und in das Getümmel des Krieges gefolgt war; hier war es, wo sie den edlen Germanicus, freilich auch den an Geist und Herzen verkümmerten

Claudius gebahr. Auch Severus wohnte längere Zeit hier und der Pallast war der gewöhnliche Aufenthalt des römischen Präfekten.

Hier ist man also recht im Mittelpunct des alten Lyons (Lugdunums) der Römerzeit, welches nicht unten im Thal, sondern meist da auf dem Berge gestanden. In der That die alten "Adler" wählten die Stellen zu ihren Herrschersitzen gut. Bei einer solchen Aussicht, wie man da von der Terrasse aus, gleich bei notre Dame hat, müßte wohl, sollte man meinen, auch der trägste Geist ein wenig zum Emporfluge getrieben werden.

Das erste, was unser Auge da gegen Osten hin suchte und fand, war die Alpenkette, aus welcher sich der gewaltige Montblanc in einem blendend weißen Lichte, und so deutlich hervorhob, als man ihn, wie man uns versicherte, nur äußerst selten sehen kann. "Eine solche weiße Farbe und klare Gestalt des Montblanc, bedeute immer nahen Regen." Und in der That, die Sicherheit dieses Anzeichens erfuhren wir noch an demselben Nachmittag. Aber ich hätte wollen gerne noch dreimal naß werden, für einen solchen Anblick. — Vor der Kette der Alpen zeigen sich, wie eine zweite, etwas niedrigere Terrasse, die Gebirge Chamberys und der großen Carthause, zu deren Füßen die reiche, gesegnete Ebene der Dauphine' allmälig hinansteigt. Nach Norden sieht man den Montd'or und Mont Cindres; unten im nahen Thale die beiden herrlichen Ströme, die mächtigen Häusermassen der Stadt und eine unzählbare Menge der Landhäuser und Schlösser um die Stadt her, unter Baumpflanzungen und Rebenhügel verstreut.

Nachdem wir uns bei dieser Aussicht ziemlich lange verweilt, giengen wir zwischen Gärten und blühenden Bäumen hinan und hinüber nach dem großen Kirchhof. Da feierten viele Menschen unter den Gräbern das Fest der Auferstehung — es schien ein Gottesdienst oben gewesen zu seyn, der eben geendigt hatte. Aber dieser bunte Haufen wurde sammt uns gar bald durch einen heftigen Gewitterregen zerstreut. Die einen flüchteten sich dahin, die andern dorthin; wir aber fanden am nordöstlichen Abhange eine kleine Weinschenke, in der wir uns vor dem Regen schützten. Unten im Erdgeschoß, das etwas dunkel war, saß der Bruder Melcher, das heißt: ein armes Volk, das wenigstens an Sonn- und Festtagen wie vornehme Leute aussehen will und sollte es auch statt dem Mantel die Küchenthür, statt dem Degen die Ofengabel umhängen. Wir hätten uns recht gern zum Bruder Melcher hingesezt, aber es war kein Platz da, die Frau Wirthin wies uns die Treppe hinauf ins obere Stock und wir hatten Ursache mit dem Tausch zufrieden zu seyn. Die Aussicht war da herrlich, besonders ins Saonethal, zu unsern Füßen hinunter, auf die jezt überall grünenden und blühenden Felsen, die sich da an den Strom enge und malerisch hinandrängen. Aus den Gewitterwolken blinkten auch noch von Zeit zu Zeit der Montblanc und die Kette der Alpen heraus, bis zulezt Sturm und Regenguß dem Häuslein so nahe kamen, als wollten sie es umwerfen und ins Saonethal hinunterspülen.

Wenn nach einem solchen Frühlingsregen Alles frischer grünt und duftet, wandelt es sich schon in einer ganz mittelmäßigen Gegend lieblicher herum, geschweige

erst in einer solchen, wie die des Fourbierberges bei Lyon. Da unten sahe man, jenseits der Vorstadt Vaise, die Straße, die nach Paris führt. Der armen Vorstadt Vaise sieht man es noch immer an, daß sie eine schlechte, böse Jugend durchlebt hat; dieser ehemalige Aufenthaltsort bedauernswürdig versunkener Mädchen sieht aus wie ein alter Bettler, der durch eigne Schuld so elend geworden. Wir wendeten um zur Stadt und giengen noch über die St. Vincentbrücke der Saone hinüber. Der enge Felsenpaß da bei Pierre scise soll schon durch die Römer (durch Agrippa) neben dem Strome hin gesprengt und erweitert seyn. Da auf Pierre scise stund einst die Burg der Erzbischöffe, welche nachmals, bis zu ihrer Zerstörung in den Zeiten der Revolution ein Staatsgefängniß gewesen.

Im Vorbeigehen wird dann auch das auf dem Felsenvorsprung stehende hölzerne Bildniß des guten Deutschen: des Johann Fleberg betrachtet. Dieser bon Allemand ist ein ganz besonderer Baukünstler gewesen, welcher sich in Lyon ein altes Denkmal, nicht in Marmor oder Granit, sondern in den Herzen der Armen zu errichten gewußt, deren Vater er bei seinen Lebzeiten, und durch freigebige Stiftung auch nach seinem Tode geworden. Die alte, für unüberwindlich fest gehaltene Burg auf Pierre scise haben sie indeß von Grund aus zerstört; das Denkmal, das sich der gute Deutsche in die Erinnerung der Lyoner hineingebaut, hält noch immer Stand, und wenn wieder einmal das Bildniß aus Holz, in alter Ritterrüstung, mit einem Beutel in der Hand, das den Johann Fleberg vorstellen soll, von den Würmern gefressen ist, da läßt das Volk ein andres machen,

führt

führt es bei Sang und Klang durch die Stadt und stellt es wieder auf seine alte Felsenklippe.

Den Abend brachten wir noch, zehn Deutsche beisammen, zwar dem Leibe nach in Lyon, in dem Oberstübchen eines kleinen, dabei jedoch sehr wohl versorgten und reinlichen Kosthauses zu, dem Geiste nach aber in der Heimath; denn von dieser wurde viel gesprochen und erzählt, weil der Mensch an solchen Festtagen am meisten Verlangen nach dem eigenen Heerd und Denen die da herumsitzen hat.

Der zweite Ostertag war so schön, so lieblich und klar als man sich nur aus dem Frühlingsmonat des südlicheren Franksreichs einen Tag wünschen und auswählen könnte. Es war als hätte die Rhone, denn dieser wurde auch heute der erste Besuch gemacht, balsamische Gebirgsluft und den Geruch der Alpenpflanzen mit sich gebracht. Auf der Morandbrücke, der Nachbarin unsers Kaffeehauses, wurde lange auf und nieder gegangen und bald die gegenüberliegende Vorstadt mit ihren Baumalleen und Gärten, bald wieder der prächtige Rhonekai mit seinen Pallästen und mächtig hohen Häusern betrachtet. Ohnehin verdient die hölzerne, scheinbar überaus leicht und doch den stärksten Eisgängen trotzende Morandbrücke eine genauere Betrachtung; ihr Erbauer, der treffliche Morand, hat mit diesem Meisterwerk gezeigt: daß ein solches übermächtiges Element wie der Rhodanusstrom sich leichter durch Verstand und Ueberlegung, als durch die Gewalt der Massen bändigen lasse. Die breiten Trottoirs für die Fußgänger sind mit reinlichen Backsteinen belegt. Beim Hinübergehen zahlt man eine Kleinigkeit.

Es sollte heute viel besehen werden, darum war es Zeit sich wieder hinein unter die Häuser zu begeben. Das Stadthaus, das uns beim jedesmaligen Hinübergehen über den Terreauxplatz, mit seiner noch immer schönen Façade und seinem hoch dahinter emporragenden Uhrenthurm sehr in die Augen gefallen, wurde zuerst besehen. Es wird für eines der schönsten in Europa gehalten, und schon unten, in der geräumigen, von Säulen getragenen Halle, ehe man sich noch der Stiege von schwarzem Marmor und durch sie den mächtigen Sälen nähert, verweilt man mit Verwunderung bei den bronzenen Statüen des Rhodanus und der Saone, und bei den römischen Alterthümern, welche die Wände zieren. Jene, die beiden, auf Löwen gelehnten Flußgötter, sind eines der vorzüglichsten Werke des Meister Wilhelm Coustou.

An dem Theatergebäude, hinter dem Stadthause, ist nicht viel Besondres zu sehen, und man tritt da von neuem an den Rhonekai heraus. Nicht weit von der Morandbrücke hinabwärts, sind die Rhonebäder, in einem hundert und sechszig Fuß langem Schiffe erbaut zu sehen, und ihnen gegenüber die prächtigen Gebäude des Lyceums und der Bibliothek. Diese leztere blieb auch nach den Verheerungen der Revolution noch sehr sehenswerth. Denn obgleich es ihr damals nicht viel anders ergangen als der Bibliothek zu Alexandria, indem die Revolutionsmänner auch glaubten die Werke der erleuchteten Gelehrten müßten besser brennen als Holz und Stroh, und daher Wochenlang die Oefen damit heizten; so blieb doch noch ein großer Theil der Bücher verschont, unter denen besonders einige prächtige chinesische Werke den reisenden Gelehrten gezeigt werden. Der Hauptsaal ist hundert

und funfzig Fuß lang, ein und vierzig Fuß hoch; unten stehen die Bücher in Schränken, oben läuft eine Gallerie voll Bücherreihen mit einer Ballustrade herum. Außerordentlich schön, und für einen der da lesen sollte gar zu schön, ist die Aussicht von der Terrasse der Bibliothek auf die Rhone und ihre Ufer, und die Alpenkette hinüber.

Heute, am Festtage, disputirten zwei Papagayen, der eine im vergoldeten der andere im grünen Käfich so laut neben der Bibliothek, daß man kaum sein eigenes Wort vernehmen konnte. Ich verstund nicht ganz, worüber sie eigentlich stritten, nur hörte ich, daß es der eine Krah, Krah, der andere Kara, Kara sprach, und darüber wurden sie so zornig auf einander, daß die Käfiche zitterten. Selbst die Sperlinge auf dem Dache wurden aufmerksam auf den Streit. Sie hielten innen mit ihrem Geschrei, flogen aber dann weg.

Wir giengen auch weiter, immer am Rhonekai hin, zur steinernen Guillotierebrücke. Von dieser aus muß man zuerst die prächtige Façade vom Hotel de Dieu betrachten, so wie zugleich die ganze Häusermasse, welche hier vor einem liegt. Das öffentliche Krankenhaus (Hotel de Dieu) ist eines der herrlichsten Meisterwerke des trefflichen Soufflot, des Erbauers des Pantheons in Paris, und man kann wohl sagen: daß wenig Fürsten in ganz Europa so gar prächtig wohnen als die Kranken in Lyon. Es ist recht bezeichnend für den Grundcharakter der guten Stadt Lyon, die gleich bei ihrem Entstehen zum Zufluchtsort für arme Vertriebene bestimmt war und zum Hotel de Dieu in mehrfachem Sinne, daß sie ordentlich eine Ehre darein gesezt hat, daß das Haus der

Kranken und Hülfsbedürftigen schöner seyn solle als jedes Haus, auch der reichsten Bürger der Stadt: schöner als jedes andere öffentliche Gebäude. Man begreift freilich, wenn man diesen Pallast der Kranken (dem übrigens noch ein ganzer Flügel fehlt) eine Zeit lang betrachtet, und das Verhältniß der Höhe mit den übrigen Verhältnissen vergleicht, warum Soufflot sich der Thränen nicht enthalten können, als man ihm sagte, daß zu der dritten Etage die er auf die beiden andern (eben so wie diese mit Säulen von jonischer Ordnung) aufsetzen wollte, der bestimmte Fond nicht reichen wolle, indeß wird auch die Sparsamkeit des Magistrats gar begreiflich; denn die gewaltige, prachtvolle Kuppel allein, so wie sie vor der Revolution mit Statüen verziert dastund, würde in unserer Zeit den Fond mancher ansehnlichen Stadt erschöpfen.

In dieses Gebäude sollte jeder Fremde hinein, es ist, sammt den vielen andern zu ähnlichen Zweck bestimmten in der Stadt, ein Wahrzeichen von Lyon im höheren Sinne. Da gleich beim Eintritt eine geräumige Halle, der Hof mit den bedeckten Säulengängen, die breiten, steinernen Treppen, die mächtig langen Säle mit ihren vielen Fenstern! — In dem einen Saal waren Kranke, welche mehr der Pflege als der Heilung bedurften. Und wie hatten sie jene so reichlich! Alles sah so überflüßig und wohl eingerichtet aus, wie in einem wohlhabenden älterlichen Hause. Aber in einem andern Saale (es war der dritte oder vierte den wir sahen) lagen Kranke, dem Tode nahe. Einer war schon gestorben, ein alter Mann, das Gesicht sah ruhig aus, der offne Mund so, als wollte er eben noch etwas Gutes sagen. Aber in einem Bett daneben lag ein jüngerer,

todtkranker Mensch. Er hatte seinen Nachbar röcheln hören und sterben, er selber aber, das sah man ihm an, mochte nicht gern sterben: das arme Gesicht voll Angst und Schrecken, war vom Nachbar abgewendet, nach der Thür hin. Man hätte wohl denken sollen es wäre ihm etwa tröstlicher gewesen sein Auge lieber nach der andern Seite, nach der Kapelle und dem Altar hinzuwenden, die aus jedem Saale im ganzen Krankenhaus sichtbar sind; aber es probiere es einer einmal selber, sterbend, neben einem Sterbenden zu liegen. Vielleicht weit von der Heimath, unter ganz fremden Leuten. Das Sterben ist ja nicht so leicht!

Im Saale der kranken Kinder war es lieblich dazu. Ein armes, bleiches, etwa vierjähriges Kind, in reinlichem Kleidchen und Bettchen, hatte sich aufgerichtet. Mit ihm spielte ein anderes gesundes oder schon genesenes, das am Bette saß. Das kranke Kind vielleicht heute zum erstenmale ohne Fieber, lachte herzlich, und ein anders, im Bettchen gegenüber, das so matt war, daß es sich nicht aufrichten konnte, lachte doch auch mit.

Aber wer hätte da in einem solchen Krankenhause (das schönste, reichlichst versorgte das ich in meinem Leben gesehen) Alles genau betrachten und merken können! Besonders in der Zeit wo wir da waren, wo von den fast zweitausend eisernen Betten, welche in den vielen Sälenreihen stehen, nur wenige leer waren. An den Genesenden und Genesenen, so wohl versorgt und gepflegt wie in keinem noch so gutem Hotel des quatres Nations, hatte man freilich am meisten seine Freude, besonders an den Kindern. Die Küche mit ihrer musterhaften Einrichtung, die große reinliche Apotheke, meist

von Frauen bedient, der Speisesaal für die Aufwärter und Aufwärterinnen, die Aussicht, fast aus allen, von der Sonne erwärmten und beschienenen oberen Sälen, auf die Rhone und weit in die schöne Landschaft hinaus, das alles gehört noch dazu, um dies Krankenhaus bis ins Kleinste herunter zu einem der reichbegabtesten zu machen, die es in mehr als einem Lande giebt. — Unten vor dem Hause fanden wir unter andrem trefflichen Obste auch noch sehr wohlerhaltene, frische Weintrauben, von sehr gutem Geschmack und dabei wohlfeil.

Auf der andern Seite von der Guillotierebrücke aus liegt dann gleich ein anders Haus der Gastfreiheit und Wohlthätigkeit der guten Lyoner: das Hospital de la Charité. Dies geräumige Gebäude wurde schon im 16ten Jahrhundert bei einer großen Hungersnoth von Armen (denen man dadurch Brod geben wollte) für Arme erbaut. Drei bis vier tausend arme Waisen, und verlaßene, ausgesezte Kinder, werden auf Kosten dieser wohlthätigen Anstalt gepflegt und erzogen. Dies geschieht aber meist auf dem Lande, bei Leuten denen man sie zur weitern Erziehung übergiebt und die man hierbei in sehr genauer Aufsicht hält. Blos so lange die Kleinen der ersten, sorgfältigsten Wartung bedürfen, behält man sie in dem großen Pflegehaus, und da sieht man denn in dem einem Saale mehr als vierzig Wiegen beisammenstehen, worinnen die allerkleinsten, erst neu aufgenommenen Kinderchen liegen, von denen das eine schläft, das andere schreit, das dritte eben genährt wird.

In diesem merkwürdigen Hause ist übrigens für die beiden Enden der Erdennoth gesorgt: man sucht darin-

nen den Eingang ins Leben, so wie den Ausgang daraus zu erleichtern. Arme, alte, meist über siebenzigjährige Leute, aus jener Klasse von Menschen, die von ihrem vierzehnten Jahre an vom Tagesgrauen an bis in die späte Nacht, ja oft auch die Nächte hindurch unausgesezt arbeiten muß, nur um das kümmerliche Leben durchzubringen, haben hier auch noch eine Ausruhe- und stille Vorbereitungs-Zeit zur Ewigkeit. Man treibt sie zu keiner Arbeit an; wollen sie aber etwas arbeiten, so gehört das Verdiente ihnen. Dabei haben sie in dem Haus außer Kleidung, bequemer Wohnung und Betten auch vortreffliche Kost und Pflege, täglich Fleisch und jedes von ihnen eine Flasche guten Weines.

Da in die Stadt hinein, auf dem schönen Bellecour-Platze, steht die Post, und schon deshalb wird dieser Platz jedem Reisenden lieb, besonders wenn er da so gute, erfreuliche Briefe findet, als wir fanden. Die großen Häuser und Palläste, die vor der Revolution um den Platz herumstunden, und die während derselben waren zerstört worden, sind größtentheils wieder erbaut; auch die Rasenplätze sind wieder da und die Reuterstatue des berühmten Königs (Ludwigs XIV.) ist neu aufgerichtet, aber noch von allen Seiten so mit Brettern verschlagen, daß man nur durch die Spalten hinein Einiges sehen kann, was die wachthabenden Soldaten noch dazu von uns nur von der einen (hinteren) Seite leiden wollten.

Und nun wieder auf den Fourbierberg, zur Kirche des heiligen Irenäus, zu den Ruinen der alten römischen Prachtgebäude, der Wasserleitungen und Stadtmauern. Hier ist man denn auf dem wichtigsten Schlachtfelde in ganz Frankreich. Freilich auf einem Schlacht-

felde von ganz besondrer Art, wo jener wunderliche Krieg geführt worden, in welchem immer die Parthei den Sieg behält, welche äußerlich unterliegt, und wo nur Jene das Leben für morgen retten, denen man es für heut genommen. Lyon, das noch jezt wohledle, der Armen und Kranken und Verwaisten so mütterlich, wie keine andere Stadt die ich kenne, pflegende Lyon, war gleich bei seinem Entstehen zum Zufluchtsort für arme Vertriebene, Heimathlose bestimmt: für die aus Vienne durch die Allobrogen verjagten alten Bundesgenoßen der Römer. Es ist schon ein alter Spruch: daß wenn jemand gerne herbergt, auch wohl einmal ein Engel zu ihm kommt, der das gastliche Haus segnet. So kam auch einmal in dieses von den Römern gar wohl eingerichtete Gasthaus ein Flüchtling aus dem Morgenland, der äußerlich schwach und unahnsehnlich, innerlich aber ein starker Engel Gottes war: der Engel der Demuth und des Christenglaubens. Für diesen Engel war, wie sich bald nachher zeigte, Lyon eigentlich gebaut und zu seiner Herberge zugerichtet; hier sollte der Ort seyn, wo er sein Angesicht über das Land umher nach Osten und Westen und Norden erheben, und das Land segnen sollte.

In Afrika lebt ein kleines, verächtliches Insekt, Termit genannt, das Häuser erbaut, künstlicher als die römischen Palläste und Wasserleitungen im alten Lyon waren. Diese kleinen Baumeister sind wohl geschickte, auch kriegerisch rüstige Leute, aber sie tragen den Saamen des Fortlebens nicht in sich, und blieben sie allein, so würde es bald aus seyn mit ihnen und ihren Gebäuden. Wenn nun da nach der Regenzeit, im dortigen Frühling, Alles frisch grünt und blüht, die geflügelten

Männlein und Weiblein sich schwärmend in die Luft erheben, und ein großer Theil von ihnen den Winden und Vögeln zur Beute oder am Boden zertreten wird; da kommen auch einige der armen Flüchtlinge ganz müd und zum Tode matt, flügellahm und bestäubt an die künstliche Stadt der Termiten, und kriechen da hinein. Aber die Termiten, wenn sie bemerkt was das für Leute sind, ergreifen sie ohne Erbarmen, und mauern etliche von ihnen lebendig in die Mitte der Wohnung ein, von wo sie dann nie wieder ans freie Tageslicht herausdürfen. Das ist freilich ein grausamer, aber nothwendiger Instinkt; denn die Eingemauerten werden nun Mütter und lebendige Quellen des Fortlebens; gebähren Kinder für einen neuen, künftigen Tag. So sieht noch sonst Manches im Haushalt der Natur grausam aus, was doch gut und nothwendig ist; und so ist es im Haushalt Gottes auch.

Als die römischen, künstlich bauenden Termiten in Lyon erkannt, was das für Menschen wären, die da aus der Fremde zu ihnen hereingekommen; als sie durch einen innern, gar sichern Instinkt bemerkt, daß jene den Saamen des künftigen, neuen Lebens in sich trügen, thaten sie ihnen, durch einen Trieb, welcher ihnen ins Herz gegeben worden, ihr Recht an: sie zu Vätern und Müttern einer ganzen neuen geistigen Zeugung zu machen. Erst durften sich die Gäste, die den neuen Glauben der Gedult und Demuth gebracht, sammt Denen, bei welchem der Engel Herberge genommen hatte, nicht mehr öffentlich, weder auf dem Markte noch in den Bädern, nirgends mehr außer ihren Häusern sehen lassen. Der Pöbel schleifte und steinigte die stummen, schweigenden Schlachtschafe; nahm ihnen ihre Habe und mishan-

delte welche er wollte. Da erkämpften die Schweigenden den ersten Sieg, und gewannen jenes Feld, welches "Festbleiben an Gott" heißet, und welches zwar äußerlich öd und verlassen ist, daß da Leib und Seele verschmachten, welches jedoch höher liegt, als alle Macht der Feinde, und siegreich auf diese herabschaut. Da wüthete denn der Feind gegen die Felsen, welche Gott um die kleine Gemeinde gestellt. Der alte, fast neunzig jährige Bischoff Pothinus hatte freilich, menschlich zu reden, leicht bekennen. Denn wenn einer so viele Jahre und von Kindesbeinen an im Dienste eines so guten Herrn gewesen, der ihm Alles vergeben, und ihn geheilt, der ihn getragen und mit Wohlthaten überhäuft hat, und er es nun schon voraus weiß: es kommt bald der Bote, der dich zu deinem Herrn rufen wird; da mag er wohl, wenn der Bote unten am Hause nach seinem Namen fragt, diesen nicht verläugnen. Der alte Vater, nachdem er ein gutes Bekenntniß gethan, und dem ergrimmten Statthalter, der ihn gefragt wer der Gott der Christen sei? geantwortet: "wenn du es würdig bist, sollst du es erfahren" entschläft, wenige Tage nachher, an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen im Gefängnis. Sanktus aber und Attalus, und die leiblich schwache, zarte Blandina; der Knabe Pontikus, und Alexander der edle Arzt, müssen es dem Volke zeigen, daß eine Liebe sei, so mächtig, daß der nach dem Geliebten fragende Geist, gleich jenem Leander, durch die Wogen der Angst und Martern, durch die Schmerzen der zerschneidenden Messer, und der glühenden, das Fleisch verbrennenden Bleche, freudig und muthig, ohne Aufhalten hindurchgeht. Selbst da im stinkenden, erstickend dumpfigen Kerker, gewinnt die Geduld und der Glaube der Heili-

gen noch Jene, welche anfangs verläugnet hatten, aber durch eine besondere Fügung Gottes den Bekennern beigesellt worden waren. Diese bekennen dann auch noch den Namen, als ihnen, wenn sie beim Abfall verharrten, Vergebung und Freiheit verkündigt worden, und sterben freudig mit den Andern. Am lezten aber von Allen darf die zarte Blandina, die geistige Mutter der Andern, zur Ruhe und Freude eingehen, wohin der selber zum Lobgesang gewordene Geist freilich schon längst unter den Martern sich erhoben. Es sollte gezeigt werden: daß es dem Geist der Kraft und der Stärke gefalle, gerade das Schwächste und Verachteteste zu seinem Wohnsitze zu wählen, damit nicht Fleisch sich vor ihm rühme. — Selbst noch gegen die Leichname der Heiligen und ihre Asche wüthete der Zorn der Feinde.

Aber die einmauernden Termiten hatten ihre Sache demohngeachtet gar gut gemacht. Wenn so, von der vom Anbeginn an anders gesinnten Welt, Lehrer und Vater, Mutter und Gatte, Bruder und Freund geschlachtet sind, dann lernt der einsame Glaube, daß sein Freund und sein Trost nicht die schlachtende Welt, sondern Gott sei, und steht in seiner Mauer, welche die drängende Welt um ihn gelegt, fest und still, und bringt Saamen für den Tag welcher kommen wird.

Als im Jahre 169 nach Christo jene Bekenner ihren Lauf freudig vollendet, waren der Kämpfer noch kaum funfzig; der Andern, welche verborgen geblieben, auch nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl; als aber dreißig Jahre später, unter Severus, die Termiten abermals zum Einmauern erweckt wurden, fanden sie schon in Lyon Tausende von Christen. Irenäus, ein Jünger des

Polycarpus, welchen noch Johannes der Apostel der Kirche geboren, war damals Bischoff in Lyon. Er selber, und wie man sagt, mit ihm neunzehntausend Christen, bekannten im Jahre 202 unserer Zeitrechnung unter dem Schwert der Mörder und Henker den Namen, welcher dann von hier an so mächtig und laut geworden, daß er bald durch ganz Frankreich und seine Nachbarländer gedrungen, und daß jedes der entschlafenen Saamenkörner nicht dreißig, nicht sechzig, sondern tausendfältige Früchte getragen.

Die Christen haben unter ihren heiligen Büchern eines, welches von jeher dem Verstand der Weltweisen und Weltgelehrten am meisten zum Anstoß gewesen: es ist der Schlußstein aller der andern Bücher, in ihm wird der Vorhang, welcher das Diesseits vom Jenseits trennt gehoben, und das glaubende Auge sieht hinüber auf den Ausgang. Dieses Buch und sein Inhalt waren jederzeit dann, wenn die Termiten ans Einmauern giengen, den Kämpfern, die jezt sichtbare Güter, Freunde, den sichtbaren Leib um etwas Unsichtbares lassen sollten, ganz besonders zur göttlichen Stärkung und Kraft, und Blandina und Attalus dachten mitten unter den Martern an jene Sieger in weissen Kleidern, welche kommen sind aus großer Trübsal, "an Jene, welche dem Lamme folgen, wohin es geht." Jenes Buch ist eine geistige Rüstkammer, auch für die Zeit der größten Kämpfe und Trübsalen, und Die welche solche erfuhren, die wußten das.

Da waren wir denn nun an einem Orte, der lebhafter und näher als jeder andere den wir bis dahin gesehen, an einen geistigen Enkelsohn eines Apostels, und zwar des heiligen Johannes erinnert, und von jenem

zeugt, so wie von allen seinen Mitkämpfern. Das unterirdische Kirchlein soll noch zu den Zeiten der Christenverfolgungen zur Feier der heiligen Geheimnisse gedient haben, und schon von dem Nachfolger des heiligen Irenäus, dem Bischoff Zacharias, zu Anfang des dritten Jahrhunderts erbaut worden sein. Nur ein Jahrhundert später, da durfte vor den Augen aller Welt über der unterirdischen Grabstätte der einst so Verhaßten eine für jene Zeit prächtige Kirche (die Kirche St. Just) erbaut werden; die in die Erde verborgene Saat gieng jezt öffentlich auf: was vorhin in den unterirdischen Kammern leise ins Ohr gesagt worden, das durfte jezt laut von den Dächern gepredigt werden.

Nach dieser Seite des Fourbierberges, wenn man den Weg zu dem Irenäusthore hinauf nimmt, und über dieses noch ein Stücklein Weges hinausgeht, findet man die meisten Ruinen aus der alten Zeit: alte Gemäuer, Inschriften, Wasserbehältnisse und Wasserleitungen, Gränzsteine und Trümmer von schönen Kunstwerken, öfters als Thürpfosten einer armen Hütte, a. Mauerstein eines Gartengebäudes oder als Wassertrog gebraucht.

Und wer kann da öfters errathen, von welchem zertrümmernden Unwetter der Vorzeit ein und das andere kostbare Denkmal zur Ruine gemacht worden? Sind doch über diese Mutterstadt, über diese alte und neue Engelherberge, gar viele Wetter gegangen, und wenig Städte sind so oft wie Lyon im Schutt begraben worden, — so daß es gar aus zu seyn schien mit ihm, — und dann doch immer wieder schöner und herrlicher aus der Asche erstanden. Hatten wirklich Griechen aus Rhodus, im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung,

da am Zusammenfluß der Saone und Rhone eine Stadt erbaut; so scheint diese wenigstens zu Cäsars Zeiten kaum noch vorhanden gewesen zu seyn. — Die große, schöne Stadt, deren Gebäude lauter Palläste und Tempel waren, Kunstwerke, davon jedes einzelne, wie ein alter Schriftsteller sagt, eine ganze Stadt geehrt und geziert hätte, ward sechzig Jahr nach Christo, unter Nero's Regierung, in einer einzigen Nacht durch eine furchtbare Feuersbrunst zur Ruine, und noch jezt hält man die geschmolzenen Massen und schwarz gebrannten Steine, die am Fourbierberge gefunden werden, großentheils für Spuren dieses Brandes. Sie ward wieder erbaut; bald sah man sie durch eins der ersten Kunstwerke des Alterthums: durch Trajan's Forum, und ganze Reihen anderer, prächtiger Gebäude von neuem geziert; da geschah unter Septimius Severus etwas, das öfter in der Geschichte vorgekommen. Aus Menschenfurcht und Liebesdienerei gegen jenen großen Kaiser hatten sich die Lyoner gebrauchen lassen, um neunzehntausend ihrer besten Mitbürger und Brüder, blos weil sie Christen waren, zu ermorden. Der Kaiser mag diese Gefälligkeit, diese Dienstwilligkeit, damals wohl durch Belobungsschreiben belohnt haben, aber er mußte sie gar bald wieder vergessen haben; denn als kurze Zeit hernach das jezt wieder so ganz, dem Wunsche des Kaisers gemäß, orthodox heidnisch aussehende, von Christen gereinigte Lyon durch ein politisches Versehen seine Ungnade auf sich zog, ließ er es durch seine Soldaten zerstören, und die Saone wurde roth gefärbt vom Blut, ihr weites Bett ausgefüllt von den Leichnamen Derer, welche dem Kaiser zu gefallen, sich als so eifrige Heiden gezeigt hatten.

Aus den Ruinen entstund jezt bald eine bloß von Christen bewohnte Stadt, deren Mauern bis zu den Zeiten der Sarazenen kein Geschrei heidnischer Verfolgungen mehr berührte. In diesem durch die Sarazenen herbeigeführten Ungewitter des achten Jahrhunderts stürzten jedoch viele der herrlichsten Gebäude, und die meisten Einwohner kamen um. Aber nun folgte auch auf den verheerenden Sturm eine neue, wenig unterbrochene, liebliche Frühlingsruhe von acht Jahrhunderten, während denen Lyon vollends herunterstieg von seinem alten Sitz auf dem Berge ins Thal, über die Saone hinüber bis an die Rhone, und hier mit allen seinen Gassen und Kirchen sich aufrichtete. Durch ganz Gallien und über seine Gränzen hinüber drangen die Segnungen des Bürgersinnes und Bürgerfleißes von Lyon; der edle Peter Waldus, aus Lyon gebürtig, trug im 12ten Jahrhundert den besten, ältesten Segen der Stadt: Gottesfurcht und einfältigen Christenglauben in die Thäler von Piemont. —

Nach der Ruhe von acht Jahrhunderten, in der Mitte des sechszehnten, kam dem gastlichen Lyon ein neues Ungewitter. Die Hugenotten zeigten damals: daß jeder religiöse Eifer, auch wenn er sich christlich nennt, aufhöre christlich zu sein, ja daß er heidnisch werde, so bald er die Sache des Geistes mit Waffen des Fleisches vertheidigen will. Die stärksten Waffen des Christenthums, womit dieses zu aller Zeit die Welt überwunden und die Macht der Feinde besiegt hat, sind stilles Dulden, Glaube und Liebe, selbst der Feinde. Wo diese drei aushielten bis zum Tode, da haben die sterbenden Bekenner immer hundertfältig Mehrere zum Leben geweckt, und sie als neue Zeugen des Namens auf den Kampf-

platz gestellt, als Derer waren welche abtraten von ihm; wo aber das stille, allenfalls blos abwehrende, niemals selbst feindlich angreifende Dulden aufhörte, da war die Hoffnung aufs Unsichtbare: die Hoffnung aus welcher Geduld hervorwächst, vergangen und der Glaube, wo nicht erloschen, doch dem Erlöschen nahe. Darum hörten die Paulicianer, welche Jahrhunderte lang unter den blutigsten Verfolgungen nur zahlreicher geworden, auf zu bestehen, als sie die fleischlichen Waffen zur Selbsthülfe ergriffen, und die Waldenser, die sich mehr in dem freilich schwereren Waffenkampfe der eigentlichen Christen geübt, bestehen noch jezt in ihren einsamen Thälern.

Dennoch war jenes Ungewitter für Lyon kein so schweres wie die andern. Die damaligen Feinde wütheten mehr gegen einzelne Gebäude und Kunstwerke, und gegen das äußere Gewand der ihnen fremden Religionsform, als gegen die Menschen, und unter allen ihren Zerstörungen hat die der Bibliothek aus Karls des Großen Zeit, auf der St. Barbeninsel (auch der altdeutschen) Literatur das meiste Leid gethan.

Furchtbarer dagegen, und ganz ähnlich denen in der Heidenzeit, war jenes Wetter, welches das gute Lyon zur Zeit der Revolution betroffen. Lyon, der alte Sitz des Bürgerfleißes und bürgerlicher Ordnung, liebte das Alte, auf dem festen Boden der Religion gegründete, Jahrhunderte lang als gut Erprobte mehr als das neue, auf Hochmuth und Gotteshaß begründete System der Revolutionsmänner. Wenn Lyon überdieß noch eine ganz besondere Anhänglichkeit an seine Könige zeigte, so hatten diese es wohl um die Stadt verdient. Denn welcher

cher gute Regent von Frankreich hätte das edle Lyon nicht geehrt und lieb gehabt? — Ließ sich doch schon Karl der Große auf der St. Barbeninsel in der Saone, wo einst die Christen während der ersten Verfolgungen einen Bergungsort gefunden, eine Burg, oberhalb des schon dastehenden alten Klosters auf den Felsen bauen. Eine Burg, in deren lieblicher Stille er seine lezten Tage in Frieden zu enden gedachte, und deren Säle und Gemächer er sich schon mit allem, was ein solcher Geist zu seiner Erquickung und Ernährung in den Tagen der stillen Altersruhe wünscht und braucht, herrlich ausgeschmückt hatte, besonders mit einer kostbaren, reichen Bibliothek. Er kam aber nicht zu dem ersehnten Genusse, sondern ward mit dem mühsamen Leben eher fertig, als mit der Vollendung der großen Lebenspläne. — Daß Heinrich der Vierte so gar oft und lange in Lyon verweilte, daß es ihm hier wohler war, als an jedem andern Ort, das hatte noch seinen besondern Grund: denn die schönsten Erinnerungen seines Lebens knüpften sich an Lyon. Jenseits der Rhone an der Vorstadt Guillotiere ist noch jezt unter Baumpflanzungen und grünen Rasenplätzen das Schloß La Mothe zu sehen, wo er seine Vermählung mit Maria von Medicis gefeiert, und Gabriele von Guadagne war aus Lyon; noch jezt ist das Haus der Guadagnes jenseits der Saone zu sehen, und außer der Stadt, auf den Hügeln das Schloß La Duchere, Heinrichs und Gabrielens Lieblingsaufenthalt. Auch Franz der Erste machte Lyon, dessen Fabriken durch ihn zur Blüthe kamen, zum schönsten Juwel in seiner Königskrone.

An der, auf diese alten Verhältnisse wohl begründeten Gesinnung der Lyoner, entzündete sich die Wetter-

wolke. Ein Heer von hundert tausend Raubmördern zog gegen ihre Stadt an, weil sich diese unterstanden, Robespierres Obergewalt zu widerstreben. Da stellten sich jenen hundert Tausenden sechstausend edle Bürger entgegen, und der unerschrockene Muth von diesen hat die nur wenig befestigte Stadt drei Monate lang gegen die Uebermacht der Feinde vertheidigt. Und die Rettung wäre dem Edelsinn solcher Bürger gelungen, — dieß zeigte Perçy's Heldenthat, als er die schon vom Feinde durch Verrätherei genommenen, furchtbaren Redoute mit gefälltem Bajonnet, Mann nicht blos gegen Mann, sondern auch gegen mörderisch wüthende Kanonen wiedergenommen; die Rettung wäre gelungen, da ja Frauen und selbst unmündige Kinder den Heldenmuth der Männer und Brüder und Väter theilten und entflammten; wäre nicht der furchtbarste Feind in den Mauern — in der Mitte der Bürger selber — gewesen. Die Schattengestalten der Revolutionsmänner, die sonst ihr Wesen nur bei Nacht getrieben, giengen jezt auch am hellen Tage, in der Todtenstille, welche die Angst durch alle Gassen gestreut, umher, brachen die eisernen Klammern selbst aus der steinernen Georgsbrücke der Saone, so daß diese beim nächsten Andrang des Wassers zusammenstürzte, warfen brennende Lunten unter die Dächer der Häuser, welche die feindlichen Bomben verschont gelassen, und niemand wagte es mehr, jene mordsüchtigen Haufen zu fragen: was thut ihr da? — Die vom Kampf Ermüdeten, die Verwundeten, welche mit dem Blute zugleich öfters auch die Hoffnung auf den guten Erfolg aufgegeben, schliefen da unter den Geängsteten und Traurenden, da flog in einer Nacht das mächtig reiche Arsenal mit allen seinen Waffengeräthen und

Hülfsmitteln auf und ein ganzes Stadtviertel war zugleich zerstört. Der Mörderhaufe in der Stadt, der den ganzen Nachmittag umhergestanden, hatte zündende Raketen und Lunten in die Keller geworfen. — Da ermattete der Muth der Vertheidiger; sie glaubten die noch minder gekannten Feinde außer der Stadt menschlicher, als die gekannten, nahen, in der Stadt, die täglich mehr verabscheuten und gefürchteten. Der Mensch ohne Gott ist aber überall derselbe, er sey nahe oder ferne, in oder außer der Stadt: er ist ohne Treue und Glauben, voll Trug und Falschheit und Mordlust. Die Freiheitsmänner gelobten zwar Schonung des Lebens der Bürger, lachten aber bei ihren Eiden jener Leichtgläubigkeit, welche noch an Treue in ihnen glaubt. Kaum Meister von der Stadt geworden, da stürzt der wüthende Haufe, begleitet von dem gleichartigen Gesindel, das schon in der Stadt seiner gewartet, in die Kirchen; nicht etwa um hier Gott zu danken für den errungenen Sieg, sondern um den inwendigen Haß gegen Gott an etwas auszulassen, das nicht Gott ist, das aber ein frommes Gemüth an das Göttliche erinnert. Damals ist das noch jezt, freilich nur in den beschreibenden Geschichtsbüchern der Kunst unsterbliche Kunstwerk von Rubens: der sterbende Christus, durch Säbelhiebe zerschlagen und vernichtet worden, und der hölzerne Rahmen schien den Männern mit rothen Mützen wichtiger als das Bild selber, denn er war stark und seine Ecken spitzig genug um mit ihnen die andern Gemälde der ehemals so reich gezierten Kirche des Confalons zu zerstören. In der Cathedrale stürzte unter den Hieben der Hauen und Aexte die künstliche Chorbühne, vom Gipfel des Hotel de Dieu fielen, unter lautem Gelächter des

Gesindels die schönen Statüen der ältesten Stifter dieses Verpflegungshauses: des Childerich und der Ostrogothe, denn sie erinnerten an Könige und mithin an göttliche Ordnung, eben so wie die Reiterstatüe des eigentlichen, geheimen Anfängers dieser Bewegungen: Ludwigs des Vierzehnten.

Die Männer, welche der Stadt ihre alten Kunstwerke genommen, brachten jedoch ein neues, das wirklich ihre Erfindung gewesen. Ein steinerner Grund wird in die Erde gelegt, es entsteht auf ihm ein Gebäu, meist von Holz, zwei Balken richtet man gerade in die Höhe. Sollen diese vielleicht an Thürme erinnern, irgend einem unbekannten Gott, Mäusim, jener Männer zu Ehren? Einige von ihnen tragen schwer an dem Kunstwerke, das hier aufgestellt werden soll: es ist ein schneidendes Eisen, das man bald mit Leichtigkeit zwischen den Balken auf und niederschweben sieht. Das ist der neue Gottesdienst der Revolutionsmänner, den sie statt des alten bringen: das Gesindel in der Stadt kennt und weiß, wer da die edelsten waren, die sich am meisten und kräftigsten der einbrechenden Uebergewalt der Barbaren entgegensezten, die Edlen denn und die Reichen werden herbeigeschleppt und unter das schwebende Eisen gelegt. Aber der Tod geht da zu langsam, wenn er auch nur ein Tausend ohne die Frauen und Kinder, geschweige wenn er viele Tausende mitnehmen soll.

Ohnehin ist es so still in der Stadt, daß wenn wieder eines der kostbaren Gebäude unter den Schlägen der Hämmer und Keilhauen, oder durch die Gewalt der Minen zusammenbricht, man den Fall durch alle Gassen hört; keine Uhr schlägt, keine Glocke darf sich mehr hö-

ren lassen, denn auch die Glocken haben einst gedient den Menschen, der jezt selber zum Gott geworden, an etwas zu erinnern, das mehr ist als der Mensch. Die Männer kennen etwas, das lauter tönt als die Glocken und das auf angemeßnere Weise in die Herzen dringt. Ihr Fest wird nicht in der Stadt, sondern jenseits der Morandbrücke in der Brotteaux-Allee gefeiert, wo noch vor kurzem Eide des Bündnisses zwischen ihnen und den Bürgern Lyons gehört worden. Sitze sind da bereitet, auf ihnen nehmen die Platz, welche es sich gegenseitig versprochen: statt der Häuser und Palläste an der Stelle, wo das nun bald zerstörte Lyon gestanden, eine Säule aufzurichten, roth gefärbt mit dem Blute seiner ehemaligen Bürger. Lyons edelste Männer sind eingeladen: Zeugen zu seyn, für heut und ewig, wie Jene ihre Feste feiern. Das Gesindel führt die schweigenden Schaaren über die Morandbrücke hinüber. Die Zeugenschaaren werden jenseits gestellt, bei den Festleuten stehen die Kanonen. Ihr Schall ist lauter als der der Glocken, so oft er tönt werden wieder neue Haufen der Edlen zerschmettert, bis zulezt die zerfleischten Leichname von Allen am Boden sind. Menschenblut wäre genug vorhanden, um eine Säule damit roth zu färben, so hoch wie die Thürme der Cathedrale; aber das Blut wird auch ohne Säule laut genug zeugen.

Dies war das lezte Unwetter, das über Lyon gekommen; ein Vorspiel auch hier im Einzelnen von etwas künftigen, allgemeineren. Damals hat die verheerende Wuth die Saat, gegen welche sie tobte, zum Theil noch in der Erde und ihren Blicken verborgen gefunden, und hat nur den Boden zerschnitten und zerhauen, daß die

Saat leichter hervorkam. Wenn jedoch ein später im Jahr kommendes Gewitter blühende und reife Saaten, hervorgeschossen aus dem Boden, findet, das vermag freilich mit mehrerem Bewußtseyn zu rasen.

Da liegen also die Trümmerhaufen, welche alle jene Wetter, die über das gastliche Lyon ergangen, zurückgelassen, neben einander. Die hohen Wasserleitungen der Römer, welche das Wasser durch einen Weg von dreizehn Stunden hergeführt; die schwarz gebrannten Steine, noch vom Brande aus Nero's Zeit, daneben die Gebeine, welche von Severus sprechen; Gemäuer, welches die Sarazenen wüste gemacht, das zum Steingerippe gewordene Kloster, das die Geschütze der Revolutionsmänner zerstörten. Der Träumer steht heute, am Ostermontag, in der Mitte des klaren, warmen Frühlingstages da, und balsamische Düfte, aus den blühenden Bäumen und Kräutern, kommen über die Trümmer her. Jene, welche mordeten und starben, sind gegangen und nicht wiedergekommen, der Frühling aber mit seinem balsamischen Hauch kam wieder, und ein Frühling ist, der ewig und unverändert da steht über den Wolken, und unsrer wartet, wenn der kurze Traum da unter den Wolken ausgeträumt ist.

Die noch übrigen Bögen der alten römischen Wasserleitung beim St. Irenäusthor, so wie die ganzen noch übrigen Trümmer dieses bewundernswürdigen Werkes römischer Macht und römischen Fleißes, verdienen Beachtung. Hier, die dreizehnte, war nur eine der kleineren von jenen vierzehn Brücken, welche die Wasserleitung an verschiedenen Punkten ihres Laufes trugen; anderthalb Stunden von Lyon, bei Chaponast sind noch die Reste

einer ungleich größeren zu sehen, welche neunzig Bögen hatte, wovon zwei und sechszig noch stehen. Das Wasser des kleinen Flüßchens Chier und des Baches Janan wurden in jenem Aquädukt aus den Schluchten des Pilaberges herübergeführt nach Lyon. In gerader Linie ist der Punkt, von welchem das Wasser herkam, acht Stunden entfernt, der Aquädukt mußte aber einen mehr als doppelt so langen Umweg machen und demohnerachtet noch drei Thäler, wovon das eine zweihundert, ein anders dreihundert Fuß Tiefe hatte, mittelst bleiernen heberartig gelegten Röhren übersteigen. Der Punkt, von woher das Wasser kam, liegt nur dreihundert sechszig Fuß höher als die Wasserreservoirs des alten Lyons (bei Notre Dame), in welche sie ihre Bäche hineinführten.

Nicht fern von jenen Bögen beim Irenäusthor, in einem Garten, wo ein altes Gemäuer, ohnfehlbar noch zur Wasserleitung gehörig, von den Bewohnern des im Garten gelegenen Häuschens für Ruine von einem alten Amphitheater ausgegeben wurde, hatten wir eine ganz entzückend schöne Aussicht. Die beiden Ströme, bis zu dem jetzigen Punkte ihres Zusammenfließens und zwischen da und dem Orte des alten Zusammenflusses bei der Stadt, jene schöne, mit Alleen und Baumpflanzungen, so wie zum Theil schon mit Häusern bedeckte Strecke Landes, welche Perrache durch Veränderung des Rhonebettes aus einer ehemaligen beständigen Ueberschwemmungen ausgesezten Rhoneinsel und dem alten Flußbette für die Stadt gewann; dazwischen die blühenden Bäume des Berges: das Alles machte einen sonderbaren Contrast mit der alten und doch schönen Stadt.

Beim Herunter- und Nachhausegehen besieht man

dann wohl auch noch jenseits, an der Saone hinabgehend die fast am Saume der Stadt gegen den Perrache-platz gelegene alte Kirche St. Ainai, mit ihren sehr mächtig (drei Fuß) dicken antiken Granitsäulen und manchen andern Spuren römischer Kunst, welche daran erinnern, daß hier, wo ehedem der Zusammenfluß der Rhone und Saone gewesen, der hochgepriesene Tempel des Augustus gestanden; jenes Kunstwerk, von sechszig gallischen Landsmannschaften *) dem großen Cäsar errichtet, das einst so berühmt und durch die närrischen Wettkämpfe der Rhetoren und Dichter, von Caligula hier angeordnet, berüchtigt war. In Nürnberg wäre der Gefahr, der man sich bei solchem Wettkampf ausgesezt, schon leichter abzuhelfen gewesen als im alten Lyon: man hätte die Buchstaben der Rede oder des Gedichts, das man vor dem komischen Kaiser ablesen müssen, von Zucker backen lassen; hätte einem dann das Urtheil getroffen, das der Kaiser über Die ausspräch, deren Machwerk ihm nicht gefallen: die Schrift mit der Zunge wegzuwischen, so wäre das nicht so gar schwer gewesen. Die Ruthenstreiche hatte ja ohnehin Jeder sich selber zu geben und konnte sie nach Wunsche einrichten. Der Einfall des närrischen Kaisers war indeß so übel nicht; denn er zeigte was freikräftige Geister werth sind, wenn sie sich um Ehre oder Gewinnes Willen dem Purpurträger zu lobenden, immer nur Beifall lispelnden Sclaven hingeben. Oefters werden in dieser Gegend noch bedeutende Alterthümer aufgefunden, wie die schöne, zwanzig Fuß lange, ein Wettrennen vorstellende Mosaik, wel-

*) Die Gallier zerfielen damals in mehr als 300 für sich bestehende Landsmannschaften (Völker).

che durch M. Antons Beschreibung und Abbildung bekannt ist.

Das Stillesitzen im Hotel des quatre Nations, unten an der Wirthstafel, auf welche schon die Nachmittagssonne hineinschien, that, nach so langem Herumgehen wohl, und das Essen hätte da geschmeckt, auch wenn es nicht so vortrefflich gewesen wäre. Außer uns beiden und Herrn Müller waren nur noch wenig Gäste da; die Andern hatte das heutige Volksfest und das liebliche Frühlingswetter schon hinausgezogen auf die St. Barbarainsel. Ein Engländer, mit bescheidenem, klugen Gesicht saß uns gegenüber. Er hatte uns am Sprechen als Deutsche erkannt, redete uns als halbe Landsleute an und sprach sehr freundlich und verständlich über das deutsche Volk und seine Art und Weise, so wie über deutsche Literatur. Dies war das erste günstige Vorzeichen und Vorspiel dessen, was uns Engländer auf dieser Reise so oft gewesen und geworden, besonders in dem auch hierdurch unvergeßlich gewordenen Nizza.

Nach Tische ergiengen wir uns von neuem am Saonekai, der ganz voll gepuzter Menschen war, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Heute, am zweiten Ostertag, ist ein großes, berühmtes Volksfest auf der St. Barbarainsel, unter der Burg Carls des Großen. Wir folgten dem bunten Zuge ein Stück Weges und von einem etwas erhöhtem Standpunkte am Saoneufer aus sahen wir den Menschenstrom bis hinunter zur Barbarainsel, den sogenannten Thurm der schönen Deutschen, das grünende Thal mit der Gegend, wo Rousseaus Lieblingsaufenthalt gewesen, und die Hügel mit allen ihren Landhäusern und Schlössern. Die Saone, bis hinab zur

Insel, war mit kleinen Schifflein und Böten geschmückt; Musik und Gesang schallten vom Wasser herauf.

Auch ein berühmtes Kaffeehaus wurde diesen Nachmittag besucht und besehen. — Nach dem botanischen Garten hinauf, der sehr vortheilhaft auf einer Anhöhe gelegen ist, giengen wir erst an alten Häusern und Mauern hin. Da wimmelte Alles von Bettlern: Krüppel und Lahme, und Elende aller Art. Das ist die Gestalt, in welcher die wenigen noch Uebrigen aus jenem Haufen, welcher einst an Lyons Stelle die blutrothe Säule aufrichten wollte, meist erscheinen.

Im botanischen Garten, dessen Anlagen zugleich ein öffentlicher Spaziergang sind, unter mannigfaltigen, hier schon blühenden und grünenden Bäumen, Gesträuchern und Kräutern, vergieng dann der Rest des schönen Frühlingstages. Man hat in einem alten Gemäuer dieses Gartens, der ehedem zu einem Benediktiner-Nonnenkloster gehörte, Reste eines alten Amphitheaters zu erblicken geglaubt. — Haufen von kleinen Kindern, unter der Aufsicht ihrer Wärterinnen, feierten hier im Grünen den zweiten Ostertag anmuthiger und sicherer, als unter dem Getümmel und Gedränge der St. Barbarainsel, und erhoben zum Theil ihre jubelnden Stimmen so laut, daß sie die Nachtigall, die einsam im Gebüsche schlug, übertönten. — Auch noch der spätere Abend, im einsamen Zimmer des Wirthshauses, war festlich und schön.

Der 28te März war trübe, und ein rauher Wind wehte von den Alpen herüber. Wohl gut, daß wir die schönsten und meisten Fernaussichten schon in den vorhergehenden Tagen genossen hatten, heute wären sie ganz

verschlossen gewesen. Die alten Gassen mit ihren hohen, öfters sieben bis achtstöckigen Häusern, machten heute einen trübseeligen Eindruck; in unserm Zimmer, gestern noch so freundlich, war es dunkel wie in der Dämmerung; das Kamin, auf welches wir in den vorhergehenden Tagen gar nicht geachtet, wurde jezt, da man es geheizt, der angenehmste Punkt der Stube. Dennoch ließ sich der Tag auch reich und gut genug benutzen. — Zuerst wurden einige Naturalienhändler besucht. Ein sehr schön ausgestopfter numidischer Jungfrauen-Reiher (Ardea virgo), eine prächtige Gazelle, mehrere Geyer, fielen unter den mancherlei südfranzösischen und amerikanischen, auch afrikanischen Vögeln und Säugthieren am meisten ins Auge. Das aber gerade, wornach ich suchte, z. B. der kleine Trappe (Otis titrax) war nicht da, und die Preise für die zum Verkaufen ausgebotenen Gegenstände schienen ohngefähr dieselben wie in Paris *) und im Allgemeinen höher als jene, welche wir in Marseille, besonders aber in Montpellier fanden. — Bergkrystalle aus der Dauphinee und rothe Kupfererze aus dem nahe bei Lyon gelegenen Chessy sieht man an verschiedenen Orten der Stadt zum Verkauf ausgestellt.

Hernach wurden einige Kaufmannsläden und Fabriken besucht. Da sieht man sich denn in mitten einer Betriebsamkeit und Bürgerthätigkeit, welche Lyon seit seinem Entstehen ausgezeichnet hat. Statt der Leinwand und Gewänder, welche zu den Zeiten der römischen Cä-

*) Eine übrigens wohlerhaltene Gazelle wurde um 120 Franken geboten, das Männchen von Ardea virgo um 60, das Weibchen um 40 Franken.

saren die Frauen Lyons gewebt und bereitet, sieht man jezt Seidenzeuge aller Art: Schawls und reiche mit Blumen und andern Figuren durchwebte Stoffe, Sammet, Stickereien, Tressen, Bänder und Strümpfe. Das Material zu diesen vielfältigen Arbeiten: die Seide, kommt meist aus den südlicheren Küsten-Gegenden von Frankreich selber; doch wird auch in Lyon viel Seide aus Italien verarbeitet, obwohl man diese zum Theil, z. B. die neapolitanische für minder fein und gut hält als die südfranzösische. Ja die fleißigen Lyoner helfen selbst den Morgenländern die bei ihnen gebaute Seide mit verweben und verspinnen, und die meiste levantische Seide, welche nach Frankreich kommt, geht nach Lyon. Es gehört aber auch etwas dazu um für mehr als dreißig tausend Arbeiter und zu acht bis neun tausend Centnern reiner Seidenwaaren das Material aufzutreiben, denn es gehen viele Seidenfäden auf ein Pfund und ganz Südfrankreich zusammen baut kaum sechstausend Centner. — Außer den Seidenwaaren fertigt Lyon auch viele andere Zeuge: schönes Tuch, berühmte Hüte, mannigfache Eisenwaaren, Drath, namentlich den vergoldeten Silberdrath, der zu den sogenannten goldenen Tressen genommen wird, wobei das Gold aber so verdünnt und ausgedehnt ist, daß auf einen 220 Stunden langen Silberfaden nur ein Loth Gold kommt. Auch Farbenfabriken und Färbereien sind berühmt.

In der That als ich so die Proben des Fleisses der Lyoner gesehen und davon Näheres gehört, als ich mir so die Genügsamkeit und das häußliche Leben derselben betrachtet, hätte ich so manche meiner Landsleute zu mir hergewünscht, welche von dem Charakter des französi-

schen Volkes so ganz ins Allgemeine ein Zerrbild in sich herumtragen. Man kann allerdings zugeben, daß, wie schon Andere behauptet haben, Lyon in vieler Hinsicht den Charakter einer deutschen Stadt ganz vorzugsweise unter andern Städten Frankreichs besitze: so viel ist jedoch gewiß, daß ein solches anhaltendes, unausgesetztes, gründliches, künstliches Arbeiten, als die Tausende der ärmeren Menschen in Lyon sich zur Lebensgewohnheit gemacht, Bewunderung und Achtung in jedem Deutschen erwecken müsse, der selber in der Nähe unserer ärmern, arbeitenden Volksklasse aufgewachsen, es weiß, was arbeiten und fleißig seyn heiße. Das fleißige Lyon steht auch unter den größern Städten Frankreichs vorzugsweise in dem guten Ruf der Sittlichkeit und ehrenwerther Zucht und Sitte.

Die Buch- und Kunsthandlungen, welche meist in einer Gasse zusammengedrängt sind, schienen uns freilich weniger reich und vollständig versehen, als die unserer größern deutschen Städte; so sehr ihnen auch die Menge gebundener und brochirter Bücher das Ansehen eines großen Reichthums giebt. Wir fragten vergeblich nach einigen in Paris erschienenen, nahmhaften naturhistorischen Werken. — Unter den Kupferstichen waren sehr wenige bedeutende italienische und deutsche, meist sahe man französische und englische Arbeiten.

Die alte und nicht sehr ansehnliche Kirche von St. Nizier, welche in der Gegend der Stadt liegt, wo der meiste Verkehr herrscht, ist blos durch die unterirdische Halle merkwürdig, in welcher noch vor und zu den Zeiten der ersten Christenverfolgungen Bischoff Photin die kleine Gemeinde versammelte. Am lezten Abend lernten

wir auch wieder einmal, wie man das Ersparen einrichten müsse, wenn dabei eben so viel aufgehen soll, wie beim Verschwenden, und eine ähnliche Erfahrung hatten auch unsere jungen Freunde im Hotel des quatre Nations gemacht. Statt der Chocolade oder des Kaffees, welche wir gewöhnlich am Morgen in unserm freundlichen Kaffeehaus bei der Morandbrücke genommen, hatten zwar jene im Wirthshaus selber blos Milch und Brod genoßen, mußten aber für dieses Frühstück fast doppelt so viel bezahlen als wir für das unserige. Statt der vielen, aufs schmackhafteste bereiteten Gerichte, welche wir an unsrer Wirthstafel genoßen und dafür nebst dem sehr trefflichen Wein den in Frankreich gewöhnlich scheinenden Preis von 3 Franken entrichteten, hatten sich Jene an einem Tisch besonders blos Suppe und Fleisch, nur von einer Art, aber freilich wohl desto mehr geben lassen, mußten aber dafür fast dasselbe bezahlen, was uns angerechnet worden.

Und so war denn auch der lezte Tag in dem sehens- und denkwürdigen Lyon vorbei, acht Plätze in einem Schiffe, das am andern Morgen auf der Rhone hinab nach Avignon gehen sollte, schon gemiethet, Abschied genommen von dem lieben, freundlichen Landsmann. Die Vorbereitungen zur Reise sind nun beendigt und die eigentliche Reise ins südliche Frankreich und nach Italien geht an.

4. Reise von Lyon nach Avignon.

Mittwochs am 29ten März bald nach fünf Uhr des Morgens durchzogen wir die stillen und noch menschenleeren Gassen nach dem Saonekai hin. Unser Schiff, oben mit Leinwand bedeckt und ziemlich groß, fiel bald in's Auge und verrieth sich noch überdieß durch das Gedräng von Leuten umher, die ihr Gepäcke einluden, und Jeder einen guten Platz haben wollte. Wir, so versicherte man uns, dürften uns nicht sorgen um gute Plätze; für uns achte sey ein eignes Zimmer im Schiff bereit, und so gaben wir denn den Nächststehenden unser Gepäcke und warteten des Signals zur Abfahrt in einem nahen Caffeehause.

Nach einiger Zeit machten wir uns auch zum Schiffe, und besahen die Einrichtung seiner Zimmer und vor allem das unsrige. In der That eine zwar nicht sehr kostbare, aber ganz besondere Einrichtung. Mein Gevatter hatte, da er einstmals mit seiner ganzen Familie etwas zu weitläuftig in einem einzigen großen Zimmer einlogirt war, die Anordnung getroffen, daß jeder Theil der Familie, Er, die Frau, die Schwägerin, die drei Kinder, in einem eigenen Stadtviertel des Zimmers, das durch Kreidestriche von dem andern abgesondert war verbleiben mußte, und die Kinder, wenn der Alte zu arbeiten hatte, und sie über den Kreidestrich hinüber in sein

Zimmerviertel einfielen, mußten zwar bald wieder hinaus, sie bekamen aber vorher einige Prügel, um ihnen die Grundzüge des Natur- und Völkerrechts bei Zeiten ehrwürdig zu machen; in ihrem Stadtviertel durften sie jedoch lärmen wie sie wollten, das ging dem Alten nichts an.

Hier aber im Schiffe war schon die Anordnung in etwas höherem Style. Das Dach mit seinen hölzernen Latten, und der darüber gespannten Leinwand war durch Säulen getragen, welche nicht sowohl zu der dorischen oder jonischen Ordnung, als zu jener der hölzernen Pfähle gehörten; an den Seiten herum waren hölzerne Bänke. Der Styl, in welchem das innere Gebäude des Schiffes angeordnet war, brachte es mit sich, daß die Zimmer nicht sowohl durch Wände oder durch Kreidestriche, als durch eine hölzerne Latte geschieden waren; zur Bequemlichkeit des Schiffsvolkes, welches auf diese Weise, ohne erst eine Thüre zu öffnen, so oft es Noth war, von einem Zimmer ins andere hinübersteigen konnte. Das Zimmer für uns Deutsche hatte ausser andern Annehmlichkeiten auch die, daß man in ihm dieselbe Luft athmete, wie in den andern Zimmern; daß man sich, so bald man aus der Leinwanddecke hervortrat, nicht mehr unter ihr befand, sondern im Freien; und daß man mit der einen Hand, so oft man wollte, unter der Decke heraus in die Rhone hineinlangen konnte. Uebrigens stritt es sich mit einem andern, gegenüber gelegenen, eben so großen, aber viel volkreicherem Zimmer um den Vorzug das lezte zu seyn. Man konnte, ohne nur einen Fuß über sein Zimmer herauszusetzen, Alles sehen und zumal hören, was in den vier Zimmern passirte.

Uns gegenüber saß, in dem nächst lezten, von Marktleuten und gemeinen Soldaten (meist Schweizern) bewohnten Zimmer eine Frauensperson, an welcher uns, der freilich ungewöhnlich lange Bart weniger auffallend gewesen als das beständige Zanken mit den Nachbarn und Nachbarinnen, so oft diese dem Korbe zu ihren Füßen oder dem Gepäcke zu ihrer Seite etwas zu nahe gekommen. Neben uns im Zimmer Num. 1., welches ausser den Annehmlichkeiten unserer Wohnung, auch noch durch vieles Stroh sich auszeichnete, das auf seinem Fußboden lag, wohnte eine Familie, die uns gleich anfangs viel vornehmer vorkam, als unser einer zu seyn pflegt. Es war ein junger, bescheidener Mann, dem man bald nicht blos den Offiziers-Stand, sondern eine höhere, auch wissenschaftliche Bildung anmerkte, und mit ihm seine Gemahlin, mit ihrem kleinen, lieblichen Kinde, das noch kein Jahr alt war, und einer jungen Kindeswärterin aus der Gegend von Freiburg im Breisgau. In diesem ganzen Zimmer verstunden Alle, selbst das kleine Kind, etwas Deutsch, denn der Offizier mit seiner Gemahlin hatte längere Zeit in Deutschland gelebt. Endlich, im zweiten Zimmer, war ein Herr, auch ein Offizier, der wahrscheinlich seinen Taufschein lange Zeit nicht angesehen. Die Haare waren grau, die Zunge dabei aber gar zu jung, und nur wenn er schwieg war er still. Bei ihm waren noch Etliche, welche verursachten, daß er auf seiner Bank nicht allein saß.

Endlich, als das Schiff zum Abfahren bereit war, kam noch ein Mann, mit einem Gesicht das aussah als könne es wohl etwas Bedeutendes sagen wenn es wollte, zugleich aber auch so, als wäre manche Sorge

und manche Unluſt über und unter ihm hingegangen. Dieſer Fremde wollte, da er das Schiff, in welchem eben die Bärtige gegen einen vierſchrötigen Schweizer ihre laute, zankende Stimme erhoben, ſo gar voll ſah, wieder umkehren; als er aber uns deutſch reden hörte, bedachte er ſich anders, begrüßte uns als Landsleute, und ſezte ſich zutraulich neben uns. So räthſelhaft uns auch im Ganzen dieſer intereſſante Mann geblieben, ſo erfuhren wir doch von ihm ſelber, daß er vom Niederrhein gebürtig, Offizier geweſen, und jezt im Begriff ſey nach Griechenland zu gehen.

Die Geſellſchaft war nun beiſammen, die Beſitzerin des Schiffes, welche halb am Bord, halb auf dem Continent ſtehend, die Bezahlung für jeden Hereintretenden angenommen, trat ganz hinaus aufs Feſtland, wünſchte glückliche Reiſe, und wir ſtießen vom Lande.

Da zog nun das Schifflein leicht am Saonekai hinunter, bei der alten, guten Kathedrale und dem blühenden Fourbierberge vorbei unter der Tilſitbrücke hin, und bald hernach auch unter der lezten Brücke der Saone, der Mulatierebrücke, ganz nahe beim Zuſammenfluſſe der beiden Ströme hindurch. Bald verfloß der Höhenzug zur rechten Seite des Stromes in eine hüglige Ebene; einzelne Landhäuſer und Oertchen ließen ſich noch zu beiden Seiten am Ufer ſehen, welche dann auch ein Wald verdrängte, der ſich bis an die Rhone herunter zieht, und jezt, ſiehe da, noch vor Mittag, lag das alte Vienne vor uns.

Vienne, das mir am meiſten durch die Geſchichte der Verfolgung der Chriſten zu Lyon und Vienne und dann auch durch die Geſchichte der Tempelherrn ſo merk-

würdig geworden, als mich (damals noch Jüngling) Werner's Söhne des Thales, wie ein trüber, aber mächtiger Gießbach der Berge mit sich fortgerissen. In Vienne war nämlich im vierzehnten Jahrhundert die Kirchenversammlung, welche die Tempelherren, einen Orden, welcher bei seiner Entstehung, noch mehr aber durch die Art und den Augenblick seines Vergehens fruchtbar für den ganzen kommenden Sommer der Zeit geworden, zum Untergang und zur Ausrottung verdammte. Nicht ganz mit Unrecht; dieser Orden war ein Saamenkorn, das, weil es gar zu fleischig und saftig gewesen, bald in die Erde mußte — es hätte später die Keimkraft verlohren.

Oben auf der Höhe über der Stadt sieht man ein altes Gemäuer — wie man sagt aus der Römer Zeit, denn Vienne war schon mächtige Stadt, als Lyon noch nicht genannt worden. Aus dem Haufen und grauen Gewölk der alten Häuser ragte doch vor allem die alte prächtige Kathedrale hervor, die, wenn sie dem flüchtigen Ferneindruck, den sie auf uns machte, auch in der Nähe entspricht, ein sehr bedeutungsvolles Gebäude seyn muß. Die Häuser unmittelbar an der Rhone sind ansehnlich und hübsch; da wo das Flüßlein Gere hereinfällt, klappern Mühlen und Räder der Stahl- und anderer Fabriken, welche es da giebt, und an dem Hügel hinauf glaubten wir die Halden und Bingen der Bergwerke zu sehen, welche schon in früherer Zeit bei Vienne waren, und da noch sind. Uebrigens ist diese Stadt, früher so groß und mächtig, schon von dem vierzehnten Jahrhundert an allmählig heruntergesunken, und ist erst jezt wieder eine Mittelstadt von zwölftausend Einwohnern. Es ist denn doch oftmals als sey kein rechter Segen in den un-

gerechten Bluturtheilen, wenn nicht die Städte, wie Paris, zu einem andern "Vergelts Gott" aufgespart werden, als das bloße äußerliche Herunterkommen ist.

Ein wenig weiter unterhalb der Stadt sieht man im Felde eine hohe Pyramide stehen, welche dem Katzenthurm bei Erlangen ähnlich, nur ganz anders, und freilich viel schöner ist. Diese Pyramide ist gar berühmt. Das Volk sagt: da läge der berühmteste Mensch in der ganzen Welt begraben; der Mann, den bei uns nicht blos jeder Professor, nicht blos jeder Gelehrte und Dorfschulmeister, sondern jeder Bürger und Bauer, ja jede Frau und jedes Kind kennt, und — das ist nun seit länger als einem Jahrtausend so gewesen — vielmals genannt hat und nennt; der Mann, von dem der Hottentotte und Kaffer, der Amerikaner und Asiate, so wie fast jeder Europäer der seit tausend Jahren gelebt hat und noch lebt weiß: Pontius Pilatus; und die Kirchengeschichte sagt wirklich, daß dieser berühmte Landrichter späterhin sey quieszirt und in die Gegend von Vienne cum spe pendendi, das heißt mit der Hoffnung und Aussicht gehangen zu werden, sey versezt worden. Einige Gelehrte glauben aber doch, es sey ein anderer Landrichter darunter begraben, als der Pontius.

Gegenüber von Vienne — es kam eigentlich eher als der Katzenthurm — lag St. Colombe, mit dem Schutzthurm einer alten Römerbrücke, von welcher noch steinerne Pfeiler im Wasser sichtbar sind. Der alte Thurm wird auch vom Volke Pilatusthurm genannt: man glaubt der Landrichter sey da heruntergesprungen.

Wir aber ließen Beides, Vienne und St. Colombe und auch den Katzenthurm, fröhlich vorüberfahrend hin-

ter uns, und zogen weiter an den Urgebirgsfelsen, welche bei Vienne und St. Colombe über die Rhone setzen, vorüber, nach Condrieu.

Da wurde gehalten. Man braucht hier nicht lange zu fragen, wo Etwas zu essen zu haben sey: die Leute aus den Wirthshäusern kommen einem selber bis zu dem Ufer herab entgegen und bieten gar vortreffliche und wohlfeile Kost, Jeder in seinem Hause an. Wir aber, da wir in Lyon nicht in einem Hotel vom ersten Range, sondern blos in einem vom zweiten eingekehrt, wollten hier etwas Uebriges thun: wir gingen nicht mit dahin, rechter Hand, in das kleine, gelbe Haus, wo die Bärtige und einige Marktleute und Soldaten hingingen; wir folgten nicht den beiden Unteroffizieren und zweien Schweizern, welche schon ein Wirthshaus von etwas höherem Style erwählt hatten; wir folgten selbst nicht dem Offizier, der mit etlichen Andern in Nummer zwei des Schiffes saß, sondern wir gingen — allen andern Anerbietungen widerstrebend — geradezu in das Hotel vom ersten Range, wohin die vornehme Familie in Nummer eins auch gegangen war. Dieses Hotel hat die Aussicht gerade zu den Fenstern und zur Thüre heraus, und hat sonst noch manche gute Eigenschaft.

Einer unserer jungen Reisegefährten, der in Lyon, zwar nicht im Essen und Trinken, wohl aber im Bezahlen etwas über seine Kräfte gethan, hielt hier einen strengen Fasttag, und dieser arme Mensch hat mir anfangs viel Kummer gemacht, denn während wir Andern mit gutem Appetit Verschiedenes aßen und tranken, ist er an einem Nebentische mit gar sauerem Gesicht und einem großen Stück Weißbrodes allein gesessen. Später hat er, da

er gehört und sich besonnen, daß in Condrieu ein gar berühmter Wein sey, und eine berühmte Schafzucht, die Strenge seines Fastens noch auf eine Bouteille Weines, und nachher sogar, da wir Andern schon satt waren, auf die mäßige Hälfte einer Schöpsenkeule ausgedehnt, so daß nicht Jeder das hätte können aushalten. Und doch war der arme Büßende ganz vergnügt dabei.

Nach Tische sollte man denn im Schifflein wieder so beisammensitzen. Es wurde allerhand gesprochen; einer meiner Nachbarn brachte sogar die Geschichte vom Barbieren über den Löffel, und weil er einmal beim Löffel gewesen, auch die berühmte vom silbernen Löffel auf die Bahn; es wurden jedoch beide Geschichten zwar halb leise, damit die Franzosen in Nummer eins und die Schweizer in Nummer drei sie nicht hören sollten, dabei aber allzu bekannt erzählt. Einer aber, der dabei saß, nahm jenem das Heft der Erzählung aus der Hand, und sagte: er wisse die leztere Geschichte anders und genauer, und so wie er sie erzählen wolle, sey sie eine bayerische Originalsage. Die Geschichte sey nämlich nicht in Wien, sondern in München passirt, und zwar bei dem Vater seeliger des alten Filserbräu. Ein Gast kam auch zu diesem herein, am Mittwoch nach Pfingsten, dem da sein Essen, und das Bier, und die Unterhaltung, und der gute alte Filserbräu, und Alles was er hier sah so wohl gefiel, daß er sich zum Andenken an den vergnügten Mittag, mit einer Art von sentimentaler Heimlichkeit, einen silbernen Löffel einsteckte und fortgieng. Das hatte aber sein Nachbar, ein Herr Sekretär vom Stadtgericht, und noch einer gesehen, die sagten es dem Wirth. Der alte ehrliche Filserbräu wollte es anfangs nicht glauben,

als er aber die Löffel gezählt, und es fehlte ihm einer, sah er gar sauer darein, und sagte: wenn der Gast morgen wieder käme, und die andern Herrn Gäste wären beisammen, so wollte er ihn vor ihnen Allen recht beschämen. Der Gast kam aber am Donnerstag nicht wieder, auch nicht am Freitag und Sonnabend, sondern erst am Montag über acht Tage; denn er hatte den Löffel so lange einem Juden, der ihm einige andere Gefälligkeiten erwiesen, zur Ansicht gelassen. Und zwar kam er nicht als die andern Herrn Gäste beisammen waren, sondern um zehn Minuten eher. Die Kellnerin brachte die Suppe, und legte ihm auch mit gar ernsthaftem Gesicht den Löffel hin. Ueber eine Weile kamen auch die andern Gäste, und der alte Filserbräu kam auch herein. Der Gast aber hatte sich um den Leib sein blaues Sacktuch, an das Sacktuch die Serviette, und an die Serviette den Löffel gebunden, womit er seine Suppe aß. Der Filserbräu sahe es mit Verwunderung, und fragte wie das gemeint sey? Ach mein lieber Herr Wirth, sagte der Gast, und zog den neulich eingesteckten Löffel in Papier gewickelt aus der Tasche heraus, ich habe ihn nur angebunden, damit er mir nicht wieder hinunter fährt in den Mund, wie dieser da neulich, denn der ist gar zwölf Tage lang bei mir geblieben. Da nahm der ehrliche Filserbräu den Löffel mit Vergnügen, zeigte ihn den Gästen, und sagte: da sehen Sie, der Herr da ist gar ein rechtschaffener und ehrlicher Herr, er hat den Löffel nicht eingesteckt, sondern der ist ihm unversehens hinuntergefahren, und das kann jedem Christenmenschen passiren.

Die Gegenden zunächst an der Rhone waren von Condrieu aus nicht gar besonders. Was man vom Ufer

aus sahe, war eine Fläche voll Steingerölle, die Bäume — meist Maulbeerbäume — noch ganz kahl. Dazwischen kamen aber freilich einzelne Dörfer und Flecken, mit blühenden Obstbäumen in ihrer Nähe; doch ist es einem, wenn man aus dem Anblick der nahen bergigen Ufer, und der fernen Alpenkette auf einmal herunter kommt in die platte Ebene, als müsse man fliegen, um nur wieder in die Höhe zu kommen, und wirklich hat auch Einer da das Fliegen versucht; denn die Rhone kommt hier ganz nah bei St. Anonai vorbei, wo Montgolfier, — jenesmal Papierfabrikant daselbst, — den ersten Luftballon steigen ließ.

Der deutsche Offizier schlug vor, man solle etwas Deutsches singen, es war aber kein Sänger unter uns, unter den Schweizern und Franzosen dagegen etliche so vortreffliche, daß man sich zu schämen hatte, doch sang man so gut es gieng. Gegen Abend, nachdem sich mehrere Male, und besonders zulezt, die Bergzüge wieder ganz nahe zur Rhone herangedrängt, weil hier ein Urgebirgszug von dem merkwürdigen Centralpunkt des Puy de Dome aus und von den Cevennen über den Strom herübersezt, kamen wir in ein gar schönes, mit Rebenhügeln und Obstbäumen reich bepflanztes Thal.

Endlich landeten wir mit unserm Schifflein, Tournay gegenüber an den kleinen Flecken Tain.

Es war noch so viel Tag, um die gar sehenswerthe Brücke, welche zwischen Tain und Tournay über die Rhone geht, und in Eisendrath, den man wie Stricke zusammengedreht hat, hängt, etwas zu betrachten. Von Tournay sah man wenig mehr; doch schimmerte ein schö-

nes, mächtiges Gebäude (eine ehehin berühmte Bildungsanstalt für Knaben und Jünglinge) vom andern Ufer herüber.

Da wir Deutsche vom Besehen der Brücke hereinkamen in das Städtlein, war das Gasthaus Nummer eins von der Französischen Noblesse in Nummer eins und zwei des Schiffes, zu welcher sich auch unser deutscher Offizier gesellt hatte, schon besezt, und wir geriethen dann außen, wo die lezten Häuser sind, in eine Herberge von dritter oder vierter Sternengröße. Doch brannte in der Stube das helle Feuer des Kamins, und die Oellampe auch.

Hier war es sehr schade, daß die Hausfrau die Karte von Frankreich hatte zu Hause liegen lassen, auf der ich wegen des Hermitageweines, der bei Tain wächst, einen rothen Stern hingezeichnet hatte. Ich dachte nicht mehr daran, und trank, weil ich das zu Hause am Abend auch so gewohnt bin, keinen Wein, sondern sahe bloß zu wie er den andern Gästen so gut schmeckte. Indeß war das auch recht. Denn ich bin, um das dem Leser aufrichtig zu gestehen, was den Wein betrifft, gar verwöhnt. Bei uns zu Hause, in den Schönburgischen Landen, wird zwar selber kein Wein gebaut, aber nicht weit davon, bei Jena, ist ein Weinland, dessen vier berühmte Sorten von Wein ich in meiner Jugend, sowohl in Weimar, wo ich auf Schulen gewesen, als auch in Jena manchmal getrunken habe. Der Schulwein, den man dort baut, ist so gar stark noch nicht, den giebt man den Kindern die nicht zur Schule gehen wollen, und sie gehen ein andermal doch lieber zur Schule, als daß sie den Wein trinken, weil sie sagen, der sey noch sauerer als die Schularbeit. Der Strumpfwein, der ehe-

dem nach Dornburg zu gebaut wurde, war auch so gar stark noch nicht, sondern blos wegen seiner adstringirenden oder zusammenziehenden Eigenschaft unter den Aerzten und Physiologen berühmt. Wenn man nämlich diesen Strumpfwein, der von fuchsrother Farbe war, auf einen zerrissenen Strumpf geschüttet; so zogen sich die Löcher von selber wieder zusammen. Doch vermuthe ich, daß diese Sorte von rothem Wein seitdem in Jena ausgegangen, weil ich, als ich das lezte Mal dort gewesen, gar zu viel zerrissene Strümpfe gesehen. Ungleich stärker ist die dritte Sorte, welchen man den Dreimännerwein nennt, und welcher gleich zwischen Jena und Weimar, in einer gar günstigen Lage nach Nordwesten wächst, denn da müssen zu jeder Bouteille drei Männer seyn. Nicht gerade deswegen, weil für einen oder für zwei davon der Rausch zu stark wäre, wenn sie ihn allein tränken; sondern es muß immer der Mann, der den Wein trinken soll, von dem Einen gehalten werden, während ihm der Andere das Getränk eingießt, weil es so gar stark nach Essig schmeckt. Auch die vierte, stärkste Sorte habe ich als Student einmal bei einem vornehmen Gönner getrunken: den sogenannten Wendewein. Dieser ist aber so stark, daß man ihn nur an einem Orte trinken darf wo ein recht guter Nachtwächter ist. Denn wenn einen der nicht alle Stunden weckt, damit man sich auf die andre Seite umwendet, so frißt der gar scharfe Wein die Seite, auf der man gerade liegt, durch. Da ich mithin seit meinem zarten Jünglingsalter an solche gar starke Weinsorten gewöhnt bin, ist es die große Frage, ob mir an jenem Abend der Hermitage-Wein geschmeckt hätte?

Es war die Nacht recht kalt in unserem Zimmer, un-

ter den feinen, dünnen Decken von Sackleinwand, obgleich der Wind nur zu einem einzigen, wahrscheinlich wegen des Mangels der Fensterscheiben nicht gar gut schließendem Fenster hereinbließ. Indeß waren noch etliche Kleider, und ein altes grünes Stuhlkissen da, welche man auf die Leinwanddecken legen konnte, und erfroren ist von uns beiden Niemand.

Doch war es gut, daß es bald darauf wieder Morgen wurde. Warme Getränke gab es auch, die etwas nach Caffee schmeckten, und Feuer am Kamin, um die Füße zu wärmen.

Der Wind, der sich schon am vorigen Abend, während unseres schlechten Singens erhoben, und die Nacht hindurch so durchdringend kalt ins Zimmer hereingeweht hatte, war Niemand anders als der berühmte Mistral, von dem wohl jeder wird gehört haben, der Etwas von Südfrankreich und Piemont weiß. Es ist der heftige Wind, der sich besonders in der Zeit, wenn bei uns der Schnee thaut, mit einer Gewalt wie ein über seine Dämme brechender See, über die Alpen und andere Bergketten herunterstürzt in die tieferen Küstengegenden, in deren leichtere, warme Luft, der schwere, kalte Luftstrom des Nordens seinen Abfluß nimmt. Da wo der Sturm über die Alpengipfel, wie ein Wasserfall hereinbricht, ist er so gewaltig, daß er nicht nur Menschen in den Schnee, oder in tiefe Abgründe stürzt, sondern selbst schwer beladene Lastthiere. In Marseille, und auch schon heute auf der Rhone, lernten wir ihn so kennen, wie er in der Ebene sich aufführt. Das Schifflein ging immer schief, die Wellen schlugen stark heran, die Schiffsleute waren bald an diesem bald an dem andern Theile des Fahr-

zeuges thätig und nöthig. Die Hausfrau, die überhaupt eine Seeheldin zu Lande, nicht aber zu Wasser ist, und die lieber im goldnen Schiff zu Erlangen in einem Hinterstübchen nach dem Hof heraus, als in einem anderen Schiffe vorne heraus wohnen würde, fieng an zu zagen und sich zu fürchten; die Frauenzimmer in Nummer eins auch, nur das Kind nicht; denn das schlief ruhig bei dem Sturme. "Sie werden nun wohl, — sagte ich zu dem jungen Frauenzimmer aus Freiburg, — Ihre Reise bald überstanden haben; die unsrige geht schon ein Stückchen weiter als die Ihrige. — So? antwortete diese staunend, hatte ich doch geglaubt, die unsrige sey schon weit genug? — Nun ja, sagte ich, sie gehn nach Marseille oder Toulon? — Freilich, sagte das Mädchen, aber von Toulon aus nach der Insel Bourbon, wohin es viel über tausend Meilen weit seyn soll." — Ich erfuhr nun schon hier, und in Marseille und Toulon noch mehr, daß der vornehme Offizier in Nummer eins der neue königliche Gouverneur der Insel Bourbon sey, welcher jezt in Begriff stund, über Toulon, wo ein neues, fast schon segelfertiges Schiff für ihn bereit lag, nach seinem künftigen Posten und Aufenthaltsort abzugehen. Er hatte die Wasserfahrt auf der Rhone, um des kleinen Kindes willen gewählt, freilich aber dabei eine andere Einrichtung des Fahrzeuges, und bessere Witterung vorausgesezt.

Eine Zeitlang ging es mit unserer Rhonefahrt noch ganz erträglich. Die Sonne brach mit ihren Strahlen zuweilen aus dem Gewölk hervor, und beleuchtete zu beiden Seiten des Stromes eine Landschaft, welche gewiß zu den lieblichsten und großartigsten des südlicheren Frankreichs gehören mag. Wir genossen dießmal, zusammen-

gedrängt in das meist verdeckte Schifflein, nur wenig davon, konnten nur von Zeit zu Zeit einen ungestörten Blick auf die nahen Felsenberge und ihre alten Schlösser richten, so wie auf die, mit noch laubloſen Rebenpflanzungen bedeckten Gewände des Ufers.

Da wo die Isere etwas vor Valence in die Rhone fällt, erhub sich der Sturm heftiger, und trieb unser Fahrzeug mit geflügelter Eile an das Ufer bei Valence hinan. Gleich unten wo man landet, ist ein großer, schöner, bequem eingerichteter Gasthof, da wir aber hörten daß nur kurze Zeit hier gehalten werden sollte, machten wir uns vor allem auf den Weg zur Stadt: erst durch schmutzige, enge Gassen, dann eine Treppe hinan, an altem Gemäuer vorüber, und so zur Kathedrale und zum bischöfflichen Pallast. Die Kathedrale hat in ihrem Innern und Aeußeren mehr etwas Düsteres und Unklares, als den kräftigen, kühnen, freien Ernst so vieler unserer deutschen und italienischen Kirchen aus gleichem Zeitalter. Es sind nicht alle Theile von gleichem Alter, und einige könnten wohl (wenn dieser anders ans Kirchen-Bauen und Verzieren gedacht) an Cäsar Borgia's Zeit, der von Ludwig dem Zwölften zum Herzog und Herrn von Valence gemacht worden, erinnern, mithin an das Ende des fünfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Der übrige Bau gehört großentheils einer früheren Zeit an. Haben ja ohnehin gar viele Hände und Zeiten an diesem alten Valentia gebaut und zerstört, welches schon in früher Zeit römische Colonie, dann ein Besitzthum der Herrscher von Burgund, und so abwechselnd bald der fränkischen Könige, bald der Grafen von Provence oder von Tou-

louse, dann wieder der französischen Krone, dann des Cäsar Borgia, der Diana von Poitier, und bis zu den Zeiten der Revolution der Fürsten von Monaco gewesen. Man sieht es aber auch der alten Stadt gleich an, daß sie so allen möglichen Herren, und um jede etliche Menschenalter einem andern angehört hat, wobei sie fast unter keinem, außer unter den Grafen von Provence und denen von Toulouse recht warm und froh geworden. Sie sieht, mitten in ihrer reichen, schönen Gegend, aus, wie ein mit zehnerlei alten, bunten Flecken ausgeflickter und unternähter Mantel, den ein altes, verarmtes Mütterchen auf eine schöne, grüne Wiese hingebreitet hat; da sieht man etwa als Portal an einem Hause ein Kunstwerk aus dem Mittelalter, dort noch Flickflekken, sogar aus der römischen Zeit. Was die lezteren Ueberreste betrifft; so wird hiervon die Sammlung der Familie Sussy gerühmt. — Hier in Valence hat Pius der Sechste (im Jahr 1799) das Ende seiner Pilgerwanderung, und gleich jenem Oedypus mit den für immer den Schreckbildern der Erdennoth geschloßnen Augen den Hafen gefunden. Hier in dieser Stadt hat auch Napoleon als Jüngling eine ruhigere und vielleicht wahrhaft großartigere Zeit seines Lebens zugebracht, als die gewesen, welche er mühevoll und vergeblich an den Glanz seines auf keinen festen Grund gebauten Thrones verwandt.

Als wir, nachdem wir uns oben auf dem freien Platze unweit der Kathedrale einige Südfrüchte gekauft, wieder hinuntergingen durch die gar trübselig aussehenden engen Gäßlein der Stadt, dachte ich mir Verschiedenes. Valence, eine Stadt, jezt nur noch von acht tausend Einwohnern, liegt so da an einer der mächtigsten

Heerstraßen von ganz Europa, — an dem Rhoneufer; schon die alten Römer haben ihm die Canäle gebaut, mit denen es nun umsonst seine Wiesen und Felder und Maulbeerpflanzungen fruchtbar machen könnte; mit leichter Mühe würde eine solche Stadt Mittelpunkt und Zusammenfluß des Handels und der Gewerbe einer ganzen reichen Umgegend, und doch sieht alles so arm und unaufgeräumt aus, wie in wenigen deutschen und italienischen Städten von gleicher Größe.

Gleich gegen über der Stadt wächst, da wo der alte Thurm steht, der gute berühmte Wein von St. Peray. Sehen denn etwa die Leute in Valence den ganzen Tag statt zu arbeiten lieber hinüber nach St. Peray und in seine Weinflaschen? Freilich, die Ramsthaler im Würtembergerland haben auch einen edlen Wein, — den Doppel-Mauerbrecher — gleich vor Augen und in der Nähe, und sind doch fleißige und ordentliche Leute; um Jena wächst gar der edle Dreimännerwein, und die Leute könnten zwar auch fleißiger seyn als sie sind; doch sieht es immer ganz anders bei ihnen aus, als in Valence. Indeß wer kann dieß so schnell bemerken: es giebt vielleicht in Valence gar viele Menschen, die ordentlicher und fleißiger, und zumahl wohlhabender sind, als das deutsche Volk, das da, an den freilich rußig genug aussehenden Häusern vorbeizog, und sich darüber aufhielt.

Im Wirthshaus war nur eben noch Zeit eine Suppe zu nehmen und zu bezahlen; das Schifflein hatte Eile. Der Sturmwind, der es begleitete, und ihm den Arm so ganz wider Wunsch und Willen bot, hatte aber noch mehr Eile, der riß es im Vorbeigehen bald links, bald rechts an's Ufer, und den Schiffern sahe man es

an, daß ihnen der Mistral zu mystisch und unbehandelbar gewesen; denn die Fahrt gieng zwar so schnell als nur denkbar, aber nicht immer dahin wo die Schiffer hinwollten, sondern öfters an Sandbänke, wenn der Steuermann lieber im Wasser geblieben wäre. Beim ersten und zweiten Male ließ man's sich gefallen, und es achtete Niemand groß auf die ängstlichen Gesichter, welche die arme Hausfrau geschnitten; als aber die Sache gar zu oft wieder gekommen und zu arg geworden, fieng auch die Dame in Nummer eins, die Mutter des kleinen, zarten Kindes an, nicht blos ängstliche Gesichter zu machen, sondern laut auf zu schreien nach dem Lande; da mußte denn, gegen Mittag, still gehalten werden, und durch ein dichtes Weidengebüsch kam man an einen kleinen Kanal oder Bach, über welchen uns ein Bauer eine Brücke von Brettern gemacht, und uns dann hinübergeführt zu seinem Hause.

Küche und Wohnzimmer sind da, wie überall in solchen Häusern jener Gegend, beisammen; um den reinlichen, nußbaumenen Tisch waren hölzerne Bänke; das Brod, und besonders der Wein, den man hier bekam, waren so gut, daß man den leztern im Vaterlande auch bei Doktor- und andern Ehrenschmäusen den gelehrten Gästen vorsetzen, und von ihnen mit Verwunderung trinken sehen könnte.

Hier in dem freundlichen, stillen Bauernhäuslein bekam denn auch die Hausfrau Muth (woran es ihr freilich gerade auch sonst nicht fehlt), vorzuschlagen, man solle doch das Schiff gehen lassen wohin es möchte, und wir wollten auch gehen wohin wir möchten, nämlich zu Fuß oder zu Wagen den Weg hinunter nach Avignon.

Der

Der Vorschlag war so übel nicht. Denn was hatte man bis jezt, den dreitägigen Aufenthalt in Lyon abgerechnet von Frankreich gesehen? In der Diligence nur wenig, und im bedeckten Schifflein fast noch weniger. Zu dem gieng man schon immer lieber zu Fuß, als zu Schiff oder Wagen. Es wurde also mit dem Schiffer gesprochen, der gedachte heute noch nach St. Esprit zu kommen, und wir, ohne lange zu fragen, wie weit es noch sey? beschlossen und hofften auch noch heute dort einzutreffen.

Das Gefühl ist fast unbeschreiblich, mit welchem sich jezt der Mensch wieder aus dem engen, dumpfigen Fahrzeug heraus im Freien sah. Die Frühlingssonne schien gar lieblich unter die blühenden Bäume des Bauernhofes herein, als wir um diesen hinum nach der von hier eine halbe Stunde weit entlegenen Straße hinübergingen: mehrere Bauernhöfe, und ein Dörflein, ganz mit blühenden Bäumen umgeben, lagen dazwischen. Der kalte Mistral war hinter uns, trieb uns nur vorwärts, der warme, liebliche Sonnenschein fiel uns in's Gesicht; vor uns die hohen Berge mit Kirchen und Ortschaften an ihrem Abhange und Fuße. Unvergeßlich ist die Aussicht auf der Dromebrücke vor Loriol. Nahe blaue Bergketten, und die glänzenden beschneiten Alpengipfel über ihnen herausragend, überall grünende Felder und Auen und blühende Gärten, das schöne, tiefe Dromethal in die Berge hineingreifend. Das Schloß Crest mit seinem Thurme liegt auch vor einem, so schön, daß Niemand daran gedacht, daß es ein Staatsgefängsniß sey. Zu Loriol, dem Aufenthaltsorte des trefflichen Faujas de St. Fond im Kaffeehaus wurde erst erfahren, wie weit es noch nach St. Esprit sey, nämlich zwölf Stunden.

Das schien denn doch für die Hälfte eines Nachmittags zum zu Fußegehen etwas zu viel, und es wurde beschlossen ein Fuhrwerk zu nehmen.

Es giebt da im südlichen Frankreich eine Art zweirädriger Equipagen, welche man Battages nennt *). Sie sind sogar oben theils mit Leinwand, theils mit einem hölzernen Dachwerk verwahrt, an den Seiten sind kleine Löcher zum Heraussehen, vor welchem aber ein bewegliches Leder hängt, vorn kann man nicht blos heraussehen, sondern sogar heraussteigen. So lange das Pferd oder Maulthier die Battage zieht und läuft, sitzt man auf den hölzernen Bänken, eben so wie jede andere Herrschaft, horizontal; wenn aber das Pferd hält, muß man sich auch an der Bank und den Latten zur Seite festhalten, sonst fällt man hinter sich, auf die Passagiere, die im Hintergrund der Equipage sitzen. Eine solche Battage, gleich neben einer Schmiedewerkstatt, aussen am an-

*) Der Nahme kommt von battre, schlagen her. Man sagt diese Art von Fuhrwerk sey ad usum Delphini, d. h. zum Nutzen irgend eines, ich weiß nicht welches Dauphins von Frankreich, erfunden worden. Da dieser nämlich von seinem Instruktor die Schläge, die er oftmals und aus mehreren Gründen verdient hätte, nicht so ohne weiteres erhalten konnte, ließ man selbigen Dauphin, so oft er etwas Ordentliches versehen, in eine königliche Battage sitzen und er durfte darinnen so weit fahren als er vorher von der goldnen Mittelstraße abgewichen war, was denn dieselben Dienste that, wie jede eben so derbe körperliche Züchtigung. In Ländern, wo die so wohlthätigen Schläge beim Militär abgekommen, wären die Battages als Ersatzmittel gar sehr zu empfehlen.

dern Ende des Städtleins, war für uns auch zu haben, und es stund uns frei, ob wir die Frau mit dem Tragkorbe welche auch mitfuhr, vor oder hinter uns wollten sitzen lassen.

Auf einer herrlichen Chaussee, immer zwischen Maulbeerbäumen hin, kamen wir nach dem gar in lieblicher Gegend gelegenen Montelimard. Hier war es freundlich, und die Wirthsleute in dem Hause wo wir hielten, waren es auch. Die Hausfrau aber, obgleich genug zerstoßen und zerschlagen in der Battage, war so froh über den glänzenden Erfolg der Landreise, daß sie aus Dankbarkeit, auf ihre Kosten, mich und die drei Reisegefährten, welche mit uns das Schiff verlassen hatten, mit wahrhaft vortrefflichem, süßen Wein bewirthete, aus der Gegend von Mornas.

Indeß wir da tranken, handelte der Besitzer einer andern Battage, aus Montelimard, mit unsrem Battagenführer, um uns und den Ueberrest des mit Jenem bis St. Palud ausgehandelten Lohnes. Statt eines Maulthieres sollten wir sogar zwei bekommen, und wir ließen dieß geschehen, es war jedoch nicht gar wohlgethan.

In Frankreich giebt es nämlich zwei verschiedene politische Partheien, welche immer die eine rechts, die andere links wollen. Das war an unsern hintereinander gespannten Maulthieren recht sichtbar, das vordere wollte bald rechts, bald links mit uns in den Abgrund, zuweilen auch blos in den Chausseegraben hinein, und der Battagenführer mußte immer wieder herunterspringen von seinem Sitz an der Deichsel, um nur das politische Thier wieder gerade aus zu lenken. Der Wind bließ dabei tüchtig zu den Lederfenstern, die nicht recht schloßen, her-

ein, und mehr als einmal sank die Reisegesellschaft von den Bänken nach hinten herunter.

Dafür war aber auch im Wirthshaus zu St. Palud, wo der Haupteingang durch die Scheuer und den Stall in die Küche oder Stube gieng, der kalte Braten, den man da fand, zwar nicht gut, aber auch desto kleiner, das Brod aber war groß, und der Wein gut genug. Die Hausfrau wollte jezt auch lieber schlafen als wachen, und man verlangte zu Bette. Die Wirthin führte uns beide aus der Küche hinauf in einen Saal, wo zwar sehr viele große, aber nicht sehr gute Betten stunden. Sie bat, beim „Gute Nacht" sagen, gar höflich, man möge die Thüre nicht schließen, weil noch Andere da herein müßten. Es schien uns, sie deutete hierbei auf die andere Seite des Saals, von wo etwa eine Thüre hinausgieng nach einem Nebenzimmer, nach welchem, wie wir meinten, der Weg durch unsern Saal gieng. Da die Betten ja ohnehin leer stunden, hatte die Hausfrau einige Kleider auf ein Nachbarbette des unsrigen gelegt, bemerkte aber mit Verwunderung, daß nicht blos der Hut, sondern auch der Oberrock und sogar die Strümpfe sich von selber bewegten, und als man näher hinleuchtete, zeigte sich, daß da in dem großen Nachbarbette zwar blos zwei Männer lagen, indeß war uns schon die Gesellschaft dieser Beiden etwas überraschend. Der Hausfrau fieng an da in dem rußigen, weiten Saale, mit nur einem durch eiserne Gitter verwahrten Fenster, etwas unheimlich zu werden, und Rist redete, um die Leute, wenn sie etwa räuberische Absichten hätten zu schrecken, sehr laut von den Waffen, welche er bei sich habe, legte diese auch sämmtlich, nämlich sowohl das

Brod- als das Gartenmesser, auf den Stuhl vor das Bette, neben die andern Sachen hin, so daß sich ein unvorsichtiger Räuber, wenn er die Messer aufgemacht, und dann im Finstern etwas hätte nehmen wollen, gar leicht in die Finger hätte schneiden können. Indeß durfte uns nicht bange seyn vor den Zweien da; denn es kamen noch gar zu viele Leute in den Saal herein, denen sämmtlich die Wirthin beim Fortgehen sagte, sie sollten die Thüre nicht zumachen, da vielleicht bei Nacht noch mehrere Gäste kommen könnten. So war es ganz leutselig in dem Saale zu schlafen; denn bis Mitternacht hatte man eine Gesellschaft nach der andern gesehen, welche theils in den Saal, theils in das anstoßende Nebenzimmer schlafen gegangen, und ich habe noch in keiner Nacht so mannigfaltig schnarchen hören, als im Nachtlager zu la Palud.

Am Morgen, noch vor Tag, brach schon ein Theil der schlafenden Karawane wieder auf; wie es schien Handelsleute, welche ihr ganzes Waarenlager, der Bequemlichkeit wegen, bei sich getragen, und wovon etliche schlechtweg zu Fuße giengen, andere aber, die es schon weiter gebracht, fuhren, und zwar mit einer Art von Schubkarren, an welchem der Eine vorne zog, der Andere hinten schob. Es mußte ein Markt in der Nähe seyn, zu welchem diese vielen Kaufleute hinzogen. Auch wir machten uns auf, als die Strahlen der aufgehenden Sonne durch das junge, grüne Laub der eben ausschlagenden Platanen hereinfielen, und bemerkten beim Hindurchgehen durch das Städtlein, daß es da noch mehrere, wenn auch gerade nicht eben so schlechte Wirthshäuser gegeben hätte, als unsere Communwirthschaft ge-

wesen. Der Vattagenführer mochte eben gemeint haben wir liebten große Gesellschaft. Wir aber giengen gar fröhlich zu Fuße hinaus, in die unbeschreiblich schöne, überall grünende und blühende Landschaft, immer in der Allee von großen alten Maulbeerbäumen hin, welche nach Mornas führt. Der Mistral wehte am Morgen so gar heftig noch nicht, und da wir einerlei Weg mit ihm giengen, war er uns eher förderlich, als hinderlich.

Gleich unterhalb la Palud sieht man die Rhone im Morgensonnenscheine glänzen, die herrliche Brücke von St. Esprit dehnt sich mit ihren majestätischen Bögen über den Strom hinüber. Nirgends war heute ein Fahrzeug auf dem Fluß zu sehen, und da man uns schon im Nachtlager gesagt, daß unser Schiff gewiß in St. Esprit habe Halt machen und seine Passagiere ausladen müssen, hatten wir einen unserer jungen Freunde als Abgesandten nach St. Esprit geschickt, der daselbst unsere andern Reisegefährten abholen und zu uns auf den Landweg führen sollte. Wir aber giengen gerade auf die vor uns liegenden Kalkgebirge zu, auf deren Gipfel, von groteskem, zackigen Umriß mehrere alte Burgruinen liegen. Da an den Felsenschluchten von Montdragon erfreute uns manche schöne blühende Pflanze, mancher, dem Süden angehörige Strauch und Baum, unter andern auch die ersten Oelbäume. Da blühte neben der niedlichen Traubenhyazinthe (Hyacinthus botryodes) unsrer Gärten, deren blaue Blümchen an allen Abhängen und Feldrändern wachsen, und neben der Brosch-Resede (Reseda Phyteuma) die auffallendere Form mehrerer Euphorbien (Euphorbia Characias und E. serratifolia); an den Felsenbuchten zeigten sich an mehreren Orten der

edle Lorbeerbaum, mit seinen reichlichen gelblichen, und der Kirschlorbeerbaum mit weißen Blüthen, neben immergrünen Eichen und einzelnen Cypressen. — Hohe Mauern sind da zuweilen um die Gärten und grünenden Plätze gezogen, nicht zunächst um sie vor Räubereien zu schüzzen, sondern um die Sandmassen abzuhalten, welche der hier fast beständig wehende Mistral darüber führen würde. An den Mauern zeigte sich der Sand gleich den Windwehen des Schnees hoch aufgethürmt.

Der Anblick der grünen Wiesen, unter denen Wassergräben sich hinziehen, bei Montdragon, war besonders durch den Contrast, den die Wiesen mit den dunkelgrauen, nackten Felsenwänden zur Seite des Weges machen, überaus lieblich. Lämmer weideten da im Grünen, wie bei uns zu Hause; die häufigen Nußbäume darneben sahen auch so heimathlich und bekannt aus; die Städtlein aber nicht, wenigstens hätte ich sie nicht meine Heimath nennen mögen. In Mornas besonders, ist es nicht die Bauart der Häuser, sind es nicht die schmuzig engen Gassen, und das schlechte Pflaster, nicht die unebene Lage am Fuße des Felsens hinan, die einem so unheimlich däuchten, sondern, wenn man so durch die menschenleeren Gassen, an den alten, baufälligen Häusern hingeht, wo nur selten ein Bewohner, die Armuth aber überall zu den Fenstern und Thüren herausschaut, ist es einem, als seye man in einem durch Pest oder Hungersnoth entvölkerten, jezt meist leer stehenden Armenhaus. Es ist, als läge eine alte Blutschuld auf diesem armen Städtlein, von dessen Felsenwänden der wilde Baron Adrets die von ihm gefangenen Catholiken herunter in die emporgehaltenen Piken seiner Soldaten zu springen

zwang. Aussen in der Vorstadt, durch welche eigentlich nur (wie bei den meisten südfranzösischen Städten) die Straße führt, stehen indeß hübschere und reinlichere Häuser, in deren einem uns, von einer freundlichen, billigen Wirthin, Eier und Brod und Wein, obgleich nicht von jener vorzüglichen Sorte, wodurch Mornas berühmt ist, gereicht wurden.

Am Nachmittag bließ der Mistral so heftig, daß man kaum im Stande war mit dem Gesicht gegen ihn gekehrt Stand zu halten; denn ausser der ziemlich durchdringenden Kühle, führte er auch Sand und kleine Steinchen mit sich und in die Augen. Wir konnten daher auf die Braunkohlengruben, welche da zur Seite des Weges lagen, nur im Vorbeigehen einen Blick werfen; bei dem schönen Lustschloß mit hohen Cypressen, woran wir in der Nähe von Orange vorüberkamen, nur wenig verweilen, einigen für uns wünschenswerthen Schmetterlingen, die wir an den Hecken am Wege bemerkten, eben nicht lange nachsetzen.

Da lag denn der Triumphbogen des Marius ganz einsam, im Freien aussen, und darhinter das alte Orange. Wir bekümmerten uns da nicht um die verschiedenen Meinungen der Alterthumsforscher, wann und wem wohl der schöne Triumphbogen errichtet sey? sondern blieben bei der gewöhnlichen Ansicht, daß dieses Denkmal an die Niederlage und den Tod unserer alten deutschen Väter unter Marius erinnern solle, und bei dem Eindruck, den er auf uns gemacht, stehen. Die kräftigen Gebundenen da, und die im Kampf vom Schlachtroß Ertretenen — — es war mir als sähe ich einen eigenen Vater da gebunden abgebildet, meinen Bruder

sterbend unter den Rossen. Der Mistral brauste schnell vorüber, als wollte er von dem Elend und den Kämpfen der Menschen Nichts sehen und wissen; der klare blaue Himmel aber, der als ein Bogen von ganz anderer Art, über den Triumphbogen sich hinwölbte, tröstete mich, denn der steht noch unverändert da, und statt der alten, damals zum erstenmale Früchte tragenden Eichbäume, welche Marius umgehauen, sind tausend junge und neukräftige aus dem fruchtbaren Boden des Vaterlandes hervorgekommen, in deren Zweigen die wärmende Herbstsonne eine neue Aernte der Früchte zeitiget.

Jenes prächtige Kunstwerk, welches Einige dem Triumphbogen des Severus in Rom zur Seite stellen wollen, ist wenigstens eines der schönsten, wohlerhaltensten, unter allen welche wir in Frankreich aus der Zeit der Römer gesehen. Die herrliche Attika mit ihrem prachtvollen Gesims, welches in einer Höhe von 64 Fuß das Gebäude krönt, wird von drei Bögen, einem mittleren größeren, und zwei kleineren zu seinen Seiten, getragen. Mächtige korinthische Säulen stehen, zwei an den Seiten des mittleren größeren Bogens, am innern Saum der beiden kleineren Bögen, zwei an den Ecken der kleineren Bögen. Die Länge der Fronte beträgt ohngefähr eben so viel, als die Höhe des Gebäudes, nämlich gegen 64 Fuß, wenn nicht dort der neuere, ziemlich grobe Anbau mehr zugesezt hat, als er sollte. Doch ist die Dimension der Tiefe mit jener Dimension der Länge harmonisch; denn sie beträgt gerade halb so viel, nämlich 33 Fuß. In Beaumonts Abbildung *) verhält sich die

*) Travels through the maritime Alps from Italy to Lyons

Höhe des größeren Bogens zur Gesammthöhe wie 2 zu 3, die Höhe der kleineren Bögen zur Gesammthöhe wie 1 zu 3; es ist dieses jedoch ein Irrthum, und die Höhe des größeren Bogens ist ohngefähr, wie bei dem Triumphbogen des Severus in Rom, die Hälfte der Gesammthöhe. Unter der Attika ist überdieß ein herrlich gearbeiteter Giebel, von welchem sich in Beaumonts, sonst so zierlicher Abbildung, keine Spur findet.

Das Basrelief an der Attika über dem mittleren (größeren) Bogen stellt ein wildes Gefecht dar: Reiterei und Fußvolk unter einander gemischt; zu den Seiten sieht man Opfergeräthe und den Augurstab. Ueber den kleineren Bögen sind Trophäen, Schilde und Lanzen, auch Schiffschnäbel und Dreizacke; auf einem der Schilde liest man das Wort Mario. Von den schmalen Seiten ist nur die östliche noch ziemlich wohl erhalten; die westliche vom Wetter zerstört. Vier korinthische Säulen erscheinen auch hier, zwischen ihnen Trophäen, unter denen man Bilder von Gefangenen, je zwei und zwei mit auf den Rücken gebundenen Händen sieht. Oben am Fries erscheint ein Kampf von Gladiatoren.

Man hat nun freilich gezweifelt, ob dieß Gebäude, von einer so hohen Vollendung, schon aus den Zeiten des Marius herkommen könne. Indeß hat es auch in späterer Zeit in Italien vor Raphael, in Deutschland vor Albrecht Dürer, Meister gegeben, in denen sich das noch Zukünftige schon mächtig ankündigte; so könnte ja auch die Zeit der alten Künste, die sich ja meist dem

---

acrosf the Col de Tende, by the way of Nice, Provence, Languedoc etc. by Albanis Beaumont. London 1795.

Urtheil entzogen hat, lange vor ihren mehreren Tassos, ihre einzelnen Dantes und Petrarkas gehabt haben. Ueberdieß mag auch wohl eine spätere Zeit in jenem Triumphbogen die Siege der Römer, im Süden von Frankreich überhaupt, unter ihnen aber vornemlich jenen des Marius über die Deutschen haben bezeichnen wollen.

Es war uns gar wohl zu Muthe, bei und unter diesem Denkstein der Herrlichkeit der alten Weltenherrscher, und wir ertrugen die Gewalt des Mistrals, der uns an manchen Stellen, wo sein Zug am stärksten war, fast umzuwerfen drohte, und dabei öfters die Augen, durch allerhand hineingeworfene Dinge, welche er vom Boden aufgelesen, auf mehrere Minuten zum Sehen unfähig machte, lange Zeit geduldig; dann aber erinnerte die schon tiefer sinkende Sonne, daß für heute noch mehr zu sehen und weiter zu gehen sey, und wir begaben uns in das Städtlein. Dieses ist als Arausio Cavarum zur Zeit der Römer schon berühmt und groß; im Mittelalter aber auch noch ein Edelstein in gar manches kleinen Grafen und Herren Hut und Schwert gewesen, bis es zulezt, im Besitz der französischen Könige, und noch mehr seit den Zeiten der Revolution, als bloser Bau- und Backstein in das Gemäuer eines mächtigen Landes hineingefügt, und so völlig unscheinbar geworden. Ist es doch gewissermassen eine halb deutsche Stadt; nicht gerade wegen des Triumphbogens, der eine Niederlage der Deutschen in der Nähe meldet; sondern weil ein edles deutsches Fürstenhaus lange Zeit über Orange geherrscht hat, und weil diese Stadt, wenn es von Rechts wegen zugegangen wäre, noch jezt einem deutschen Königshause (dem von Preußen) angehören müßte. Denn

seit 1531 war eine Linie des erlauchten Nassauischen Hauses, die sich hiervon Nassau-Oranien genannt, im erblichen Besitz der alten Grafschaft, und der große Kriegsheld, Prinz Moritz von Oranien, hat hier bei Orange, auf der Höhe, die unüberwindlich feste Burg erbaut, welche Ludwig XIV. nachmals aus demselben Grunde und mit denselben Mitteln zerstören lassen, als die in so vieler Hinsicht seinen Fußstapfen folgenden Revolutionsmänner manche andere sehr fest stehende Sachen in Frankreich zerstört haben. Die ungeheueren Trümmer liegen noch auf der Höhe herumgestreut. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wäre, nach dem Tode Wilhelm III. von Nassau-Oranien (zugleich Königes von England) Preußen der nächste Erbe zu Orange gewesen, wenn nicht Ludwig XIV. geglaubt hätte, er sey überall, wo es etwas zu besitzen gab, noch etwas näher als der rechtlich Nächste, und es sich, nach dieser Ansicht, selber zugeeignet hätte. Uebrigens hat es in Orange auch manche Kirchenversammlung gegeben, und im Jahre 1365 hatte Kaiser Carl IV. hier eine Universität gestiftet.

In der Stadt sah ich mir denn alle Leute darauf an, ob kein nassauisch deutsches Gesicht und Geblüt mehr darunter sey, und bei einem Barbier, wo ich mich rasiren lassen, sahe es auch noch so halb und halb nassauisch aus; jedoch war die Weise, auf welche man bei diesem Reinigungsprocesse verfahren, schon zu vornehm für einen gemeinen, deutschen Mann. Der Eine, nachdem eine alte Frau auf Französisch mit ihnen gezankt, hat mich eingeseift, der Andere die Serviette gehalten, und nachmals die Haare gekämmt, der Dritte rasirt; darauf der Erste wohlriechendes Wasser, der Zweite wieder die

Serviette gebracht, der Dritte die Bezahlung angenommen und alle Drei beim Abschied sogar sich verbeugt. — Indeß hatte die arme Hausfrau in ihres Herzens Angst die ganze Stadt nach ihrem verlohren gegangenen Manne aussuchen lassen, den zulezt Einer hinter dem Vorhang einer Barbierstube aufgefunden.

Nach genossenem Kaffee und Brod, wurde sogleich aufgebrochen, nach dem alten römischen Theater. Und in der That, auch dieses ist noch gar sehr des Besehens werth. Ein deutscher Landsmann, den wir in Orange unvermuthet getroffen, und der uns gleich als Deutsche erkannt, wies uns hin.

Hier wird die, bis zu einer Höhe von fast 110 Fuß hinanragende Attika von zwei übereinander stehenden Reihen von Bögen getragen, und die Ausdehnung des Gemäuers in die Länge beträgt noch mehr als 300 Fuß. Ein Hauptthor führte da, zwischen zwei kleineren, vielleicht auch zum Aufsteigen nach der Bühne bestimmten Thoren, hinüber zu den halbzirkelförmigen Sitzen der Zuschauer. Eine alte, gute Frau, die sich da mitten im alten Gemäuer ihr Schwalbennest angebaut, führte uns überall herum, kam aber mitten im Erzählen der Geschichte und im Beschreiben des alten Theaters, in das Erzählen und Beschreiben ihrer eigenen armen Erdennoth hinein, wobei sie, mit Recht, sehr weinte, den die Würger da, in den Zeiten der Revolution, welche außen unter dem herrlichen Triumphbogen selber, die Guillotine errichtet hatten, deren Beil die edelsten Bürger der Stadt und aller Nachbarorte ermordete, hatten auch ihren Vater, ihren Mann, und mehrere Verwandten da hinausgeschleift und umgebracht.

Beim Hinausgehen aus der Stadt fanden wir noch blühende Lorbeerbäume, deren Zweige weit über die Mauern eines Gartens hinausragten, und bald hernach an den Höhen hinauf ziemlich stämmige Bäume von immer grünen Eichen (Quercus Ilex und Qu. coccifer). In einem kleinen Wirthshaus, das auf dem Hügelgipfel daſtund, und in welches die Abendſonne gar freundlich hereinſchien, wurde auſſer trefflichem Brod und Wein auch eine franzöſiſche Bibel gefunden, in welche die Bewohner des Häusleins gar einen großen Werth ſezten.

Von hier an ſieht man den freilich ſchon vor Orange in's Auge fallenden herrlichen Windberg oder Montventoux ſo nahe und deutlich, als könnte man in zwei Stunden auf ſeinem Gipfel ſeyn. Doch gehörten dazu mehr als acht; denn jener alte Gaſtſitz und Anhaltspunkt der von den Alpen herkommenden Stürme und Winde iſt hoch genug (6384 Fuß). Nach Weſten hin ſieht man die Sonne gegen die gewaltige Ebene der Rhone, wie gegen ein fernes Meer hinunterſinken; der Boden, aus lauter Rollſteinen gebildet, ein wahres Kieſelmeer, aus dem ſich Thymian und andere Gewürzkräuter als Futter für die Schaafheerden, die man da weidet, hervordrängen, iſt offenbar in alter Zeit der Grund eines Sees oder eines hier wogenden Waſſers geweſen.

Drei Stunden Weges iſt es von Orange nach Sorgues; da kommt man dann eben mit untergehender Sonne die kleine Anhöhe hinunter, und findet außen vor der hochummauerten, gar alt ritterlich ausſehenden Stadt einen Gaſthof, der einer der hübſcheſten auf der ganzen Reiſe geweſen. Die Fußreiſe hatte zwar heut von la Palud bis Sorgues nur einen Raum von neun Stun-

den Weges durchmessen, indeß hatte der Mistral, mit sammt dem Herumsteigen zur Rechten und zur Linken unsern Reisenden schon eine hinlängliche Motion verschafft, so daß dieses gar feine Wirthshaus, mit seiner freundlichen Frau Wirthin und ihren Töchtern, das Stillesitzen in dem großen schönen Saal, der nach einem in den Garten schauenden Balkon herausführte, ganz anständig und behäglich gewesen. Das gute Essen und der sehr treffliche Wein, so wie die reinlichen Betten, waren es auch.

Doch scheinen da die Leute, wie im ersten Stande der Unschuld, noch keinen Begriff vom Geldwechseln zu haben. Auf unser beider Theil waren für Nachtlager und Abendessen (die Person zu $2^1/_2$ Franken) 5 Franken zu bezahlen, welche ich denn auch sammt einem angemessenen Trinkgeld sehr gern gegeben. Als wir beiden aber hernach noch ein kleines Frühstück für etliche Sous genommen, und ich der Frau Wirthin ein recht blank aussehendes Fünffrankenstück zum Wechseln hingereicht, wollte diese nichts wieder herausgeben, sondern rechnete, der Kürze wegen, die schon bezahlten Sachen noch einmal. Wobei es denn auch, wegen des schlechten und unverständlichen Französisch, das wir dabei gesprochen, großentheils sein Verbleiben gehabt.

Die Bäume aber aussen, und die grünen blühenden Auen, und der blaue Himmel darüber, so wie der Montventoux, schienen alle deutsch zu verstehen, sogar ein gutes deutsches Morgenlied, und die Vögel zu beiden Seiten des Weges sangen auch darein.

Der Mistral, der noch am Abend vorher in Sorgues alle Bäume in Bewegung gesezt und derb an Thür

und Fenster gerüttelt hatte, war am Morgen etwas zur Ruhe gegangen, und erlaubte so den Genuß der ganzen Lieblichkeit dieser Gegend, über welche er sonst ein sehr eifersüchtiger Herrscher ist. Es war kühl, wie bei uns an einem Morgen in der Mitte des Mais, aber der Hauch, der aus den Wiesen und Feldern herkam, war so balsamisch, wie der, welcher in einer Spät-Sommernacht mitten unter den Gewürzkräutern unserer deutschen Kalkgebirge geschlafen, wenn er sich am Morgen aufmacht nach dem Thale herunter. Denn hier ist ja das Thor zu dem Gewürzlande des südlichen Frankreichs; obwohl Avignon noch bei weitem keinen so südlichen Naturcharakter hat, als seine Lage unter dem drei und vierzigsten Grad der Breite vielleicht erwarten ließ. Denn durch diese Gegend geht eine Hauptstraße der Nordwinde, welche in Avignon fast das ganze Jahr hindurch wehen und die Leute nöthigen ihre Dächer und Schornsteine stets in festem, guten Baue zu halten, wenn sie nicht immerfort vom Sturm zerstört werden sollen. Besonders seit 1789 hatte man mehrere Winter, in welchen das Reaumursche Thermometer 10 Grad unter den Gefrierpunkt fiel, während freilich die Hitze im Sommer öfters über 28 Grad beträgt. Jene hier nicht ganz selten eintretende Winterkälte hemmt selbst den Bau der Oelbäume sehr, und wir sahen um Avignon meist nur sehr kleine.

Die etlichen Stunden Weges von Sorgues nach Avignon vergiengen fast unvermerkt, und die alte Stadt der Päbste, deren Nähe sich schon durch die rechts am Wege gelegenen, schönen alten Schlösser und Landhäuser ankündigte, trat mit ihren vielen Thürmen und ihrem dreifach gekrönten Felsen immer näher heran. Da waren

ren wir schon vor der alten Stadtmauer, und in der That diese Mauer, so hoch, mit einer etwas herausragenden Zinne begränzt, in kleinen Abständen immer wieder mit einem Thurme versehen, ist so malerisch schön, daß wohl Jeder, dem so etwas gefällt, sich gern eine Viertelstunde lang mit uns hingesezt hätte vor die Mauer, und vor das prächtige, alte Thor. Als wir später in Rom z. B. in der Nähe des Laterans die alten Mauern betrachteten, fiel uns ein daß wir hiervon schon ein Abbild in Avignon gesehen hätten.

Die Gassen müßten freilich breiter seyn, wenn sie zu den sehr hohen, alten Häusern passen sollten. Auf dem Markte, wo wir uns Orangen kauften, fanden wir gar zwei Deutsche für Einen, welche uns gleich im Vorbeigehen an ihren Werkstätten, ich begreife nicht woran? als Landsleute erkannt hatten, und uns nachgefolgt waren. Der eine, aus dem Oesterreichischen gebürtig, sagte: hier sey viel zu verdienen und gut leben, und er wolle da bleiben; der andre, ein Norddeutscher, sehnte sich wieder nach Hause.

Im Hotel de l'Europe fanden wir nicht blos den künftigen Gouverneur von Isle de France mit seiner Familie ganz wohl behalten, sondern auch unsern deutschen Offizier, und noch viele, großentheils sehr vornehme Gesellschaft. Auch unsere Sachen waren da. Jedoch hatte es unserm Schiffer nicht gefallen seinen Contract zu halten: wir hatten ihm in Lyon für uns und unsre Effekten das ganze Fährlohn bis Avignon bezahlt, waren hierauf, fast von Valence an, gefahren und gegangen, mußten aber eben deswegen jezt noch viel nachbezahlen, an einen Mann, welcher die Effekten zu Lande

nachgeführt hatte. Jedoch traf das, durch Vermittlung der Frau Wirthin im Hotel, blos uns Deutsche. Denn die Franzosen hatten ein für allemal erklärt sie zahlten nichts.

Das Hotel de l'Europe in Avignon wird als eines der ersten Gasthäuser in ganz Frankreich gerühmt. Uns aber war es gar zu vornehm, und deshalb, besonders der Hausfrau, zu unheimlich. Wir entflohen deshalb den tausend und einen Einfällen und Erfindungen der vielen Köche, die da neben dem Wildpretsbraten sich selber am Feuer brieten; wir entflohen den Torten und Pasteten, und den Lockungen der Marqueurs, und retteten uns, nicht weit vom Hotel, in einem anstoßenden Gäßlein hinaufwärts, in eine stille, reinliche „Garküche" würde man es in Nürnberg heißen, dort aber hat es einen vornehmeren Titel. Etliche Stufen hinunter, da kam man in einen recht hübschen Saal mit Säulengängen, wo auch noch die Sonne hineinschien. Der Wein war ganz vortrefflich, die Suppe und der Braten waren es auch, und so waren noch außerdem daß man sich das Mißbehagen an der großen Wirthstafel ersparte, anderthalb Stunden Zeit, und jene eigentliche innere Heiterkeit gerettet, die an einer gar zu arg besezten Tafel fast immer verloren geht.

Während wir da aßen, suchte uns das etwa achtjährige Mägdlein des Wirthes auf eine ganz besondre Weise zu unterhalten. Dieses Kind, mit geistvollen, schwarzen Augen, und sehr wohlgebildetem Gesicht, sang uns allerhand Lieder vor, mit einer Sicherheit und Stärke der Stimme, wie ich sie bei einem so zarten Alter kaum für möglich gehalten. Da die Kleine bemerkte, daß wir auf sie und ihren Gesang achteten, fieng sie an mit theatrali-

schem Anstand und Geberden Arien aus einer Oper zu singen und stellte sich dabei an, als sey sie auf einer Schaubühne. Ihr Vater erzählte uns, das Kind sey erst etliche Male im Theater gewesen, und habe jedesmal beim nach Hause kommen den größten Theil der gehörten Gesänge auswendig gewußt, und sie auch seitdem im Gedächtniß behalten. Ein außerordentliches Talent in seiner Art! Freilich in jenem Lande eines beständigen Frühlinges und üppigen Bodens, wo tausend liebliche Anlagen, wie Zierblumen in einem Fürstengarten hervorbrechen, welche hernach abfallen ohne eine genießbare Frucht zu tragen. Die Blüthe der deutschen Obstbäume ist freilich unscheinbarer, als die Blüthe jener tausendfältigen, schönen, von warmer Sonne hervorgerufenen Gartengewächse; aber je unscheinbarer sie ist, desto gewissere Früchte pflegt sie zu tragen.

Nach dem Essen besahen wir uns zuerst den botanischen Garten und das dabei gelegene Museum der Naturgeschichte. Im Garten blühten schon, heute am ersten April, alle Hecken und Wände voll Rosen; die Sträucher des Corchorus japonicus, außen im Freien stehend, waren gedrängt voller Blüthen; ebenso der Lorbeer und Kirschlorbeerbaum. In der naturgeschichtlichen Sammlung fielen uns einige schöne Geier (z. B. Vultur fulvus), etliche Flamingo's und verschiedene bemerkenswerthe Versteinerungen und vorweltliche organische Ueberreste aus der Umgegend ins Auge. Am meisten aber vergnügte uns ein lebendiger Mouflon (wilder Widder) aus Sardinien, den wir unten in dem Säulengang eines Hofes fanden. Er sollte, sagte der Aufseher, sehr bös und stößig seyn, und warnte uns vor ihm. Als wir

ihm aber da seine schönen, lebhaften Gazellen-Augen, seine Hörner und das glänzende braune Haar bewunderten, hörte er selber ganz aufmerksam unsern Lobsprüchen zu, und machte keine Miene uns zu stoßen.

Auch eine Sammlung von Alterthümern ist hier in einem nahe anstoßenden Gebäude zu sehen, worinnen sich allerhand römische, etrurische, ägyptische, sogar indische Kunstwerke und Geräthschaften befinden: ein Bildniß der Isis von Basalt, das man zu Avignon gefunden, so wie andre vom Kanopis und Apis; von Marmor ein Stuhl, worauf in der Zeit der alten Römer die Senatoren gesessen; ein altes musicalisches Instrument (Sestra); eine Carricatur vom Kaiser Caracalla, der Pasteten feil hält; eine Adlerstandarte der alten römischen Reuterei. Merkwürdig ist da auch ein Papirusstreifen aus den Gräbern von Theben, mit Umrissen welche die Einweihung in die Mysterien darstellen sollen. Auch neun Gemälde und andere Kunstwerke sind da, und in einem Nebenzimmer eine kleine Bibliothek, mit zum Theil sehr schätzenswerthen (Kupfer-) Werken.

Vom botanischen Garten und der bei ihm befindlichen Antiquitätensammlung aus, giengen wir dann hinan auf den dreigekrönten Felsen: gekrönt mit den Ueberesten der alten, herrlichen päbstlichen Burg, mit der Kirche Notre Dame de Dons, und mit der Felsenplatte, von wo die unbeschreiblich schöne Aussicht ist.

Da oben erwachen viele alte Erinnerungen aus der Jugend, wo man so gerne in und mit der Vergangenheit gelebt, auf. Ueberall wohin das Auge sieht, ein wahrer Garten Gottes, und man kann es der Lady Montague nicht verdenken, wenn sie die Aussicht da oben

von der Felsenplatte in Avignon, die schönste Landansicht genannt, welche sie, die Vielgereiste, in Europa gesehen habe. Wie Wellen eines anfangs stärker, zulezt immer leiser bewegten Meeres, erheben sich da Hügel auf Hügel aus dem blaulich grünen Grunde, welchen der mächtige Rhonestrom durchzieht, bis zulezt, besonders nach Süden und Südwest hinunter, der immer blauer werdende Wellengrund in eine Ebene verfließt, welche wie fernes Gewässer erscheint. Nach Osten sezt der Montventoux, und das gelbliche Felsengebirge von Vaucluse dem Hügelmeere einen hohen, festen Damm entgegen; nach Nordwesten hin schließt sich die Aussicht in weiterer Ferne mit dem Zuge der Sevennen. Nördlich und nordöstlich hinan sieht man aus der frisch grünenden Ebene, unter einem Wald von Oelbäumen und Maulbeerbäumen halb verborgen, Carpentras, und so manche andre kleine Stadt, Dörfer und Landhäuser in Menge hervorblicken; die Rhone, unmittelbar unter dem Felsen, umschließt eine weit hinanlaufende, mit herrlichen Pflanzungen und einigen Gebäuden geschmückte Insel. Das alte Avignon selber, mit seinen vielen, hohen Glockenreichen Thürmen: welche zum Theil dem Auge durch ihr luftig durchsichtiges Säulenwerk auffallen, stehet dieser wundervoll reichen Gegend gar wohl an, und man möchte da, beim Genusse solcher Aussicht, wohl einmal alle die Glocken tönen hören, deren Menge der Stadt Avignon den alten Beinahmen der tönenden (läutenden) verschafft haben.

Aber dieser Garten Gottes war seit den ältesten Zeiten der Ort, da sich die Stürme versammelten, wenn sie ausgehen das Land umher zu verheeren, und wenn

die Stürme aufhörten zu wüthen, dann erwachten, wie dies schon ein altes Sprichwort von Avignon sagt, giftige Dünste, welche Alles verpesteten. Ist doch in diesem Garten kein Flecken, der nicht mit Blut, zum Theil mit sehr edlem Blut gedüngt wäre. Hier im Lande des Grafen Raimund von Toulouse sind zu Anfang des 13ten Jahrhunderts fast aus jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Schlosse, Haufen von Zeugen hervorgegangen, welche lieber das Leben, als das Bekenntniß der Wahrheit aufgeben wollten: ein ganzes Gefilde voller reicher, gewichtiger Aehren, wurde in jener Zeit einer großen Erndte, mit sammt dem Unkraut, das bereits hineingerathen, umgemäht, und in die Scheuern gesammelt; an allen Orten ließ damals der große Hausherr, in den Flammen der von den Alpen bis zu den Pyrenäen hin entzündeten Scheiterhaufen, das Gold von den Schlacken scheiden und läutern.

Der Sturm legte sich, und es erhuben sich in der Stille des nächsten (14ten) Jahrhunderts hier aus dem schönen Gartenland die verpestenden Dünste, deren Wirkungen der edle, um jene Zeit lebende Petrark beschreibt*).

---

*) Vorzüglich in seinen Briefen ohne Ueberschrift (Franc. Petrarch. epistolarum sine titulo liber) z B. im 10ten Briefe, besonders gegen Ende, dann im 16ten Briefe u. a. m. Der Unmuth, womit der edle Mann die furchtbare Lasterhaftigkeit, den frechen Unglauben und die Verachtung alles Heiligen, ja alles natürlich Edlen in jenem occidentalischen Babylon (so nennt er das damalige Avignon) schildert, gränzt zuweilen, z. B. im 8ten Briefe, an Verzweiflung.

Von 1308 an war Avignon drei Menschenalter hindurch der Sitz des päbstlichen Hofes, welcher freilich unter solchen Päbsten, wie der Bundesgenosse Philipps des Schönen: Clemens der fünfte, und sein späterer Nachfolger Clemens der VI. gewesen, dem unglücklichen Lande einen bleibenderen Nachtheil gebracht, und größere Gefahren, als die Henkerbeile und Scheiterhaufen, welche hundert Jahre früher hier wütheten. Von Avignon aus ließ Johann XXII. den Bannfluch über den edlen Kaiser Ludwig den Baiern ergehn, und hiermit zugleich einen Strom von Verwirrungen über unser ganzes Vaterland. Und dennoch erinnert da die noch immer schöne, sehenswerthe, alte päbstliche Burg, die jezt zur Caserne geworden, an einen sehr guten, edlen Pabst: Benedikt XII., ihren ersten Erbauer, den Vater der Armen und Verlassenen, den Freund aller Guten. Auch die hohe Mauer um die Stadt hat ein frommer, guter Pabst: Innocenz VI. erbaut, um hierdurch doch den ersten Anlauf der Räuberbanden, welche damals das innerlich zerrüttete und unglückliche Frankreich in ganzen Heeren durchzogen abzuwehren; und so sind unter den 7 Päbsten, welche in Avignon von 1308 bis 1376 geherrscht, noch zwei gewesen: Urban der fünfte und Gregor der eilfte, welche die ernste Würde, die ihnen Gott gegeben, mit innrem Ernst und Würde begleitet.

Avignon ist bis 1790 ein Eigenthum des Kirchenstaates geblieben, und war unter der milden Waltung des Krummstabes äußerlich immer besser daran, als die Nachbargegenden, über welche das weltliche Scepter gewaltet. Nicht aber innerlich wohlhabender und selbstkräftiger als jene; denn dieses innerliche Eigenthum erwächst aus kei-

ner äußerlichen Begünstigung, sondern aus dem Boden des innerlich aufgeregten, besseren Willens selber. Hier auf diesem Berge sind Dinge zusammengestellt worden, welche sich zwar nicht in der Wortsprache, wohl aber in der Sprache einer tiefer greifenden, geistigen Hieroglyphik reimen. In denselben Sälen und Hallen, wo unter Clemens V. und VI. die gräulichste Wollust gehaust, wüthete unter Jourdains Rotte in den Zeiten der Revolution eine eben so gräuliche Mordlust, welche je zuweilen mit höllischer Wollust gemischt war. Da ganz nahe an der Burg, in welcher damals das Menschen-Blut am Boden geraucht, und alle Mauern und Treppen gefärbt, steht der Thurm: Eiskeller genannt, in welchen die öfters vorher Tage lang gemarterten und geschändeten Leiber, an den Gliedern verstümmelt, noch lebend hineingestürzt wurden unter die verwesenden Todten. —

Wir wendeten uns hinweg, und ruhten auf einige Augenblicke aus, in der imposanten aber dennoch das Gemüth nicht tief ansprechenden alten Kirche von Notre Dame de Dons, und dann an der schon erwähnten majestätischen Aussicht der auf der Höhe gelegenen Felsenplatte. Jene alte Kirche soll seit Carls des Großen Zeiten an dem Platze, und zum Theil aus dem Gemäuer, eines zerstörten Herkulestempels erbaut seyn, von dessen alter Herrlichkeit noch in einer Seitenhalle der Kirche einzelne Trümmer aufgestellt sind. Das Inwendige der ganzen Kirche gleicht — seit den Zerstörungen der Revolution — selber großentheils noch den alten Trümmern des angeblichen Herkulestempels, die in ihr liegen, und auch die Gemälde ließen keinen Eindruck zurück.

Von dem Burgberg gingen wir hinunter nach der

Stadt, in Begleitung eines Bürgers aus Avignon, der sich uns, als zur evangelischen Confession gehörig, zu erkennen gab. Dieser führte uns noch in die schöne, an dem Irrenhause gelegene Kirche de la Misericorde, deren Merkwürdigkeiten uns von einem geistlichen Herrn sehr freundlich gezeigt worden. Es ist hier das Haupt von Johannes dem Täufer von Guido Reni mit solchem Ernst gemahlt, daß selbst noch die Mienen des todtenbleichen, blutigen Gesichtes die Worte: „es ist nicht recht“ auszusprechen scheinen, zugleich aber auch jene feste, innere Ruhe, welche Den der recht gethan und recht gesprochen im Tode nicht verläßt. — Auch von Rubens ist dort ein Gemälde, welches den gleichen Gegenstand behandelt, dann eine heilige Familie von Carl Maratti und noch verschiedene gute Gemälde. Ein Crucifix von Elfenbein, sechs und zwanzig Zoll hoch, aus einem Stücke gebildet, wird hier vorzüglich bewundert, als dessen Meister Johann von Guillermin genannt worden. Es ist mit großer Treue und ernstem Fleiße, wie man sagt während des langen Gefangensitzens seines Meisters, gearbeitet. Auf dem Angesichte des Gekreuzigten will man, wenn man es von der einen Seite sähe, den Ausdruck eines blos menschlichen Schmerzens, von der andern Seite gesehen, jenen von einer mehr als menschlichen innren Erhabenheit bemerken.

Das Innere der andern Kirchen, aus deren großer Menge wir nur noch einige wenige sahen, macht zum Theil, seit den Zerstörungen welche Jourdains Rotte hier verübt, nur den traurigen Eindruck eines durch Ueberschwemmung zerstörten Feldes. So namentlich die große, alte Franziskanerkirche.

Noch stund die Mittagssonne hoch am Himmel, da gingen wir beiden den andern Reisegefährten, welche noch in der Stadt etwas aßen, voraus, ostwärts auf der Straße nach Vaucluse hinaus an einem Canal und mehreren schönen Landhäusern und blühenden Gärten hin, neben Feldern voll Krapp und andern Pflanzungen des südlicheren Himmels vorbei. Ein junger Bürgersmann aus Avignon, der unterwegs zu uns kam, rühmte uns die Fruchtbarkeit seines Landes: den Seidenbau, den trefflichen Wein der Nachbarhügel, und die Früchte aller Art, so wie die guten Fische der Sorgue. Es war ein verständiger Mann, mit welchem ich mich gern unterhalten.

Beim nächsten Städtlein oder Flecken von Avignon aus, unter einem noch blühenden Aepfelbaum, im Garten eines kleinen Wirthshauses, erwarteten wir unsere Reisegefährten. Es wurde beschlossen noch eine Stunde weiter, nach einem andern Orte zu gehen. Als aber mit dem scheidenden Tageslicht zugleich der bisherige ziemlich gute Weg uns verließ, und wir uns auf einmal auf dem Hügel den wir ersteigen mußten, auf einer Masse von glatten, rolligen Kieselgeschieben fanden, welche bei jedem Schritte nachgaben, und dem müden Fuße nicht eben weich schienen, da kam, besonders bei der guten Hausfrau, das verdoppelte Gefühl der Müdigkeit und Angst dazu. Alte Räubergeschichten und Mordthaten, die man sonst von dieser Gegend gelesen, fielen uns ein, und heute bei Nacht schien es uns gar nicht so weit zu dem übel berüchtigten Walde von Caderache, als es etwa am Tage dahin seyn mag. Und wenn auch heute gerade keine Räuber aus jenem Walde kämen; so konnten doch die Leute, da aus der Gegend selber, von de-

nen sich eine ganze Schaar ungebeten zu uns gesellt hatte, noch besondre Nebenabsichten haben.

Endlich war der zum Nachtlager erwählte Ort erreicht. Er selber liegt auf dem Kalkfelsen, seitwärts der Straße, an dieser aber ein kleines Wirthshaus, und weiterhin eine Mühle. In dem ersteren wollte die Wirthin, da so viele Köpfe der Unsrigen auf einmal zur Thüre hineinsahen, nachdem sie uns beim Schein des kleinen Feuers ein wenig betrachtet, uns zwar Wein geben wenn wir ihn möchten, aber herbergen könne sie uns nicht.

Also noch eine halbe Stunde weiter sollten wir gehen? Das war, so schön und hell auch die Sterne aus dem heitern, blauen, südlichen Himmel herunterschienen, gerade nicht erwünscht, und der gute Muth im Innern war auf eine Zeit lang getrübt. Er kam aber wieder, als le Thor näher kam und ich sagte im Vertrauen auf mein gutes Glück zur Hausfrau, sie solle nur aufpassen, ob wir nicht durch einen besondern Instinkt der poetischen Ader, die ich von jeher an mir bemerkt, selbst bei Nacht, im Finstern, in ein Wirthshaus kommen würden, welches Petrark und Laura im Schilde führe. (Ich hatte nämlich von einem solchen das hier in der Gegend seyn sollte gehört und gelesen). Am andern Morgen jedoch sahe ich mit Verwunderung, daß unser Wirthshaus statt des Petrarks und der Laura, drei Mauleseln im Schilde führte.

Indeß war die Wahl sonst gut, denn so geehrt und hochgehalten sind wir in keinem Gasthaus in ganz Frankreich geworden, als da in der Wirthschaft zu den drei Mauleseln.

Die Frau Wirthin, eine ältliche, etwas korpulente Frau, die am Feuer des Heerdes saß, betrachtete uns zwar auch genau, da wir so spät Abends und so zu Haufen in das Zimmer hereintraten, nachdem ihr aber einer der Männer, die sich unterwegs zu uns gesellt, etwas leise gesagt, und nachdem sie die müde, gar nicht räuberisch aussehende Hausfrau gesehen, wurde sie sehr freundlich, bot uns Sitze in der Nähe des Caminheerdes an, und traf sogleich Anstalt zu unserer Bewirthung. In der That, ein solches vortreffliches Abendessen hatte keiner von uns in diesem kleinen, unansehnlich scheinenden Gasthaus erwartet; es gab da Fische und Geflügel, und besonders an den köstlichen eingemachten Früchten, und am Wein vom Montventoux bemerkte man, daß man in einer der reichgesegnetsten Gegenden des südlichen Europas sey. Jener hellrothe, lieblich süße, feurige Wein vom Montventoux, war nach unserm Geschmack der beste, den wir in ganz Frankreich kennen gelernt und giebt wohl dem Montefiascone Wein nichts nach.

Wir wurden hier aber noch auf andre Weise bewirthet, und dieß sollte so ganz ein Abend der Provenze für uns werden. In einem Nebenzimmer an der Wirthsstube oder Küche, wohin wir uns nach dem Essen begeben, kamen junge Handwerker und Bauern aus dem Ort und seiner Umgegend, welche provenzalische Lieder sangen. Es waren einige Stimmen darunter, so voll und lieblich, und dabei so sicher, daß sie bei uns, wenn sie sich öffentlich hören ließen, für Sänger von ausgezeichnetem Range gelten würden; aber auch die andern alle waren gute Sänger; denn in diesem Lande der schönen, reinen Luft und des Gesanges bringt Jeder die

Anlage zum Singen, und die Luſt ſie zu üben und zu entwickeln mit auf die Welt. Unter den Liedern, welche da geſungen wurden, waren mehrere Kriegslieder aus der Zeit von Napoleons Feldzügen, welche die meiſten der anweſenden Männer mitgemacht hatten; andre Lieder, wodurch ſich das eine durch eine gar beſonders liebliche, rührende Melodie auszeichnete, ſchienen eine Art von Balladen; aber gerade von dieſen lezteren Liedern verſtunden wir den Inhalt nur unvollkommen, weil er nicht franzöſiſch ſondern provenzaliſch war.

Nachdem die guten Leute, jemehr ſie unſre Theilnahme und Freude an ihrem Geſange bemerkten, deſto tapferer geſungen, und dabei den wenigen Wein, der vor ihnen ſtand, ausgetrunken hatten, wollte ich ihnen Wein auf meine Rechnung bringen laſſen. Sie aber weigerten ſich, auf eine höfliche und zugleich männlich ehrenhafte Weiſe etwas anzunehmen, bis ich zulezt dem Wirth ein Stück Geldes gegeben und ihm geſagt er ſolle dafür für uns und unſre Freunde da am Tiſche Wein bringen.

Der Wirth brachte darauf ein ſo großes Gefäß voll Weines, daß ich heute noch nicht glauben kann, daß dieſes mit unſerm Gelde bezahlt geweſen. Unſere Sänger, da der Wein kam, ſchenkten zuerſt uns, dann aber auch ſich ein, und ließen es ſich nun auch gefallen daß auch wir ihnen die Gläſer wieder füllen durften.

Auffallend war mir auch gleich an dieſem erſten, ſo ganz in Geſellſchaft provençaliſcher Landleute zugebrachtem Abend, der Anſtand, das wahrhaft feine äußere Benehmen dieſer Menſchen, — der Wirthsleute, wie der

Gäste. Sie tranken ihren Wein mit einer Mäßigkeit und Bedachtsamkeit, wie man es bei uns etwa an ehrsamen Frauen zu sehen gewohnt ist. Die Stellungen und alle Bewegungen der um den Tisch Sitzenden, waren dabei so abgemessen und zierlich, wie sie wohl unsrem wackern deutschen Landvolk die strengste Gouvernante, der zierlichste Hofmeister, in vielen Jahren nicht beibringen könnten. Bei diesen Leuten pflanzt sich das alles durch die Kraft des Beispiels, mit der Sprache zugleich, von Eltern auf Kinder fort.

Die Gesänge unserer Provençalen tönten noch lange fort, nachdem wir uns zur Ruhe begeben, wurden aber, wie uns schien absichtlich, immer sanfter und leiser. So angenehm sind wir kaum jemahls in den Schlaf gesungen worden.

5. Das Thal von Vaucluse.

Morgens (am Sonntag) den 2ten April mit Sonnenaufgang, waren wir auf dem Wege nach Vaucluse und seiner Quelle. Die Straße geht von le Thor aus durch eine von ewigem Frühlingsgrün prangende Gegend, eine der reichsten welche ich jemahls gesehen. Auf diesen Auen wird die Stimme der Winterstürme nur selten, und auch dann nur auf einzelne Tage gehört; der Sommer aber ist gemäßigt, durch die Luft der Gebirge, und durch den kühlenden Hauch welcher aus dem Gewässer der Sorgue emporsteigt, deren wohlthätige Arme nach allen Gegenden das Land durchwässern. Da gleicht das ganze blühende Thal jenem smaragdgrünem Gewand, mit Veilchen durchwirkt, in welchem Petrark seine Laura, an einem Frühlingsmorgen, zuerst an heiliger Stätte gesehen *).

Lisle, mit seinen hohen, altgothischen Stadtmauern, noch mehr aber mit seinen prächtigen Baumalleen, welche außen vor der Stadt, wo das berühmte Hotel von Petrark und Laura liegt, die wohlthätige Sorgue begleiten und dann ihren Lauf ein Stück Weges an der Straße hin nehmen, ist ein lieblicher Zwischenpunkt. Da wo man auf einem näheren, schönen Wiesenfußsteig die Stra-

*) Am Montag vor Ostern, im Jahr 1527, in der Kirche zu Avignon.

ße verläßt, und bei einer Krappmühle die Brücke findet, welche zum anderen Ufer der Sorgue hinüberführt, geht der Fußsteig an einer Sandsteinfelsenwand hinan. Von hier wird die Gegend immer reicher an seltenen südlichen Pflanzen. Ein Tragant, an dessen zierlichen Blättern und Blüthen ich mich sonst schon in den Gewächshäusern und botanischen Gärten erfreut; Rosmarin und so manche Gewächse, welche bei uns in den Sommermonaten die Gartenbeete zieren, blühten hier schon am zweiten April. Endlich tritt man da in eine Felsenhalle, deren Wände nach einigen Richtungen hin siebenhundert Fuß emporsteigen. Diese dürren, nur an etlichen Stellen von gewürzhaften Pflanzen bedeckten Felsenwände, umfassen den jugendlich reichen Quell der Sorgue mit dem smaragdgrünen Thal das ihn umgiebt, wie ein altes Heldenpaar den spät geborenen Säugling: die einzige Hoffnung des Stammes. Da drängt sich die eine, dort die andere himmelhohe Wand an den schönen Lorbeergarten hinan, damit ja kein rauhes Lüftchen den Neugebornen berühre. Wir fühlten hier auch nicht die leiseste Spur vom Mistral, der an jenem Tage, so wie am vorigen und folgenden, in der benachbarten Gegend von Avignon heftig geweht.

An dem Fuß der höchsten und mittleren Felsenwand ist die Grotte, aus welcher der mächtige Quell, welcher, wenigstens in der Jahreszeit in der wir ihn sahen, gleich zum mächtigen, starken Flusse wird, hervorgeht. Nicht brausend, nicht schäumend, wie ein kleiner Quell, sondern still und ruhig, tritt dieser See der verborgenen Tiefe an das Tageslicht des Paradieses heraus, das er mit seinem Gewässer ernährt und umfängt. Etwa wie

das

das lang im Innern verborgene, hier stark und mächtig gewordene Gefühl eines tiefen Gemüths, auf welches der Fuß der Welt lange mit flachem Spotte getreten, auf einmal in einer großen Stunde unaufhaltsam hervortritt, oder wie die Liebe in einem vorhin ehernen Herzen plötzlich beim Anblick des Geliebten erwachet.

Der See stürzt sich rein wie flüßiger Krystall der Berge vom Rand des Beckens über die Felsen hinunter; sein Reichthum versiegt nie, und ist noch derselbe, der er zu Plinius Zeiten gewesen; aus allen Schluchten und Klüften eilen Quellen nach dem Felsenstrom hinunter und machen ihn auf einem nur etliche tausend Schritt langem Laufe so mächtig, als es der vaterländische Main kaum am dritten Tage seines Laufes wird. —

So bist du denn an dem Orte, nach welchem du dich schon als Jüngling hingesehnt und hingeträumt. Hier hat, mitten in die Felsenhallen hinein und über den grünen Paradiesgarten hinüber, einer der edelsten und reichsten Geister aller Jahrhunderte ein Paradies des Geistigen hinübergebaut, welches für alle Zeiten bleiben wird. Hier hat Petrark das Leben einer Liebe gelebt, deren Schmerzen und Freuden er mit tief ergreifender Gewalt besungen. Wer Petrark nicht blos aus seinen Sonetten und Canzonen, sondern namentlich auch aus seinen Selbstbekenntnissen kennt, der hat wohl einen andern Blick in diesen stillen, tiefen See gethan als Jene, welche nur die spiegelnde Oberfläche betrachten. Es ist eine Liebe, deren Gegenstand ewig, deren Dauer beständig und ewig, deren Seligkeit ewig. In jedem tiefen Gemüth liegt das Sehnen nach dieser Liebe und ihrer Befriedigung. Es ist etwa ein Hauch aus dem

Morgenlande des beständigen Frühlinges, ein Thautropfen, in welchem das Bild der ewigen Schönheit sich spiegelt, die betende Gestalt einer sterblichen Laura, welche das Sehnen im Inneren an den Aufflug nach einem unsterblichen Oben erinnert, und es wird alsbald, wie ein stiller, mächtiger See die Liebe geboren, welche von da an Leben zeuget, überall wo ihr Gang durch die Zeit zur Ewigkeit hintrifft. Geister, welche wie Petrark diese Liebe gekannt und in sich genährt, deren Walten und inneres Leben sind bleibender als der Wechsel der Tage und der Lauf jener Gewässer, welche so lange der Gang der Zeit währt, Welle auf Welle aus dem Felsen hervorbrechen. Menschen, welche jene Liebe nicht gekannt, die mögen etwa der Abgott eines entarteten Jahrhunderts werden; sie sind jedoch Dünste, welche dem Wanderer in heisser, wasserleerer Wüste das Bild eines klaren Sees vorspiegeln, die jedoch, wenn die Sonne höher gestiegen oder der dürstende Wanderer ernstlich und näher herbeidringt, verschwinden, und statt der gehofften Befriedigung nur den Kiesgrund, dürr und nackt und wasserleer, zurückelassen.

Petrark hat hier in Vaucluse, wo er in der Nachbarschaft des volkreichen Avignon das Leben eines Pilgers und Fremdlings in Welt und Zeit gelebt, seine vielbesungene Laura nie gesehen, sondern das alte Schloß da drüben, das Schloß Saumane, war damals Eigenthum eines Bischofs von Cavaillon, welcher des Dichters Freund gewesen. Laura war die keusche, tugendhafte Gemahlin eines ehrenvesten Herrn von Sade, dessen Ehe sie mit eilf Kindern gesegnet und Petrarks Lieder hatten in ihr, wie in ihm selber, nie etwas anderes als die Ahndung einer ewigen, himmlischen Liebe geweckt. Petrark war

Geistlicher, welchen ein höheres Gelübde vor dem vergänglichen Rausch der irdischen Liebe bewahrt. Laura starb fünf und zwanzig Jahre vor Petrark im Jahr 1348 an der Pest. Die Liebe aber, welcher jenes tiefe Gemüth so lange es mit dem Gewand von Staub umhüllt gewesen, den Namen Laura gegeben, starb nicht, und Petrark hat seiner Laura mit einer rührenden Treue, bis zum lezten Hauche, Lieder der Liebe gesungen. Das ist Himmelskraft und Himmelsnähe, in ein armes, irdisches Element verkleidet — Es sind heute fünfhundert Jahre seit Petrark hier gelebt, und noch sind Augen da, welchen jene Töne der Liebe Thränen einer Rührung entlokken, welche weiß um was sie weint *).

Als wir die Quelle sahen war sie im Zustand ihrer mittleren Frühlingsstärke. Die steinerne Denksäule des Petrark, welche eine Gesellschaft in Avignon im Jahr 1809 errichten lassen, war von Wasser umflossen; wer die mächtige Quelle jezt sah, konnte kaum glauben, daß man zu manchen Zeiten im Sommer trocknen Fußes über die Steine hinweg in die Felsenhöhle hineingehen könne, in welcher Petrark öfters in mondhellen Sommernächten freiwillig den ihm wohlbekannten Schauer der Tiefe aufgesucht. Da wo sich das Gewässer nur einen Bogenschuß weit von der Felsengrotte entfernt, über die

*) Man soll jedoch Petrark in seiner eigenen Sprache lesen. Wie beim Nachtigallengesange, ist es nicht der in Sylben gesezte Text (wie ihn etwa Bechstein in seiner Naturgeschichte gegeben), selbst nicht die Aufeinanderfolge der Töne, wie sie etwa fürs Clavier gesezt worden, sondern der unnachahmliche Ausdruck der Stimme selber, welche wahrhaft rührt und gefällt.

Steinblöcke hinunterstürzt, ist es schon so mächtig und stark, wie die Rhone unter Obergesteln, oder der Rhein Chiamut, und wird fast mit jedem Schritte bis ins nahe Thal hinunter immer mächtiger.

Es scheint sich hier ein tief und weit unter die Kalkgebirge hineingehendes, unterirdisches Wasserbecken zu öffnen, und als im Jahre 1783 das Wasser dieser sonst so silberklaren Quelle blutroth gefärbt hervorkam, und diese Farbe Wochen lang behielt, hat man eine solche Erscheinung mit vieler Wahrscheinlichkeit aus dem gleichzeitigen Zusammenstürzen eines eisensteinhaltigen Felsen am Mont Ventoux, gegen acht Stunden weit vom Quell entfernt, zu erklären gesucht. Wenn aber auf den Höhen des Mont Ventoux, und auf den Kalkwänden welche das Thal schirmen, der nur kurze Zeit dauernde Schnee schmilzt und wenn etwa aus noch entlegneren Gegenden das aufthauende Gewässer hinunterdringt in die Tiefe, ist die Quelle so stark, daß sie auf einzelne Tage, wie ein überwallendes Gefühl im Geistigen, ihrer eignen Erzeugnisse am grünenden Rand ihres Bettes nicht mehr achtet, sondern zerstört, und im Jahr siebzehnhundert vier und achtzig, welches auch bei uns das Jahr großer Gewässer gewesen, hat sie seit Menschengedenken den höchsten Stand gehabt.

Wir konnten von dem herrlichen Quell, bei dem wir schon am Morgen von neun Uhr an gewesen, nicht wegkommen. Einige zeichneten das Bild der Gegend, Andere suchten die blühenden Kräuter, noch Andere suchten da ein Bild, welches sich überall, wo man die Tropfen des bald vergänglichen Thaues etwas genauer betrachtet, in

ihnen sehen lässet: bleibend, wenn jene vergehen, feststehend, wo jene vorüber wallen wie leichte Nebel.

Erst nach Mittage erhuben sich die Füsse wieder hinunter ins Thal, und nach dem Oertlein. Das Auge aber, als ob es oben am Quell in einem Buche voll großer Gedanken gelesen, sahe kaum das was es jezt hier unten gesehen.

Siehe da! Vive le roi! vive le roi! — Ein alter seltsamer Bettler mit Haarzopf, dreieckigem Hut und abgetragenem altmodisch vornehmen Kleide schrie das vive, und wie er mit sehr besonderem Ernst und Anstand sagte, sey es ihm von seinem erhabenen Monarchen erlaubt, ihn hier vor jedem Fremden, welcher diese Gegend besuche, leben zu lassen, und sich dabei eine kleine Gabe zu erbitten. Diese bekam er denn auch, und die Träumer waren durch das vive wieder ein wenig zum Munter — heruntergekommen und zugleich zur Brücke, wo es über die Sorgue hinübergeht nach dem Oertlein, und den alten Burgruinen.

Bei einer Art von Thor führt der ziemlich steile Steg hinan nach der alten auf einem Felsenvorsprung liegenden Burg Saumane, von welcher noch ziemlich vieles wohl erhaltenes Gemäuer steht. Diesen Punkt und seine Aussicht, und den stillen Frühlingssonntag, wo wir hier gewesen, wird wohl meine Seele unverwischbar vest halten, bis sie das im Urbild gesehen, wovon alles was schön ist auf Erden, nur ein die Wirklichkeit ahnendes, schwaches Traumbild gewesen. Oben in der reinen blauen Luft wiegten sich in weiten Kreisen zwei Falken, bald mit dem scharfsichtigen Auge nach dem grünen Paradies von Cavaillon, dann nach dem Rhonethal hin-

über, dann mit jauchzendem Geschrei der Lust nach dem Sorguethal und seinem Felsentempel gewendet; so wandelt hier anfangs auch das Menschenauge in einem weiten Kreise der Lust, bald da süd- und westwärts in den Garten, welcher der Geburtsort der provençalischen Poesie gewesen, bald wieder hinüber zu der merkwürdigen Felsenkluft, welche einen tieferen Blick verstattet in das alte Geheimniß der unterirdischen Wasserwelt. Ein Bürger aus Avignon war auch heraufgestiegen auf den Berg neben der Burg, und betrachtete mit einem Fernrohr die weite, grüne, von spiegelndem Gewässer wie von weißen Schwänen durchzogene Ebene. Ihm, dem Nachbar aller dieser Herrlichkeit, war diese doch gewiß nicht neu, und doch rief er immer von neuem voll Erstaunen aus: o wie schön! und lud uns ein, auch durch sein Fernrohr zu sehen.

Nach dem anfänglichen Herumkreisen sezte sich denn der von einem solchen Frühlingsmittag trunken gewordene Vogel: das betrachtende Auge, zuerst auf die gewaltige Felsenhalle und auf das Thal der Sorguequelle, welches, wie ein grüngekleideter auf die Beute der Felsenhöhen ausgehender Jäger, da zwischen den Wänden und Bergruinen hinansteigt.

In der That dieses Thal von Vaucluse ist unter allem, was ich wenigstens gesehen, das mächtigste, gedankenvolleste Muster für eine gewisse Art von Gebirgsbildung. Die Felsenart ist ein gelblicher, kiesiger, mit Sandstein abwechselnder, von Feuersteinlagen durchsezter Kalk, der zur Formation des Kreidegebirges gezählt wird. Wer sollte, wenn er in das weite Thal von Ferne hineinblickt, oder selbst noch dann, wenn er

schon in sein enges Ende hereintritt, es für möglich halten, daß es da auf einmal an der steilabgeschnittenen, viele Meilen weit ins Land umher sichtbaren Felsenwand endigen sollte; ein Thal, das ein so mächtiges Wasser führt? — Man meint immer, es werde wie in andern, ähnlichen Gegenden ein Ausgang rechts herum, an der gähen Felsenwand vorbei sich öffnen. Aber die Kalkberge zu beiden Seiten, deren Lagen von Feuersteinen wie aus den Kiesel absetzenden Gewässern eines mächtigen Geyserquelles dazwischen geflossen, ziehen sich hinan bis zur mittleren Felsenwand und verfließen, — aus einem Stück mit ihr gebildet — unmittelbar in ihre Masse. So entsteht ein Amphitheater, in welchem vormals die Elemente einen furchtbaren Kampf gehalten, dessen Geschichte uns freilich nur, wenn sie reden könnten, die Felsenthürme und Blöcke, welche noch wie Zuschauer auf den Sitzen des Amphitheaters herumlehnen, genau berichten könnten. So gäh abgerissen ist nimmer mehr gleich beim anfänglichen Entstehen der Felsenzug zu Thale gegangen, denn weder das bildende, noch das — durch ein anbrandendes — Meer zerstörende Gewässer stellt so scharf und schroff abgeschnittene Flächen und Ecken hin. Dieser Felsen, dessen Zug vielleicht noch Stunden weit nach dem jetzigen Rhonethale hinabsezte, ist offenbar durch eine aus seinem Inneren selbst hervorwirkende Kraft zerrissen; die siebenhundert Fuß hoch fast senkrecht ansteigende Felsenwand, welche überall noch wie eine frische Bruchfläche erscheint, ist gewaltsam gesprengt, und die abgerissenen Felsen als größere und kleinere Trümmer weit hinaus in die Ebenen und bis zu den Hügeln, welche die Rhone auf- und abwärts begleiten, geführt worden. Freilich das klare,

stille, kühle Wasser der Sorgue, das da meist auf den Bergen geboren, aus seiner Felsenkluft hervordringt, will uns das Geheimniß der Tiefe, aus der es herkommt, nicht verrathen; in seiner jetzigen tropfbar flüssigen Gestalt würde auch dieß Wasser, und wäre es hundertfach mächtiger hervorgeströmt, das Felsengewände nicht zerrissen haben. Aber wie dann, wenn bei einem gewissen Abschnitt der Geschichte unserer vesten Erdfläche aus den geöffneten Brunnen der Tiefe nicht blos Wasser in tropfbar flüssiger Gestalt, sondern auch der furchtbar mächtigen der Dämpfe hervorgegangen wäre? Vulkanische Krater im gewöhnlichen Sinne, wie dieß Einige vermutheten, sind freilich die unzähligen Klüfte und Höhlen, die man rechts und links neben der Quellengrotte in den Felsenwänden sieht, nie gewesen, sondern zum Theil frühere Ausgänge des Quellenwassers, aber auch diese Zerreissungen haben vielleicht das Gewässer einmal in anderer Form oder Temperatur durch sich hingehen sehen, als in der jetzigen kühlen Gestalt der Gebirgsquellen. —

Ein Thal einzig in seiner Art. — Ist die Sorgue auch nicht als Heilquelle bekannt; so müssen doch die leichten Dämpfe, welche sie ausathmet, etwas ganz besonders heilsames haben. Es vergehen zuweilen anderthalb Jahre, ohne daß Vaucluse einen einzigen Kranken aufzuweisen hatte. In der Zeit eines ganzen Jahrhunderts hat es kaum zwei Winter gegeben, in denen das Thermometer etliche Grad unter den Gefrierpunkt heruntergesunken und im Sommer kühlt die frische Sorgue die Hitze des Mittags, so daß diese nur selten über einige zwanzig Grade des Reaumurschen Thermometers hinansteigt.

Unfern der alten Burg, vor deren Gemäuer wir jetzt stunden, zwischen ihr und dem Oertlein, hat Petrarks Wohnung gestanden, tiefer nach der Sorgue hinunter war der eine seiner Gärten. Lorbeerbäume zeigt man noch, welche für Abkömmlinge von Petrarks Lorbeerbäumen gehalten werden. — Nicht hier in dieser Burg, sondern da nach der Durance hin, im Schloß zu Noves, war Laura geboren. Die Burg bei Vaucluse gehörte dem Freunde Petrarks, Philipp von Cabassole, Bischof von Cavaillon, dessen Umgang Petrark hier öfter genossen.

Aber nun die Ebene da, nach der Gegend von Cavaillon und bis gen Avignon hinunter! Reisende, welche beide Gegenden gesehen, haben diese Landschaft mit der um Valentia in Spanien verglichen. Die Kanäle, meist von der Sorgue ausgehend, welche das Land nach verschiedenen Richtungen durchziehen und bei Cavaillon die freilich wildere Durance, geben dem ohnehin guten Boden eine Fruchtbarkeit, wodurch derselbe zum Gemüsegarten von einem großen Theil von Frankreich wird, aus welchem einzelne Erzeugnisse (zum Beispiel die Wintermelonen) bis nach Paris geführt werden.

Fast müde vom Sehen ruhten wir da im Schatten hinter dem alten Burggemäuer in dem grünen Rasen, blos noch das verödete Gemäuer und den blauen klaren Himmel im Auge. Aus diesem sapphyrenen Grunde sind die Gedanken und Bilder einer seeligen Welt der Geister, in Petrark's Seele heruntergestiegen, wenn der Sänger unter Lorbeerbäumen, oder im Schatten der Felsen ruhend, Lauras Geist seinen Träumen sich nahen gesehen, welcher dem Müden über das Grab her Bal-

samlüfte des Paradieses zugeweht, und mit ihm von einer Vereinigung gesprochen, deren Beisammensein ewig nicht mehr gestört wird; von einer Liebe, deren seeliger Frieden kein unruhiges Sehnen, keinen Schmerzen kennet, und welche ewig mit derselben, immer wachsenden Kraft, erwiedert wird, mit welcher sie selber liebt.

Jenseits der Sorgue, nach der Seite des Oertchens gegen Avignon hin, hat sich seit etlichen Jahren Vaucluse sehr angebaut. Da ist, wie dieses ja mehrere Reisende gewünscht, ein ganz hübsches Wirthshaus angebracht, mit schön tapezirten Zimmern. Wir waren schon am Vormittag, ehe wir zur Quelle giengen, da gewesen, hatten etwas Brod und Wein genossen, jezt aber am Nachmittag stunden da Chaisen, und das Haus schien voll vornehmer Gäste. Uns aber war so zu Muthe, wenn wir heute und eben jezt in große Gesellschaft sollten, wie einem der aus der traulichen Gesellschaft in einem warm geheizten Zimmer im Winter herausollte, in den von der Sonne blendendhell beschienenen, kalten Schnee. Wir giengen weiter an der Sorgue hinunter und kamen bald wieder zu der Brücke und Krappmühle. Da gaben etliche von der Reisegesellschaft, unter denen auch die Hausfrau gewesen, vor, sie hätten Hunger, obgleich sie doch erst heute früh um acht noch einige Loth Brod und am Mittag einige freilich sehr alte und nicht mehr eßbare Johannisbrodschoten gekostet hatten. Dabei gab es denn wieder Gelegenheit die gutmüthige Gastfreundschaft der Leute jener Gegend kennen zu lernen, und so etwas muß immer ermühet werden. Wir waren doch unserer acht, und lauter junge Leute von zwanzig bis sechs und vierzig Jahren, mithin Leute im besten Wachsthum

und eßlustig, dennoch wollte die gute Müllerin für die nicht unansehnliche Menge von Brod und Wein, welche aufgegangen war, beim Abschied nichts nehmen.

Bei Isle vergnügte uns sehr der Anblick des da versammelten Volkes, das sich aus den engen Gassen des alten Städtleins herausgezogen hatte unter den Schatten der schönen Baumalleen, und an das Ufer der Sorgue. Es wurde da (wie wir es auch schon in Vaucluse gesehen) von den Männern das Kugelspiel gehalten, wo man die eine Kegelkugel nach der andern hinrollt — nicht so kühn in einem weiten Bogen durch die Luft schleudert wie in Piemont — und die Frauen saßen daneben auf den steinernen Bänken, oder lustwandelten in den Alleen.

Isle selbst gelüstet es einem nicht eben genauer zu betrachten, nachdem man den ersten Blick in die düsteren, engen Gassen, und auf die rußig alten Häuser geworfen.

In Thor war Alles voll Freude, daß die acht Deutschen nicht in dem vornehmen Isle geblieben, sondern ihr Wort brav gehalten hatten, und wiedergekommen waren. Sogar die Kinder auf der Gasse, hübsch sonntäglich gepuzt, stellten sich unter den Fenstern auf, und ein alter Bürgersmann hielt sie dazu an, daß sie die uneßbaren Johannisbrodschotten, welche die Hausfrau, um den Strickbeutel leer zu bekommen, aus dem Fenster heruntergeworfen, nicht blos aufheben, sondern sich dafür (die Mägdlein mit einem Knicks) gegen die Dame da oben bedanken mußten; denn er glaubte die Frau habe die Sachen absichtlich für die Kinder herabgeworfen. Der Wirth aber gieng in seiner gutmüthigen Höflichkeit so weit, daß er, was uns leid that, die

Sonntagsgäste, die im Saale vorn heraus waren, unsertwegen da heraus und in die unteren Zimmer führte, weil wir ganz zufällig heute in diesem vordern Saal, statt in unsrem gestrigen großen Zimmer nach dem Garten zu Platz genommen hatten.

In der That beim Abschied von diesen gutmüthigen Leuten that einem der Gedanke „für immer“ und „nie wieder sehen“ wehe. Dem alten Wirth und seiner Frau schien es auch so zu gehen. Er brachte noch, als wir eben fort wollten, aus einem alten Schrank eine große Flasche mit einem trefflichen Getränk, wovon er uns noch jedem ein kleines Glas einnöthigte. Es schien ein sehr edler, feuriger Wein, mit Gewürzen und Früchten angesezt. Die Leute begleiteten uns heraus vor die Thür und blickten uns nach, so lange sie uns nur noch sehen konnten. Als ob liebe langjährige Genossen oder Verwandte, für immer Abschied genommen hätten. In der That, die Liebe kommt leicht im Herzen des Menschen auf. Wenn er nur nicht immer selbst wieder die zarte Pflanze ausraufte und zerstörte. Noch muß auch, um jeden Schatten zu vermeiden, der auf unsre lieben Wirthsleute in Thor fallen könnte, erwähnt werden, daß auch dießmal die Rechnung für das wahrhaft treffliche Abendessen sehr billig gewesen. Freilich sind hier Fische und die edelsten Gemüse leicht zu haben und guter Wein auch; indeß wußten wir ja, wie der Preis anderwärts in Frankreich war, und konnten vergleichen.

6. Reise nach dem Pont du Gard.

Heute, also Montags am 3. April, zogen wir ganz fröhlichen Muthes durch die fröhliche Gegend hin nach Avignon zu. Es fiel nicht viel Bemerkenswerthes vor; unser Weg nach Avignon, den wir nun auch bei Tage sehen konnten, war an der rechten (nördlichen) Seite mit einem alten, mahlerisch auf dem Berge gelegenen Städtchen geziert, dessen Bauart, wie wir sie übrigens in Südfrankreich öfters gefunden, uns an die Abbildungen kleiner, alter Städte des jetzigen Morgenlandes erinnerte. Sehr gepuzte Landmädchen, welche den oben erwähnten kiesligen Hügel hinauf, hinter ihren Wagen zu Fuß gingen, vergnügten uns durch ihren Gesang. Bei Avignon besahen wir noch die Ruinen der alten, schmalen, steinernen Rhonebrücke aus dem Mittelalter; freuten uns aber wahrhaft an der schönen, neuen, steinernen Brükke — die ansehnlichste, die wir je gesehen, — welche von Avignon über die sehr breite Rhone und ihre Insel nach Villeneuve hinüberführt. Auf dieser Brücke kam ein Invalid mit einem Stelzfuß zu uns, welcher unter Napoleons Garde gewesen, und mit jenem Feldherrn in gar manchem Lande Glück und Unglück getheilt hatte. Er erzählte uns, wie wir ihm, von Gegenden und Ländern die er kannte. Da that er es nicht anders, wir mußten in Villeneuve, im Wirthshaus jenseits der Brücke, von

ihm Wein und Brod annehmen; auch blieb er in dem Städtlein standhaft bei uns auf einer steinernen Bank sitzen, als wir auf eine Battage wartend, vom Pöbel, der uns, ich weiß nicht warum? auslachte, angestaunt und umringt wurden. Es gab jedoch hier keine eigentliche Battage, sondern statt ihrer einen unbedeckten Düngerkarren, dem man den von ihm gemachten Gebrauch noch angesehen. Wir aber, durch unser bisheriges Reiseglück schon stolz geworden, wollten diesen nicht, sondern gingen lieber in der Mittagshitze zu Fuße. In Villeneuve gab es übrigens ein sehr hübsch gewesenes, aber freilich nun meist verfallenes oder zerstörtes Portal an einer alten Capelle, und noch verschiedene andere Spuren aus einer prächtig bauenden Zeit des Mittelalters.

Die Gegend zwischen Villeneuve und Remoulin ist zwar im Anfang noch ein schöner, reicher Oelgarten, dann aber wird sie gar zu öde, stellenweise eine wahre Wüste, auf welcher jedoch die tausende von blühenden, südfranzösischen Haideginstergesträuchen (Ulex provincialis) mit ihren gelben, duftenden Blümlein dem Auge einige Weide gaben, bis von Zeit zu Zeit auch manchmal eine grünende Schlucht voll Oelbäume, Gärten und Felder sich öffnete, oder ein Hohlweg mit einem Wäldchen und südlichen Gesträuchen eingesäumt sich fand. Etwa auf halbem Wege war ein Wirthshaus oder eine Post, bei welcher reisende Engländer hielten. In einem kleinen Häuschen am Wege wurden unsre jungen Leute heute noch einmal (aller guten Dinge müssen drei seyn) mit Brod und Wein bewirthet, und zwar von Gensdarmes die da saßen. Endlich noch die lezte, öde Anhöhe, vorher ein Hüttchen — wo man dem frischen Wasser zu

Gefallen, das aus einem Ziehbrunnen mitten im Häuschen kam, etwas Wein getrunken — und nun die Aussicht wieder in ein weites, von spiegelndem Gewässer durchzognes Thal, das sich nach drei Seiten hin an Hügel lehnt.

Gestern um diese Zeit, wo das Auge noch so gefüllt war von dem Anblick der Felsen bei Vaucluse und des blühenden Adonis Gartens zu ihren Füßen, hätte ichs kaum glauben können, daß mich schon heute wieder eine Gegend von ganz anderer Art so vollkommen vergnügen könnte, wie das die von Remoulin that. Es war aber auch nicht allein die vorhergegangene, einige Stunden dauernde Entbehrung, auf dem öden Wege von Avignon hieher, welche das Auge wieder so empfänglich gemacht hatte; nicht allein die erquickend kühle Luft, welche nach der Hitze des Mittags vom Thal herauf wehte, und auf den Feldern am Wege die Saat, an der schon die Aehren hoch heraus waren, sanft bewegte; nicht das Gefühl einer angenehmen Ermüdung, wie sie auf eine Frühlings-Fußreise zu folgen pflegt, und der Anblick des schon nahe gelegenen Nachtlagers: des mit ansehnlichem Thurme gezierten Remoulins: sondern die Gegend ist schon für sich so, daß man es unserem Landsmanne, dem Herrn von Seckendorf, nicht verdenken kann, daß er sich dort angekauft und häuslich niedergelassen. Nach Norden hin, von der Abendsonne beschienen, zeigten sich in der Ferne die Sevennen, und bei Uzes am Bergabhang mächtige Bogenreihen, welche meist zur alten, römischen Wasserleitung von Nismes gehörten; Gruppen von hohen Bäumen hie und da im Thal des Gard, darunter Ortschaften in südfranzösischer Manier gebaut; in den Schluchten der Hügel allenthalben Oelgärten, und schon

im Ausschlagen begriffene, lieblich duftende Rebenpflanzungen.

Vor Remoulin hatte man noch einige Augenblicke geruht und den Frühlingsabend genossen; dann aber, als die lezten Strahlen der Sonne, wie müde Vögel aufflogen aus dem Thal hinauf nach den Bergspitzen, kehrten wir ein zum Städtlein in ein freundliches, reinliches Gasthaus. Dießmal hatte einer unserer jungen Freunde es übernommen, mit dem Wirth schon im voraus den Preis auszumachen, für den man hier essen wollte; denn man hatte gehört es sey in Remoulin sehr theuer, und zehnerlei Gerichte verlangten wir nicht, sondern nur einerlei. Der Preis den man bot, war gering, das Essen auch, aber genug zum Sattwerden; die Leute waren nicht durchaus höflich, aber doch auch bei weitem nicht so grob, wie ich und jeder andere deutsche Wirth in solchem Falle gewesen wären.

Am Morgen vor Sonnenaufgang, Dienstags am 4. April, waren wir schon wieder außen vor der Stadt, wo noch ein kleiner, hübscher, mit hohen Mauern gegen das Wasser geschüzter Garten voll Orangenbäume in die Augen fiel, dann am Fluß, über welchen uns ein Fährmann hinübersezte. Man sieht hier altes Gemäuer im Wasser und an dem Ufer: Ueberreste von einer Brücke, und wie man glaubt von einem alten, zerstörten Ort.

Jenseit des Flusses, wo schon reisende fremde Damen mit ihrer Chaise unserer Fähre warteten, bei einem ganz artigen Dörfchen, wo wir gefrühstückt, wurde ein Wegweiser nach dem Pont du Gard genommen. Wir waren noch nicht weit gegangen, da zeigte sich uns das majestätische Werk von ferne, verbarg sich aber bald

wieder

wieder hinter die Hügel. Einige von uns glaubten einen näheren, und zugleich auch mehr botanische Ausbeute versprechenden Weg zu finden, wenn sie in ein Seitenthal, links von der Straße, hineingingen. Doch wurde auf diesem mühsamen Wege, auf welchem man über mehrere Seitenthäler und ihre Felsenwände hinauf und herunter klettern mußte, nichts gefunden, als der unvermuthete Anblick eines noch vereinzelt dastehenden, über eine enge Schlucht hinüberspannenden Bogens, der wahrscheinlich auch zur Wasserleitung gehört hatte, und einige schöne Liliengewächse. Dabei blies auf den Höhen der Mistral, der sich von neuem erhoben, so kalt auf die durch Klettern heißgewordenen Wanderer, daß man schon unmuthig werden wollte, als von der lezten Anhöhe aus sich der Pont du Gard ganz nahe zu unsern Füßen zeigte, bei welchem unsere Reisegefährten, die auf der schönen, ebenen Straße geblieben waren, schon seit einiger Zeit auf uns gewartet hatten.

Wer sollte aber auch da nicht Müdigkeit und Erhitzung vom Klettern, und Frost vom Mistral gleich im ersten Augenblick vergessen haben! Ich möchte gerade nicht Rousseaus Aeusserung über den Pont du Gard: daß dieses das einzige Ding gewesen, das, so lange er auf Erden lebe, seine Erwartungen übertroffen habe, zu der meinigen machen, denn meine Erwartung ist gar schon von vielen Dingen übertroffen worden; aber so viel ist gewiß, daß mich jenes Machtgebäude der alten Welt, von welchem ich glaubte es sey mir aus so mancher trefflichen Abbildung, die ich schon vor meiner Reise davon gesehen, ziemlich bekannt gewesen, wie ein ganz neuer Gedanke überraschte. — Der freilich noch gewich-

tigere, übermächtigere Eindruck, welchen die Ruinen von Persepolis auf die Seele des Sehenden machen, soll vorzüglich durch die Stille der einsamen Wüste, auf welcher jene Ruinen stehen, so gar gewaltig werden. Die Natur ohne den Menschen schläft immer; er aber der Mensch geht unter ihren Gestalten, wie ein einzig Wachender unter vielen tief Schlafenden herum, welche nichts sehen noch verstehen, was Jener thut und treibt. Wenn nun auf einmal die tief Schlafende, mit festverschlossenen Augen, anfängt zu dem Wachenden in seiner Sprache zu reden; wenn sie seinem Gedanken auf dem vorborgenen Wege begegnet welchen dieser nimmt, und ihn beantwortet; dann wird der Wachende, dessen Macht und Schrecken sonst über einen großen Theil der Natur geht, selber unvermuthet von einem Schrecken ergriffen, welcher ihm aus dem Munde der Schlafenden kommt.

Die Gegend, in welcher der Pont du Gard steht, ist eine menschenleere Wüste. Aber keine dürre, sandige, in welcher kaum das Cameel und der einsame Strauß ein nährendes Gesträuch oder Kraut finden; sondern eine lieblich grünende, von ernsten Felsen umschlossene, von einem frischen Gebirgswasser durchzogene: wie man sie etwa an alten, deutschen Gemählden von der Taufe Johannis am Jordan zu sehen gewohnt ist. Aus dieser Oede spricht denn auf einmal, wie ein lieblicher, vielstimmiger Gesang, den ein Wanderer bei Nacht mitten aus den Felsen vernimmt, zwischen denen er sich ganz allein glaubte, der Pont du Gard seine bedeutungsvolle Rede.

Aber dieses Meisterwerk der Römerzeit hat seine Macht nicht blos von seiner Umgegend, wie einen frem-

den Rock geliehen. Es braucht nicht zu borgen, sondern ist für sich selber stark genug, und der günstige Gefährte — die Gegend — hilft ihr blos noch schneller über das Gemüth des nahenden Menschen siegen. Die Natur thürmt freilich ihre Steinmassen höher auf als der Mensch die seinen, und es steht selbst der höchste Thurm, gegen einen mäßigen Berg, wie eine kleine, blühende Ysopstaude gegen das alte Gemäuer da, aus dessen Ritzen sie hervorschauet. Wie jedoch die ganze Sichtbarkeit und alle ihre Gegenstände der Menschenseele unerfaßlich wären, und an ihr eben so wie am Thiere, gleich formlosen Schatten vorüberziehen würden, wenn sie nicht dieselben sich durch Rede und Wort unterwürfig machte, und in ihre eigene Welt herüberzöge; so wird auch, was hoch und groß sey, dem Menschen erst in seiner eigenen That, in seinem eigenen Werk verständlich. Erst wenn sein eigner Bau die Höhe ersteigt, begreift er, wie hoch sie sey.

Wenn man, schon in unserm alten Nürnberg, das Dach der Lorenzerkirche, von der Morgensonne beleuchtet, über alle Dächer der benachbarten, doch ansehnlich hohen Häuser mächtig heraussteigen, wenn man die herrliche Domkirche zu Speier oder zu Straßburg, wie kleine Gebirge über das gesammte Heer der Häuser ihrer Stadt hervorragen und gleichsam herüberschweben sieht; da wird die Phantasie gleich den Vögeln, die frohlokkend um jene herrlichen Gebäude schweben, emporgeflügelt. Stünde aber der Pont du Gard neben der 117 Fuß hohen Lorenzerkirche zu Nürnberg oder neben den 126 und 127 Fuß hohen Domgebäuden zu Speier und Straßburg, so würde jenes Riesengebäude der alten Römerzeit noch um ein Viertheil höher hinanragen, als die

Lorenzerkirche und um fast ein Fünftheil höher, als das Dach des mächtigen Doms zu Speier und Straßburg. Ja selbst neben den hohen Domkirchen zu Mailand und Magdeburg, welche beide 160 Fuß messen, dürfte sich der Pont du Gard hinstellen, denn er giebt diesen an Höhe nur sehr wenig nach (nur 4 Fuß). Und eben so wie an Höhe, übertrifft denn der Pont du Gard auch an Länge jene eben erwähnten, mächtigen Kirchengebäude. Denn seine oberen Geschosse dehnen sich fast drittehalb mal weiter aus, als die Straßburger Domkirche ihrer Länge nach, anderthalb mal so weit, als der große Durchmesser des Collosseums zu Rom *).

Doch wir wollen das gewaltige Gebäude auch in seinen einzelnen Theilen etwas genauer beschreiben.

Da zwischen zwei Felsen, über einen Bergstrom hinüber, gehen zuerst sechs Bögen, jeder von ihnen 62 Fuß, mithin so hoch als ein Haus von ziemlich ansehnlicher Höhe. Aber über diesen sechsen wölben sich sechs andere eben so hohe Bögen auf, und da sich in dieser Höhe die Felsenwände schon weiter auseinander geben, schließen sich an die sechs noch mehrere, eben so große Bögen, zu beiden Seiten an, so daß das zweite Stockwerk des Baues in allem eilf Bögen enthält. Endlich aber, in einer Höhe, welche schon der Höhe der Thürme unserer Landstädte entspricht, erhebt sich da über den beiden Bogenreihen noch eine dritte, die aus einer gan-

*) Ueber diese Angaben vergleiche man v. Wiebekings höchst interessantes und reichhaltiges Werk über die bürgerliche Baukunde und die dazu gehörigen Kupfer Tab. 5, 49, 58 u. f.

zen kleinen Stadt von 35 Bögen besteht, über welchen dann die fünf Fuß hohe, oben mit breiten Steinplatten bedeckte Wasserleitung hinläuft. Die Bögen der dritten Reihe sind nur ein Drittheil so hoch, als jene der ersten und zweiten, nämlich einige zwanzig Fuß; bis zum Gipfel der Wasserleitung aber immer so hoch, daß da auf dem 820 Fuß langen Raume 35 Häuser unserer Landleute neben einander Platz fänden. Ueberhaupt beträgt die gesammte Höhe der Wasserleitung vom Spiegel des Flusses (bei seinem gewöhnlichen Wasserstande) an, bis hinauf zu den Steinplatten, welche ihren Gipfel decken, 156 Fuß *). Die unterste Bogenreihe spannt gegen 500, die zweite 800, die dritte noch 20 Fuß mehr. Die Breite der unteren Bögenreihen, abgerechnet den Zusatz der im vorigen Jahrhundert neu angebauten steinernen Brücke, beträgt 38 Fuß. Das ganze Werk ist in einfach edlem toskanischen Styl gebaut; seine gewaltigen Quaderstücken schließen so trefflich passend aneinander, daß sie des Kittes zu ihrem Zusammenhalt nicht bedurften.

Und so schwebt das majestätische Gebäude, wie ein großer, in einfachen Worten ausgesprochener Gedanke, mit der Masse einer kleinen Stadt und mit der Höhe ihrer Thürme, von Berg zu Berg, über das Thal und den Strom hinüber. Es war bestimmt das Wasser zweier Bäche, aus den mehrere Meilen abgelegenen Bergen bei Uzes, nach Nismes (dem Nemausum der Alten) zu führen. Wer der Stadt das wohlthätige Ge-

*) So nach Beaumont und Borde. Die frühere Angabe von Brown, welcher die Höhe zu 186 Fuß englischen Maßes bestimmte, war zu groß.

schenk eines solchen frischen Quellwassers eigentlich gemacht, ob Agrippa oder Adrian oder Antonin? ist ungewiß; aus den Buchstaben A. Æ. A. die man im vorigen Jahrhundert an einem Bogen der mittleren Reihe entdeckte, hat man vorzüglich auf Aelius Adrianus als Erbauer schließen zu können geglaubt.

Gewaltiges Werk des Alterthums! Sinnbild jenes Volkes selber, dessen Reich und Gewalt damals von Welttheil zu Welttheil, von Volk zu Volk über den Erdboden hinüberreichte; so geordnet von dem bauenden Meister der Welt und Menschengeschichte selber, damit es als Wasserleitung im Großen das Wasser des Lebens von Volk zu Volke hinüberleiten möchte. —

Ein alter Mann, den eisgrauen Kopf tief zur Erde gebeugt, geht da an den Bögen vorüber. — Der Leib des Menschen wird so bald alt; Gedanken jedoch, welche ein großer Geist in Wort und Werk verwandelt, sprechen noch wie Merlins Stimme laut und verständlich zu den nachlebenden Geschlechtern, wenn an den Leib, den sich die Seele gemacht, schon längst kein zurückgelassenes Gebein, kein Staub mehr erinnert.

Wenn auch der Name des alten, eigentlichen Erbauers des Aquäducts nicht mit voller Gewißheit genannt werden kann, so kann doch der Name seines Retters vor Untergang hier erwähnt werden, der Name des freilich sonst eben nicht in der Geschichte rühmlich bekannten Intendanten Lamoignon de Basville. Man hatte nämlich im 17. Jahrhundert den Einfall gehabt, das müssig stehende alte Gemäuer zu einer Brücke zu benutzen, und da das Abtragen und Einreißen über die damaligen Kräfte ging, versuchte man es in die mehr als

Häuser dicken Pfeiler der zweiten Reihe so große Lücken hineinzusprengen und zu hauen, daß von einer zur andern das Gebälke einer für Fuhrwerk, Reiter und Fußgänger geräumigen Brücke gelegt werden konnte. Dieser Plan wurde auch so roh und schonungslos ausgeführt, als ob man einen gemeinen Felsen zu sprengen hätte, bei welchem nichts daran läge ob er halb oder ganz zusammenstürzte. Das Riesenwerk hielt indeß auch diese zerstörenden Angriffe aus, obgleich es jezt die obersten zwei Fünftheile seiner ganzen Last, ein halbes Jahrhundert hindurch auf der nur noch einseitig vollständigen Unterlage zu tragen hatte. Der erwähnte Intendant aber ließ im Jahr 1690 die verderbliche Brücke abreißen, die Bresche die man in die Bögen gemacht, so gut es gehen wollen, wieder ausfüllen, und einstweilen nur einen von angebauten Erkern getragenen Steg für Fußgänger errichten, bis denn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Landstände der Provençe der Bau jener schönen, steinernen Brücke eingeleitet wurde, welche auf sechs eben so großen und breiten steinernen Bögen, als die der unteren Reihe sind, neben dieser hinläuft.

Wir stiegen bald wieder an der Felsenwand hinan, zu der eigentlichen Wasserleitung. Auf unserem Wege fanden wir da im Gebüsch sitzend einen Künstler, der sich das Bögengebäu und die Umgegend zeichnete. Oben brauste der Mistral mächtig, in der fünf Fuß hohen Wasserleitung konnte man aber, wenn auch etwas gebückt, doch ganz gesichert von seinem durchdringenden Hauche von einem Ufer zum andern hinübergehen, und das Innere mit seinem festen, wasserdichten Boden und Wänden, war hierzu hell genug, denn von Zeit zu Zeit

fehlt oben eine deckende Steinplatte, oder es dringt das Licht zu andern Oeffnungen herein, welche man hier vielleicht in jener Zeit angebracht, wo man den alten, längst vom Wasser verlassenen Canal als Brücke, wenigstens für Fußgänger benuzt.

Von der Gardon Brücke aus, sollte ein näherer Weg über die Berge hinüber nach der Straße von Nismes gesucht werden. Er ging durch eine damals überall blühende Wüste, und so beschwerlich er auch gewesen, so hat es uns doch nie gereut ihn eingeschlagen zu haben. Wir fanden da noch blühende Tazetten neben den Tulpen des Frühlings und der blauen Schwertlilie der Berge (Iris pumila). Der blüthenreiche Schaft der Asphodellilie (Asphodelus ramosus) entfaltete eben seine Arme, die Cistusrosen stunden schon in Knospen. Einsam erschien von Zeit zu Zeit im Gehäge der immergrünenden Eichen (Quercus Ilex), welche die Abhänge und Höhen sparsam bekleiden, die zierliche Spinnenpflanze (Ophrys aranifera), öfter das blaue Rüsselblümchen (Sisyrinchium caeruleum).

Die Aussicht auf den Höhen war herrlich, und das laute Brausen des Mistrals kam uns, in dieser lieblichen Wüste, wie ein lautes Jauchzen des Frühlinges vor. Nach Norden die Cevennen, unter denen einzelne noch mit Schnee bedeckte Häupter ehrwürdig hervorragten; nach Osten der Montventoux und seine Gefährten; nach Süden hin schließt sich allmählich, weiter und weiter, das gewaltige Rhonethal und das Gebiet der Durance auf; von einer vorüberziehenden Wolke beschattet, dann im klaren Sonnenschein, sahe man da Beaucaire und das gegenübergelegne Taraskon mit seiner mächtigen, düsteren Burg. In einer Schlucht der nordwestlich ganz

nahe neben unserem Wege hinlaufenden Kalkberge erschien ein Ort mit einem kräftig gebauten alten Schloß oder Kloster, und in der Ebene nach Nismes hinunter lagen unter dichten Oelbaumpflanzungen einzelne Dörfer.

Der lezte Theil des Weges durch unsere blühende Wüste war der beschwerlichste. Wir bemerkten erst jezt, daß wir nicht einen kürzeren, sondern eher einen längeren Weg gemacht, als die ebene Straße, und sahen uns Remoulin fast wieder gegenüber. Dabei war der Boden, auf dem wir gingen, ganz mit rolligen, spitzen Steinen übersäet, an welche unsere Füsse noch nicht so gewöhnt waren, wie sie dies nachmals auf dem Col de Brows in Piemont geworden, und die Sonne schien uns zwar heiß in's Gesicht; der Sturmwind aber in unserem Rücken war, besonders gegen Mittag, so heftig, daß man nicht wohl auf der Straße stehen zu bleiben, noch weniger aber mit zurückgekehrtem Gesicht auf die Hintengebliebenen zu warten vermochte, und daß er einem unserer Gefährten, einen Zweig der blühenden Steinlinde (Phillyrea angustifolia), den dieser eben erbeutet, wieder aus den Händen gerissen und ihn weit über Stock und Stein hinweggeführt. Eine Rabenkrähe wollte sich dem Sturm entgegenarbeiten, da sie aber mit seiner Gewalt, welche wahrscheinlich oben in der Luft noch viel größer gewesen als unten am Boden, eine Zeitlang vergeblich gekämpft hatte, wendete sie plötzlich nach den Hügeln zu unserer Seite um, und verbarg sich unter den Oelgärten der Felsen.

Auch wir verbargen uns bald, zwar in keinem Oelgarten, aber in dem recht sauberen und gutversorgten Wirthshause eines kleinen Oertchens, das an der endlich

wieder erreichten Landstraße gelegen war. Die Frau Wirthin war freundlich und gut, und wurde immer noch freundlicher, da sie merkte daß wir nicht mehr von ihr verlangten als sie hatte, und daß uns ihr trefflicher Blumenkohl und wildwachsender Spargel, die Eier und der gute Wein so gut vorkamen, als sie dies wirklich waren. Der Mistral mochte nun immer brausen: wir ruhten da gar lieblich aus, und Einige legten die gesammelten Pflanzen ein, Andere schrieben, Andere schauten müssig in das Stücklein Languedoc hinaus, das eben vor uns lag.

Und siehe da — eine Bauernhochzeitsfeier in Languedoc, oder eigentlich eine Nachfeier. Der Musikant mit Bändern gepuzt ging voran; hinter und neben ihm hüpften und tanzten artig gepuzte Landmädchen und junge Burschen, im Kreise herum Kinder und andere fröhliche Zuschauer. Der Tanz ging auf dem unebenen Boden da bald bergauf, bald wieder bergabwärts, und die Bewegungen blieben immer zierlich und gemessen. Zweie bildeten einen Bärentanz ab, der eine den Bären, der andere den Führer. Der Bär hatte einen schweren Tanz, so hügelauf und abwärts, und ich meine wohl, daß unter unseren Bauern, wenn sie schon so lange beim Hochzeitgelag gesessen hätten, wie diese da, wenige gewesen wären, die den Bären mit so sicheren Füssen gemacht hätten, als hier der Languedocker. Ich habe aber überhaupt auf dieser ganzen Reise durch Südfrankreich und Italien keinen einzigen, von Trunkenheit taumelnden oder jubelnden Bauer gesehen; in der deutschen Herren Länder aber jede Woche Mehrere. Indeß soll dieses Lob, das ich da den Südländern gegeben, doch kein gar zu großes Gewicht haben. Dem

Deutschen kommt der Taumel schneller in die Füße, dem Franzosen und Italiäner aber leider leichter ins Herz, und schon auf dieser kurzen Reise erfuhren wir mehrmalen, wie heute oder gestern schon wieder ein Mord im Trunk: der Mord selbst einer Frau durch den eigenen Mann oder eines sonst liebgewesenen Trinkgesellen durch seinen Nachbar und sonstigen Freund geschehen. Das unreine Thier tritt übrigens im Trunk bei beiden heraus, nur daß es bei dem einen noch gespaltene, mit stumpfem Horn bedeckte Klauen hat, die nicht so zerfleischen können, wie die scharfen Klauen, welche das reißende Thier des Anderen so oft und schnell hervorstreckt. Ein Schwein läßt man oft und unverboten heraus in's Freie; denn es bringt keinen Menschen um; die Tigerkatze dagegen pflegt Der, dem sie zugehört, schon sorgfältiger unter Schloß und Riegel zu halten, weil er weiß, daß sie, einmal losgelassen, ohne Blut nicht wieder zurückkehren wird.

In einen Garten führte uns unsere freundliche Wirthin auch noch, der ihrer Beschreibung nach über alle Maaße schön seyn sollte. Wir hatten freilich ein anderes Maaß in unserem Gedächtniß, und der Garten, welcher übrigens außer seinen schönen, zum Theil noch blühenden Obstbäumen, auch mehrere Bäume und Sträucher im Freien stehend zeigte, die bei uns nur im höchsten Sommer das Gewächshaus verlassen, schien uns kaum so schön, als so mancher, den sich in der Nähe unserer größeren Städte ein begüterter Handelsmann oder Landeigenthümer anlegt. Der Garten gehörte einem vornehmen Herrn (Präfekten?), der uns sehr höflich begrüßte und uns auch die ansehnliche, sehr zweckmäßig eingerichtete Brandweinbrennerei zeigte, welche er gleich beim Garten angelegt hatte.

7. Nismes, Montpellier und Cette.

So hoch einhergefahren war die Hausfrau in ihrem ganzen Leben noch nicht, als an dem Nachmittag, wo wir nach Nismes kamen. Es geschah indeß wirklich nicht aus Hochmuth, daß wir beide auf's Kutschendach hinaufstiegen zum Conducteur; sondern weil in der Diligence selber in allen drei Zimmern kein Raum mehr für uns gewesen. Selbst die Plätze auf dem Dache mußten in geflügelter Eile erstiegen werden; da die Diligence kaum so lange warten können, bis eine Leiter aus dem nächsten Hause gebracht und angelegt war. Die Aussicht wäre da oben wohl schön genug gewesen, wenn man sie vor den Staubwolken, welche der Wind über uns herführte, hätte sehen können, und sitzen hätten wir auch können, wenn Sitze genug da gewesen wären. Indeß fand doch die Hausfrau noch einen neben dem Conducteur; ich aber fand einen Strick, an welchem ich mich, auf's Gepäck gelehnt, festhalten konnte, so daß weder der Mistral, noch die schnellen Bewegungen der Diligence mich herunterzubringen vermochten, sondern nur ein höflicher Hausknecht am Poststall zu Nismes, welcher eine lange Leiter anlegte, die Hausfrau artig hinunterführte, uns beide aber dann in das dicht dabei gelegene Hotel de Louxembourg begleitete.

Da wird man denn gleich, nachdem man sich etwas umgekleidet und vom Staube gereinigt, von dem lieblichsten, reichsten Platze der ganzen Stadt: der Esplanade, welche unmittelbar vor dem Hause gelegen, hinuntergelockt in's Freie, und einmal da angelangt, geht man auch weiter. Die liebliche Aussicht ins blühende Land hinaus, zieht da für heute weniger an, als das alte römische Amphitheater, welches gleich am andern Ende des Platzes mächtig in's Auge fällt.

Darwin, der kühne Engländer, macht in seinem merkwürdigen Gedicht: Der botanische Garten, den Vorschlag, man solle, wenn einmal die Nationen klug genug geworden keinen Krieg mehr zu führen, die alsdann unnöthigen Kriegsschiffe dazu benutzen, die schwimmenden Eisberge und Eisinseln des Nordpols hinunterzuführen an die brennend heißen, dürren Küstengegenden von Afrika. „Es würde da eine doppelte Absicht erreicht: — der alte Hofgarten des Nordpols würde einmal nach und nach ausgeeist und eine Hauptquelle unserer Winterkälte verstopft, und in das zerstörendheiße Gedränge der afrikanischen Sandwüsten käme doch auch ein kühlender Hauch hinein:“ ein Vorschlag, zu dessen Ausführung freilich ein eben so guter Wind gehörte, als jener gewesen, welcher die Phantasie des kühnen, wackeren Dichters geschwellt. — Darwins Traum und Wunsch ist mir indeß oft eingefallen, wenn ich, wie da in Nismes, mitten in das heiße Gedränge des alltäglichen Lebens eine so kühlende Eismasse aus der alten, stummen Vergangenheit hineingestreut gesehen; und wäre ich Fürst, ich würde Sorge tragen, daß bei einer Stadt, in welcher das laute, bunte Gewühl des Tages zu heiß

macht, eine Glyptothek stünde, in welcher es der vom Lärme müden Seele so still und ernst und kühl zu Muthe würde, wie dem Europäer, wenn er in die unbeschreibliche Stille und Ruhe des Orients tritt. — Wir saßen da lange im Schatten eines Baumes auf einer steinernen Bank, und betrachteten das gewaltige Gebäude, das unter dem Schwarm der Häuser und Palläste seiner Nachbarschaft dasteht, wie eine Adlereule, geblendet vom Licht des neuen Tages, unter dem Krähenschwarm, welcher sie umflattert.

Für heute schien es uns zu spät, um noch das Innere des Amphitheaters zu sehen; wir benuzten den Schein der bald zu Rüste eilenden Sonne, um noch die große, breite Straße von der Esplanade aus am Amphitheater und weiter nach oben am Maison quarree vorüber, vor allem aber den auf einer Höhe über den blühenden Gärten gelegenen alten römischen Thurm, Tourmagne genannt, zu besuchen. Es war dies der geschickteste Punkt, um zuerst eine Gesammtübersicht über das Feld der hiesigen Sehenswürdigkeiten zu gewinnen. Die Natur hat damals unter den Trümmern einer grossen Vergangenheit eben einen Abendgottesdienst gehalten, bei welchem der süße Duft der blühenden Gärten als Weihrauch emporgestiegen, und mit ihm die Lerche der Felder, hinaneilend beim Gesange, als wolle sie höher und höher schwebend, die immer tiefer sinkende Sonne nicht aus den Augen lassen, bis sie zulezt den Punct fände, welchem die Sonne auch bei Nacht nicht untergeht. Die Nachtigall der Gebüsche schlug mit süßen Tönen darein, in den Gärten und Gartenhäusern und bei den Hütten der Weinberge regten sich überall fröhlich-

thätige Menschen. Nur in dem hohen Gemäuer da wurde kein Fußtritt mehr gehört: Die Eigenthümer und Erbauer sind längst hinausgegangen und nicht wiedergekehrt, und keiner kann sagen, wer sie gewesen. Vielleicht daß schon die alten Weltenherrscher, die Römer, dieses Gemäuer, als verlassene Ruine einer hier vor ihnen zu Hause gewesenen Zeit, gefunden; denn Einige halten das Gebäude für einen Tempel der alten Gallier, wiewohl es durch seine Aehnlichkeit mit einigen Grabmählern des alten Roms wahrscheinlicher wird, daß es ursprünglich zum Begräbniß einer edlen römischen Familie bestimmt gewesen, und daß die nur nach innen offenen, thürmchenartigen Hallen Columbarien für die Aschenkrüge werden sollten und waren. Die spätere Zeit hat dann das Gemäuer, wie viele ähnliche Werke der Vorwelt, indem sie hier hinweggenommen, dort angefügt, zu einem Festungswerke umgeschaffen. Unter dem Thurm ist ein Gewölbe, erinnernd an jenes, das unter dem Grabmal Caecilia Metella bei Rom gefunden wird. Der Boden des Gewölbes ist mit herabgestürzten Mauertrümmern hoch bedeckt, und durch die Risse der Wände, wie zum Eingang, fällt das Licht herein. Wir eilten da bald wieder hinaus zur Südseite des Thurmes, welche mit ganzen Büschlein des schönen, zierlich blühenden Seesteinkrautes (Alyssum maritimum) bedeckt war, und sahen noch eine Zeitlang in den Frühling hinein, bis der Abendstern, gleich dem Widder der Heerde vorantretend, die goldene Schaar der Sterne am Himmel angemeldet, und die Felder zu dunkeln begannen.

An diesem Abend sahen wir auch, zum erstenmal, eine Probe südfranzösischer öffentlicher Beredsamkeit an einer

prunkend-vornehm gekleideten Frau, welche in einem Wagen sitzend, vor welchem zwei Trompeter herbliesen, Arzneien verkaufte. Der Wagen hielt, die Trompeter schwiegen, die Dame stund auf, machte eine leichte, graziöse Verbeugung gegen die sich alsbald um sie her versammlende Menge und hielt hierauf eine sehr wohlfließende Rede über die Kräfte und Geheimnisse der Natur, über die oft in den kleinen Pflanzen der Berge, welche niemand zu finden wisse als der Kenner, verborgenen Arzneimittel. Sie zeigte hierbei Abbildungen von Pflanzen, und ein kleines, sauber getrocknetes Herbarium vor, dessen Pflanzen auf Papier genäht waren. Hierauf, ohne weiteren Uebergang, hob sie ihre, mit wohlriechenden Essenzen gefüllten Gläser empor; diese Arzeneien sollten für alle mögliche Krankheiten helfen, deren Liste sie mit der größten Geschwindigkeit hernannte. Alsbald trat einer aus dem Volk herzu und kaufte, beroch und kostete die Sache. Das Beispiel machte den Andern auch Muth, und viele Leute kauften Essenzen, Päcklein mit Kräuterthee und Pulver.

Mitwochs den 5. April fanden wir beide uns schon auf der Esplanade vor dem Gasthause, als von den Bewohnern der Stadt die meisten noch geschlafen. Ein Völklein war aber bereits munter, an welchem ich schon gestern meine Freude gehabt: die Savoyardenjungen, die ich an keinem andern Orte in Frankreich so auf einem Haufen beisammen gesehen, als hier an der Esplanade von Nismes. Das sind meist die Kinder solcher Aeltern, aus den rauhesten, höchsten Gebirgsländern von Piemont, welche zwar im Sommer andern Leuten ihr Brod einärnten und zubereiten helfen, die aber selber keines bauen

für

für sich und ihre zahlreichen Kinder. Da müssen dann diese, wenn der Frühling kommt, ausgehen in die benachbarten ebenen Länder, und Gott und gute Leute für sich sorgen lassen, damit sie selber, und auch die Aeltern das mühsame Leben ein Jahr weiter hindurchbringen können. Sobald die Sonne im März in die tieferen Thäler der Gebirge wieder hereinscheint, werden die Kleinen ausgestattet zu ihrem Zuge in die wärmere Ebene hinunter, wo jezt schon alles blüht, während auf den Bergen die Sonne noch nichts bescheint als den Schnee und die über ihn herausragenden dürren Felsengräten. Zwanzig und dreißig Kinder von sechs bis dreizehn Jahren, ziehen zusammen aus einem Thale aus, und haben nichts bei sich, als Vertrauen auf Gott und gute Menschen, und jeder etwa noch ein Stücklein Käse und dürres Brod für die erste oder auch noch zweite Tagreise. Man nimmt aber in Frankreich in jedem Dorf und in jeder Stadt die jungen wandernden Gebirgsleute so freundlich auf, wie bei uns die ersten Schwalben; kleine Dienste gibt es überall zu verrichten, und dafür ein Nachtlager auf dem Hausplatz oder im Stalle und auch ein wenig Brod, bis sich die Schwärme der kleinen Ausgewanderten, einer hier, der andere dorthin, in die Städte vertheilt haben, um da den Sommer hindurch, den Fremden und Einheimischen, Stiefeln und Schuhe zu putzen und in den kleinen Geschäften der Häuser hilfreiche Hand zu leisten. Im Herbste ziehen dann diese Ostindienfahrer, der eine mit drei, der andere gar mit vier Gulden baaren Gewinns in der Tasche, gar fröhlich wieder in ihre Gebirge, wo ein solcher großer Gewinnst den Aeltern und ihrem Haushalt sehr zu statten kommt. Ich habe mich, so oft ich sie gesehen,

immer wahrhaft ergözt und erfreut an diesen kleinen Pilgrimen und Fremdlingen, und besonders mit den jüngsten, sechs = und siebenjährigen, manche Bekanntschaft gemacht.

Das gegenüber gelegene Kaffeehaus lebte jezt auch auf, öffnete zuerst, wie schlaftrunkene Augen, Thüre und Fenster, dann erwachte der kehrende Besen, das Feuer der Küche und zulezt die Tassen und Gläser. Nachdem wir uns noch eine Zeitlang, hinausblickend in die liebliche Ebene, in der jetzigen Welt orientirt und umgesehen hatten, machten wir uns auf zum alten römischen Amphitheater. Dies war (jenes in Verona das erste) das zweite Gebäude der Art, welches wir gesehen.

Es ist gar characteristisch für diesen Ehegatten des alten deutschen Volkes: für den Römer, daß solchen Gebäuden von ihm die meiste Ehre angelegt worden, welche zu Kämpfen des Menschen mit Menschen oder mit den wilden Thieren der Wüste gedient. War es doch die Bestimmung jenes Volkes: das Schwert zu bringen und die eisernen Waffen, zu allen Völkern der Erde, und die Thiere der Wüste auszurotten und zu zähmen, damit die geistigen Colonisten, welche nachkamen, leichter den Boden urbar machen und anbauen konnten. Ueberall wo man sich irgend einer alten, vormals herrlich gewesenen und noch in ihren Trümmern erhaltenen römischen Stadt nähert, ragen über alle andere Ruinen der Tempel, der Grabmäler, der Palläste und Triumphbögen, die Colosseen übermächtig und am ausgeprägtesten hervor; so wie man sagt, daß an dem Angesicht eines todten Menschen jene Züge vorherrschend fest stehen bleiben, welche während des vorangegangenen Lebens die tiefeingeprägtesten, charakteristischsten gewesen, die andern aber ver-

löschen. An dem Angesicht der alten, todten, ägyptischen Welt, deuten die Pyramiden und Gräber der Könige, so wie die alten Hieroglyphengebilde der Obelisken, welche wie Leichenreden uralter Vergangenheit erscheinen; bei einigen Völkern des Orients die Ruinen der Palläste der lebenden Herrscher auf ähnliche Weise jene innere Richtung, jenes Werk des Lebens, an, welches an ihnen das vorherrschendste, tiefgeprägteste gewesen.

Unter den vier ausgezeichnetsten Amphitheatern, welche ich auf der jetzigen und vorhergehenden Reise gesehen: dem zu Rom, dem des alten Capua, dem zu Verona und dem zu Nismes, ist das lezte das kleinste, aber nächst jenem zu Verona das vollständigste. Es hat freilich in alten Zeiten öfters zu einer Festung gedient, und als solche sogar Belagerungen ausgehalten und in Beaumonts Werk findet man noch die Abbildung der alten Thürmchen, welche die Westgothen oben an der Brustwehr erbaut hatten, welche aber nun ganz hinweggerissen sind; dennoch hat das Anprallen des Krieges und aller seiner zerstörenden Waffen der Felsenmasse des Gebäudes nichts geschadet. Auch das arme Volk, das mehrere Menschenalter hindurch in den Hallen und Umgängen des Amphitheaters gewohnt, und in der Arena selbst seine Hütten gebaut hatte, konnte dem mächtigen, alten Gebäude keinen Nachtheil zufügen. Denn das leichte Gemäuer, welches es an die alten Werkstücke des Amphitheaters angeklebt, ist beim späteren Aufräumen davon abgefallen, wie Schwalbennester von einem Kirchengemäuer, und mit der bald ablösbaren Rinde des inwendig an die zu Wohnungen gebrauchten Hallen angetünchten Kalkes, fiel auch zugleich der Schmutz und der Ruß

herunter. Größeren Schaden haben die Begründer von bedeutenderen Gebäuden der Stadt gethan, welche einen Theil der Quadersteine herausbrachen und hinwegführten. Uebrigens war gegen dieses Hinwegführen und Abtragen des mächtigen Römerwerkes großentheils schon durch die ungeheure, riesenhafte Masse der einzelnen Steine gesorgt, woraus das Ganze zusammengesezt ist. Denn die meisten Werkstücke, aus denen die äussere Umfangsmauer gebaut ist, sind achtzehn Fuß lang und sechs Fuß hoch, einige aber noch größer; jene, welche oberhalb dem Erdgeschoß Gesims und Fries bilden, sind meist achtzehn Fuß lang und zwei Fuß hoch und breit. Ein gewöhnlicher Steinmetz war mithin eben so wenig im Stande, diese Massen, die freilich nicht durch Mörtel und Kitt, sondern durch ihr eigenes Gewicht und durch sparsam angebrachte eiserne Klammern verbunden sind, hinwegzubewegen, als ein Hirt mit bloßen Augen die Saturnusmonde aus den Strahlen ihres Planeten herausfinden und erkennen kann. Versuchte doch selbst der rüstige Karl Martell mit seinen kräftigen Kriegsleuten es vergebens, dieses Colosseum, worinnen ihm die Saracenen lange Widerstand geleistet, abzutragen, und da er gesehen, daß man den künstlichen Felsen so leicht nicht abreißen könne, ließ er ihn eben stehen, und machte wieder eine Festung daraus.

Auch das Amphitheater von Nismes war sonst, an seinem nächsten Umfange, von alten Gebäuden und Mauern so bedrängt, daß man es nur von wenig Seiten ungehindert sehen konnte. Jezt ist es ringsum frei gemacht; denn eben als wir dort waren, wurden auch von den lezten alten Häusern, welche gegen Nordosten

hin noch angebaut waren, mehrere niedergerissen. So kann man denn nun ganz um das mächtige, 1136 Fuß im Umfang betragende Gebäude herumgehen. Es ist in toskanischer Ordnung erbaut. Sechszig Bögen oder Thore, jedes zwanzig Fuß hoch und zwölf Fuß breit, und immer ein Pfeiler von zwei Fuß im Durchmesser dazwischen, bilden das untere Stock; über diesem steht ein ganz ähnliches, abermals aus sechszig gleichgroßen Bögen gebildetes; dann folgt die etwa halb so hohe Attica. Unter den sechszig Bögen des Erdgeschosses bilden viere nach den vier Weltgegenden hinausschauend die Eingänge zur Arena; die andern sechs und funfzig führen in den Umgang, in die Säulenhalle, welche der sich da versammelnden Menge zu jeder Zeit Schatten und Schutz gegen Wind und Wetter gewährte, und zugleich den Eingang zu den oberen Sitzen enthielt. Es ist im untern Geschoß noch ein zweiter, innerer, nur halb so hoher Umgang, von welchem aus man zu den unteren Reihen der Sitze gelangen konnte. Auch im zweiten Stocke findet sich ein Umgang, von wo aus durch jeden der sechszig Bögen, mit einer niederen Brustwehr beschüzt, freie Aussicht und Genuß der durchwehenden Luft war, während zwei andere im Innern des riesenhaften Gemäuers angebrachte Hallengänge, der eine unter der Attica, der andere zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk, ihr Licht von innen, von der Arena her, empfangen. Ueberhaupt waren zwei und dreissig Stufen von Sitzen, davon die oberste, unmittelbar an der Attica gelegene für die edlen Frauen bestimmt, gegen 1100, die unterste, zunächst an die Arena angränzende, 680 Fuß im Umkreis, beide, so wie alle übrigen zwei Fuß Höhe, drittehalb Fuß Breite hatten, so daß

die gesammten Sitze bequem gegen 17000 ja 20000 Zuschauer fassen konnten. Zu den Sitzen führten aus den Säulenhallen und Umgängen neunzig in drei Reihen vertheilte Ausgänge oder Vomitorien: oben an der Attica, in den da hervorstehenden Kragsteinen, sind noch die Oeffnungen zu sehen, in welchen die Leinwanddecke, welche die Zuschauer gegen Sonne nnd Regen schüzte, befestigt werden konnte; unter den untersten Sitzen zeigen sich noch die Behältnisse für die wilden Thiere. Das ganze Gebäu hat mit den Umfangsmauern 406 Fuß im größeren, 318 im kleineren Durchmesser; die Arena 228 und 198; die Höhe vom alten Pflaster bis zur Zinne der Attica betrug gegen 78 Fuß, mithin gerade halb so viel als die Höhe des Pont du Gard. Von den vier in's Innere führenden Thoren ist nur das nördliche, nach der damaligen Stadt hingehende mit einem Porticus und einigen halb erhabenen Bildhauerwerken: vorstellend den Romulus und den Remus an der Wölfin säugend, zwei kämpfende Gladiatoren, nebst zwei Stierköpfen und Adlern, geziert gewesen; die andern scheinen in ungeschmückter Einfalt dagestanden zu seyn. Unter der Arena werden noch Canäle bemerkt, durch welche jene zum Theil unter Wasser gesezt werden konnte.

Der Saum der Attica ist über vier Fuß breit, so daß wir da lange in der Morgenkühle gestanden und gegangen, und die herrliche Aussicht genossen.

Vom Amphitheater aus, welches wir übrigens zweimal besuchten, gingen wir nach dem Maison quarrée und nach dem sogenannten Dianentempel im Park. Auch das erstere ist ein Tempel gewesen, — wie man glaubt, den Söhnen Augusts zu Ehren erbaut: — edel,

anmuthig, prächtig. Es ist mir besonders auch an der Physiognomie jener alten römischen Tempel aus der Zeit der Kaiser, wenn ich sie mit der Physiognomie unserer christlichen Kirchen verglichen, deutlich geworden, was die Baukunst in beiden Arten der Tempel andeuten wollen. In jenen ersteren ist ein menschlich klarer, bald verständlicher Gedanke in einer leicht faßlichen, symmetrischen Ordnung ausgesprochen; wohlzusammenhängend in allen seinen Theilen, wie die Begebenheiten eines von Menschen ausgedachten Romanes, oder wie die Reime eines wohlklingenden Gedichtes. In diesen aber, in den (vorzüglicheren) christlichen Kirchen, spricht der Mensch in höherer Begeisterung jene ihrem tieferen Zusammenhange nach unbegreiflicheren, unerfaßbareren Gedanken eines schaffenden und waltenden Geistes nach, welche in der Natur und in der Geschichte vorliegen: Gedanken, aufregend und mächtig, wie die Lebenskraft, welche aus dem Innern des Leibes hervor die äußeren Glieder bildet und bewegt; aber auch eben so verhüllt und verborgen in ihren Anfängen, wie diese. Die ersteren, in ihrer ganzen, lieblichen Majestät, reden von einer offenkundigen, schon gegenwärtigen Herrlichkeit; die andren, gleich den Gesängen der Propheten, deuten in tiefsinnig symbolischer Einfalt auf eine noch nicht sichtbar gewordene, zukünftige hin.

Der schöne Tempel, vielleicht der prächtigste, vollendetste seiner Art, welchen ich auf der ganzen Reise gesehen, ist in neuerer Zeit bis zum alten Pflaster ausgegraben worden, auf welchem er nun, bis zu seinem untersten Fuße entblößt, ganz frei steht. Man steigt mithin von dem jetzigen, um etwa sechs Fuß höher ge-

legenen Pflaster der Straße auf einer steinernen Treppe hinunter in den ausgegrabenen, viereckigen, ummauerten Raum, in dessen Mitte sich der Tempel auf seiner aus Quadersteinen erbauten Basis erhebt. Zwölf Stufen führen zum Eingang und seiner luftigen Vorhalle.

Ueberhaupt bildet das Gebäude ein Parallelogramm, dessen Höhe, so wie Breite, die Hälfte der Länge sind. Denn es ist 76 Fuß lang und 38 Fuß breit, und eben soviel beträgt auch die Höhe. Es ist in korinthischem Styl erbaut. Zehn freistehende Säulen, wovon sechs an der Fronte des Eingangs, zwei an jeder Seite stehen, bilden mit dem auf ihnen ruhenden Fronton und Gesimße die weite Vorhalle; die Säulen an den beiden langen Seiten und an der schmalen, langen Hinterseite des Gebäudes, ragen nur zwei Drittheile ihres Umfanges aus dem Gemäuer hervor, das eine Drittheil ist mit in die Wände aufgenommen. In allem zählt man, an den vier Aussenwänden des Tempels, dreissig kannellirte Säulen, welche nach systylischem Verhältniß vertheilt sind, so daß immer jede von der andern um zwei ihrer Durchmesser absteht. An jeder schmalen Seite stehen, mit den Eckſäulen, sechs; an jeder langen, mit den Eckſäulen, welche zweien aneinanderstossenden Seiten gemeinschaftlich angehören, eilf Säulen. Das zierliche Oliven-Laubwerk an den Capitälern, so wie die Laubgewinde am Fries, und die Zierrathen am Gesims werden mit Recht unnachahmlich, oder doch wenigstens unübertreffbar schön genannt. Und was wäre an diesem schmuckesten, zierlichsten Gebäude seiner Art und seines Ranges nicht schön zu nennen, von dem mehr auf attische Art geformten Fuße der Säulen bis hinan zu dem leicht, auf Lö-

wen-Köpfen schwebenden Dache. Ist doch auch so manche feinere Zierrath, z. B. das zarte Karnies, das sich wie ein Band, bei einem Drittheil der Höhe um die Wände und ihre Säulen herumzog, fast ganz zerstört.

Das Innere des Gebäudes oder die Cella war ursprünglich sehr einfach, ohne alle Bögen. Sie empfing ihr Licht nicht durch Fenster, sondern durch das auch im korinthischen Style erbaute, gegen zwei und zwanzig Fuß hohe und acht Fuß breite Thor des Einganges, welcher ausnahmsweise bei diesem Tempel nicht wie bei den meisten andern Tempeln nach Osten, sondern nach Norden gekehrt ist. Aussen im Fries der Façade hat sich statt des Laubwerkes ursprünglich eine Inschrift befunden, welche der gelehrte Seguier noch zu entziffern gesucht, obgleich er hierzu keinen weiteren Anhalt mehr hatte, als die Oeffnungen in denen die ehemals hier gewesenen Buchstaben durch Stifte befestigt waren. So wie er die Inschrift gelesen, läßt sie, wie schon erwähnt, in dem kunstreichen Gebäude ein Denkmal sehen, welches das alte Nismes den Adoptiv-Söhnen und Enkeln des August: Cajus und Lucius Cäsar errichtet.

Es ist jener Tempel in verschiedenen Zeiten zu sehr verschiedenen Zwecken, einstmals sogar zum Pferdestall eingerichtet und benuzt worden. Damals haben ihn die Augustiner Mönche, die ihn dem Pferdelieb abkauften, vor dem Untergange gerettet und später (im Jahr 1689) wendete der nämliche Intendant von Basville, welcher oben als Retter der Gardon-Brücke genannt worden, Alles an, um dem Gebäude wieder Festigkeit und Dauer zu geben. Der große Minister Ludwigs XIV., Colbert, wünschte sogar dies alte treffliche Kunstwerk nach Paris

zu versetzen, sein Plan wurde jedoch von den nach Nismes gesendeten Baukünstlern als unausführbar erklärt.

Jezt sieht man im Innern mehrere Gypsabgüsse nach berühmten alten Meisterwerken; auch Gemälde, unter andern einen heiligen Franciscus von Assis, welchem ein Engel erscheint, von einem spanischen Meister. Der schöne hier eingemauerte Mosaikboden, welcher eine besondere Beachtung verdient, wurde erst vor wenig Jahren aufgefunden. Er ist drei und zwanzig Fuß lang und vierzehn Fuß breit und seine vierzig weiß und schwarzen Felder sind mit Medusen-Köpfen, Häuptern von Frauen, mit Löwen, Hunden, Hirschen, Pferden und Blumen seltsam ausgeschmückt. Auch der ummauerte Vorplatz um den Tempel, enthält in den Wänden manche sehenswerthe Reste der alten Kunst, unter andern auch ein altes Grabmahl. — Der Tempel und seine ganze Umgebung ist jezt auch dadurch vor weiteren Mißhandlungen geschüzt, daß ein eisernes Gitter mit einer Thür, wozu ein besonderer Aufseher den Schlüssel führt, aussen um den eingemauerten Platz herumläuft.

Von Maison quarree aus, die große, breite, mit schönen Gebäuden gezierte Straße hinauf, über den weiten, gemauerten Canal hinüber, der das Wasser der großen Quelle vom Park zur Stadt führt, gingen wir jezt in den Park hinein und zu der berühmten Quelle selber hin. Sie war in dieser Jahreszeit noch voll und wasserreich; im Sommer fließt sie oft so sparsam, daß sie den Bedürfnissen der Stadt und der auf ihre Hülfe rechnenden Fabriken kaum zur Hälfte genügt.

Es war mir die Bekanntschaft dieser merkwürdigen Quelle sehr viel werth, da dieselbe ebenfalls einen tiefe-

ren Blick in die Naturgeschichte der Quellen überhaupt, und in einen Theil der Meteorologie thun lässet, welchen man den unterirdischen nennen könnte. Man sieht nämlich ihr Gewässer nicht bloß dann stärker werden und anwachsen, wenn in der Umgegend ein langer und starker Regen gefallen, oder in den Gebirgen ein Wolkenbruch niedergegangen; sondern der Quell schwillt auch mächtig und auffallend an, wenn in den gegen drei Meilen weit entfernten, nordwestlichen Thälern, ein Sturm ohne Regen sich erhoben. Gleich als hätte da das eigentliche Gewitter mit seinen wassergebenden Nebeln und Gewölken seinen Lauf unter der Erde, in ihren verborgenen Höhlen und Klüften genommen, und seinen, dem Auge verhüllten Zug, deute in der oberen Region der hierbei oft völlig klaren Atmosphäre, ein jenem Zuge folgender Sturmwind an. Wie auf hohen Bergen, in klarer Luft, öfters nur der Sturmwind gefühlt wird, der in demselben Augenblick über das Thal zu ihren Füßen eine Gewitterwolke mit heftigen Regengüssen hinführt. Auch aus den Quellen und Wasserbehältnissen unserer deutschen Kalkgebirge, namentlich aus jenem des Czirknitzer Sees, strömt oft das Wasser mächtiger hervor als nach großen Regengüssen, wenn der Sturm über das Gebirge nur die lezten kleinen Regenschauer eines Gewitters geführt, das sich schon großentheils unten in den Tiefen abgewittert hat. Auch da in dem Geheimniß der verborgenen Gebirgsgründe und Höhlen, wird durch denselben Naturprozeß, wie in der oberen sichtbaren Atmosphäre, jezt Gewässer gebildet, und in Masse niedergeschlagen, jezt wieder zur Dampfform aufgelößt oder zersezt, und es hat vielleicht die Tiefe auch ihre trocknen und nassen Zeiten.

Die Quelle strömt aus dem Fuß des Kalkgebirges in einem weiten Bassin zu Tage aus, welches mehr als zwanzig Fuß Tiefe hat; öfters sieht man ihren Strudel über die obere Wasserfläche emporwallen und in die Höhe springen. Das Gebirge ist überall in der Nähe von Höhlen durchsezt, deren Züge in unbekannte Fernen und Tiefen hinlaufen. Jener, aus welchem die Quelle hervorbricht, scheint mit dem Hauptzug der Höhlen in Verbindung zu stehen.

Als man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Quell und einen etwas tiefer gelegenen schlammigen Teich gereinigt, fand man in diesem alte römische Bäder, deren im Kreis um den Rand des alten Bassins herumgelegene Hallen noch ziemlich wohl erhalten waren. Die Reihe von Säulen aussen um die Hallen her, so wie manche andere Verzierungen, sind neu, und freilich die lezteren von einem etwas anderen Style als der römische gewesen, so daß jener sich zu diesem etwa so verhält, wie der Bericht, welchen eine Pariser Putzmacherin von dem Inhalt eines shakespearschen Trauerspiels gegeben, das sie eben im Theater aufführen gesehen, zu dem eigentlichen, von Shakespeare selber geschriebenem Inhalt. — Man hat unter den Trümmern der alten Bäder eine Statue des Apoll und zwar anfangs blos den Rumpf, dann aber auch die meisten übrigen abgebrochenenen Theile gefunden; ein Meisterwerk aus den besten Zeiten der römischen Kunst. Diese ehrenwerthen Trümmer sind hernach in dem sogenannten Dianentempel aufgestellt worden.

Dieser zulezt erwähnte Tempel, den man seiner Nachbarschaft wegen, Tempel der Quelle genannt, glei-

chet, so wie er nun da steht, einem Baume, welcher, als alle seine Aeste und Zweige mit Laub und dem üppigsten Schmucke der Blüthen bekleidet gewesen, von einem Wetter getroffen, und in tausend kleinere und größere Trümmer zerschmettert worden. An der Vorderseite werden noch die Bögen des Hauptthores und die beiden kleineren Nebenthore bemerkt; von den Bögen, welche sich über dieses untere Stockwerk symmetrisch gewölbt, zeugen noch einzelne Trümmer. Es ist aber auch die eine ganze Seite der Façade von dem Gemäuer über der Nebenpforte an, modernes Flickwerk. Die Seitenthore, welche zu den ehehin durch Mauern von der inneren, größeren Tempelhalle geschiedenen Nebenkammern führten, sind zugemauert, und es bedarf auch da keiner besonderen Eingänge, denn von den trennenden Wänden des Innern ist nur noch ein Theil vorhanden. Einen sonderbar schmerzlichen Eindruck macht der Anblick dieses Innern. Da sind an den Wänden herum die aufgelesenen und aus dem Schutte hervorgegrabenen Trümmer, Brocken und Bröcklein der alten, kostbaren Zierrathen, womit das Gebäude in seiner Blüthenzeit geschmückt gewesen, aufgestellt und ineinander gelegt. Etwa so, wie ein Gärtner das Laub und die kostbaren Blüthen, — einige noch ganz, von andern nur die zerschlagenen Kronenblätter — von einem seltenen Baum auflieset und ohne sonderliche Ordnung zusammenlegt, wenn der Hagel und Sturm sie zerrissen und am Boden zerstreut.

Von der prächtigen, gewölbten, in einen scharfen Rücken zulaufenden Decke, von den sechszehn Säulen des Seiten-Gemäuers, auf deren gezahntem Karnies das

Deckengewölbe geruht, und deren Capitäler von vermischter Ordnung, fast jedes von andrer Zeichnung, herrliche Kunstwerke gewesen; von den zierlich gezeichneten Plafonds, stehen nur noch einzelne übriggelassene da, als wollten sie sich bei dem jezt lebenden Geschlecht darüber beklagen, daß man ihrer alte Herrlichkeit so wenig geachtet. An den äußeren Wänden der Seitenhallen waren, wie dies noch an der einen Seite zu sehen, fünf Nischen, jede acht Fuß hoch; im Hintergrunde des Hauptsaales, dem Eingange gegenüber, waren drei, eine mittlere, größere, und zwei kleinere zu ihren Seiten. Um die Nischen stunden Säulen, von denen einige noch vorhanden sind. Aus den Nebenkammern, über deren jede sich ein eigenes rundes Dach gewölbt, führte hinten eine Thür zum innern Tempel; neben jenen beiden Seiten-Gängen waren aussen die Höfe. Der Fußboden scheint, wie dies die einzelnen noch aufgefundenen Trümmer bezeugen, mit Mosaik belegt gewesen zu seyn, das Dach war mit Steinplatten bedeckt; das Tageslicht fiel, wie es scheint, nicht allein zu dem zwanzig Fuß hohen und eilf Fuß breiten, nach Osten gekehrten Hauptthore, sondern auch noch zu einem etwa zwölf Fuß hohen Fenster herein, welches über dem Hauptthore aufgewölbt war. Die Größenverhältnisse werden von Beaumont nach englischen Maaßen: die Länge zu 48½, die Höhe zu 40, die Breite zu 31 Fuß angegeben. Das Gemäuer bestehet aus mächtig großen Quadersteinen, welche ohne Kitt, nur durch ihre eigene Last und einzelne eiserne Klammern zusammengehalten werden.

Gegen die Meinung, daß dieses Gebäude ein Vesta-Tempel gewesen, spricht seine viereckigte Form, während

die Tempel der Vesta wohl immer von rundem Umrisse gewesen: gegen die andere gewöhnliche, daß es ein Tempel der Diana war, wird eingewendet: daß in den Tempeln dieser Gottheit sonst immer die jonische Ordnung die vorherrschende sey, während sich hier theils die korinthische, theils noch einige andere vermischte Ordnungen zeigen. Die Alterthumsforscher haben daher das jezt götterlose Gemäuer bald dem Gott Nemausus, dem Schutzgott der alten Stadt, bald mehreren Gottheiten zugleich geweiht; einige Freunde des gesellschaftlichen Vergnügens unter ihnen machen es zu einer antiken Restaurations-Anstalt, wo man warm gebadet und gymnastische Uebungen gemacht: eine Meinung über welche das Gebäude noch in seinen jetzigen Trümmern zu lachen scheinet.

Bis zum 16ten Jahrhundert hatte sich dieser Tempel, wie es scheint, ziemlich unzerstört erhalten und war zulezt im Besitz der Augustiner Nonnen gewesen, aus deren sanfteren, seiner schonenden Händen, er dann in die der Holz- und Kornhändler gerathen. Als im Jahr 1576 ein Feind des damaligen Besitzers Feuer darein gelegt und den Vorrath von Stroh und Holz entzündet hatte, zersprengte die Gluth schon einen großen Theil der innern Zierrathen und des vorderen Gemäuers; was die Glut übrig gelassen, suchten im folgenden Jahre die Einwohner von Nismes absichtlich niederzureissen, um den Marschall von Bellegard zu verhindern, sich in dem festen Gebäu zu verschanzen. Aber die Alten hatten so massiv und mächtig gebaut, daß den zerstörenden Männern nur das Niederreissen der einen Seite gelungen, und auch im Jahr 1662, als man sich hier Mauerstücke

zum Ausbessern der Festungswerke holen wollte, schien es bald rathsamer sie anderwärts von einer leichter zu bewältigenden Form und Größe aufzusuchen, als sie hier aus diesem künstlichen Felsen, — fester und verschlossener als ein natürlicher Felsen — herauszubrechen.

Endlich traten wir aus diesen alten Tempeln auch wieder einmal heraus in den ewig neuen, frischen Tempel der Natur. Hohe Kastanienbäume, und der schattige Lorbeerbaum, stunden in voller, duftender Blüthe, aus dem Gemäuer und Felsenwänden drängten sich lasurblaue Schwertlilien, eine an der andern hervor, und neben ihnen die himmelblauen Blumen des großen Immergrüns (Vinca major). In den Blüthen des Kirsch-Lorbeerbaumes wiegten sich Bienen (saugend da den Saft, der ihnen allein nicht schadet) tiefer in den Traum ihres wundervollen, geheimnißreichen Lebens hinein, oder gingen, wie Gedanken eines Forschers, von einem Baum zum andern aus und ein; aus der Luft fiel ein schöner Schmetterling, von einem Vogel gejagt, auf die Hand herunter.

In den Gängen des Parkes und auf seinen steinernen Bänken, dann in den schattigen Lauben eines nahe am Eingang zum Park gelegenen Kaffee- oder Weinhauses, weilten wir noch einige Zeit. Es war überall still, und doch war es dem inwendigen Ohre immer als vernehme es aus der tief blauen Luft und aus den blühenden Lorbeerbäumen, den Ton der Freude und das Jauchzen des aufkeimenden Lebens.

Herr Heimpel Boissier auf dessen Bekanntschaft ich mich, und zwar wie sich später zeigte, mit vollem Rechte innig gefreut hatte, war auf seinem Landgute; wir fan-

den

den ihn erst auf unserem Rückwege, als wir wieder durch Nismes nach Marseille reisten. Bei einem deutschen Wirthe, wo wir heute speisten, machten wir schon am Mittag, noch mehr aber am Abend Bekanntschaft mit vielen deutsch redenden Männern. Die Meisten unter ihnen waren Soldaten unter den Schweizer-Regimentern, welche hier in Garnison stehen, aus der deutschen Schweiz gebürtig; mehrere jedoch auch, die wir am Abend sahen, Bürger aus Nismes aus der handelnden und arbeitenden Klasse, welche der eine aus diesem der andere aus jenem Theil von Deutschland, in der Zeit ihrer wanderlustigen Jugend hieher gerathen und dann auch da geblieben waren. Die Söhne dieser deutschen Väter, von französischen Müttern gebohren, verstunden, wie ich dies am andern Tage in dem einen Haushalt gefunden, nur wenige Worte Deutsch und unsere eingewanderten Landsleute sind demnach in ihrem eigenem Hause wie im fremden Lande. Da treibt sie denn das gar sehr mit der Menschennatur verwachsene Bedürfniß, die liebe Muttersprache zu hören und zu reden, wenigstens von Zeit zu Zeit an einen gemeinschaftlichen Versammlungsort der Deutschen.

Am Nachmittag sahen wir denn auch noch das alte römische Thor, das von 1194 bis 1791, mithin sechs Jahrhunderte lang, unter einem Aufschutt an der alten Stadtmauer verborgen gelegen war, und welches seiner alten, nur noch an den Rinnen, in denen einst die Buchstaben gewesen, erkennbaren Inschrift nach von August, im 15ten Jahr vor unserer Zeitrechnung erbaut war. Es hat zwei innere, zwölf Fuß weite, und zwei äussere, nur halb so weite Eingänge, und die Säulen und Pila-

ster sind von korinthischer Ordnung. Auch in der übrigen Stadt sind noch manche Reste aus der Zeit der Römer zerstreut: Gemäuer und Trümmer alter Bildhauerarbeiten, antike Brunnen, halb erhobene Arbeiten an den Häusern, und Spuren von Inschriften.

Die eigentliche, innere Stadt hat enge, zum Theil schmutzige Gassen, deren alte, hohe Häuser übrigens in den heißen Stunden des Nachmittags einen sehr erwünschten Schatten gaben. Da wurden denn Kaufmannsläden besucht, Shawls besehen und auch Einiges eingekauft; jedoch nicht so wohlfeil als wir es in einem Lande der Seide und Seidenwaaren vermuthet hatten und auch später in Livorno wirklich fanden. Am liebsten verweilten wir in der großen breiten Straße, welche von der Esplanade und dem Amphitheater an, am Maison quarree vorüber führt. Da stehen die schönsten Häuser, unter denen sich namentlich das Theater auszeichnet, selbst die vielen Kaffeehäuser da bringen Leben und Bewegung des Volkes herein, und die sehr wohl versorgten Buch- und Kunsthandlungen gewähren eine augenblickliche Beschäftigung und Unterhaltung.

Auch die Bibliothek mit dem Antiquitäten- und Naturalien-Cabinet, ist einer aufmerksamen Beachtung werth. Ich sahe zwar diese Schätze erst auf der Rückreise von Montpellier, ihre Erwähnung wird jedoch hier am schicklichsten eine Stelle finden. Der gelehrte Seguier, der Freund und Lebensgenosse des berühmten Maffei in Verona, war in Nismes gebohren und erzogen worden, und hat hier auch, besonders nach dem Tode seines Freundes Maffei, seine späteren Lebens-

jahre zugebracht. Das Glück eines solchen Geburts- und Wohnortes hat wohl niemand besser zu schätzen und zu benutzen gewußt, als Seguier, wie dies jene Sammlungen zeigen, welche großentheils von ihm zusammengebracht sind. Er hatte, zum Alterthumsforscher gebohren, schon als Knabe angefangen alte Münzen und Antiquitäten, von jeder für ihn erreichbaren Art zu sammeln, und sobald er zum freien Besitz seines väterlichen Vermögens gekommen, wendete er dieses zum großen Theil an, um, in einer Zeit, wo dieses noch viel leichter war, und wo nur selten ein Nebenbuhler von gleicher Neigung seinen Wünschen in den Weg getreten, Alles an sich zu kaufen, was von Alterthümern bei einzelnen Privatleuten zerstreut lag, oder gerade in jener Zeit aufgefunden wurde. Seguiers Eifer und Freigebigkeit regte damals alle Garten-Besitzer und Weingärtner, Tagelöhner und Maurer auf, daß sie jeden, vorhin vielleicht oft schon mit der Hacke oder Schaufel berührten, aber nicht weiter beachteten Stein hervorhoben und genauer betrachteten, und so wurde zu jener Zeit in zehn Jahren mehr aufgefunden, als vorher kaum in mehreren Menschenaltern. In Verona, in Maffeis Umgang, bildete sich dann Seguier noch vielseitiger aus, und dort legte er ganz besonders den Grund zu seiner reichen Naturaliensammlung. Als er dann in den lezten Jahren seines Lebens in seiner Vaterstadt mit allen seinen Schätzen das schöne Haus bewohnte, dem man es jezt noch ansieht, daß hier ein Freund der alten Kunst gelebt habe, schien ihm der Gedanke unerträglich, daß die großentheils in Nismes gesammelten Alterthümer in ein fremdes Land gerathen sollten; er schlug daher die ihm von Rußland gemachten Anerbietungen zum Verkauf sei-

ner Sammlung aus, und schenkte diese, seiner Augen Freude und Lust, seiner Vaterstadt.

Die Bibliothek, welche wenigstens zum großen Theil Seguiers Eigenthum war, zeichnet sich weniger durch Zahl der Bände (deren jedoch gegen 30,000) als durch Gehalt aus; es sind da Werke, davon jedes einzelne eine Bibliothek zieren könnte, und von allen bis an die lezte Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Italien, Frankreich und England erschienenen Pracht- und Kupferwerken werden wohl wenige bedeutendere fehlen. Der Naturforscher wird sich übrigens hier eben so reich befriedigt sehen, als der Freund der Geschichte und der Alterthümer; der leztere jedoch am meisten. Unter den Alterthümern zeichnen sich einige bronzene Gefäße von besonderer Schönheit, und einige treffliche Statuen und Statuenfragmente aus; die Sammlung von geschnittenen Steinen, so wie jene von Münzen, enthalten große Kostbarkeiten an Kunstwerth und Seltenheit. Das Naturalienkabinet ist für mich am anziehendsten gewesen. In der schönen Conchyliensammlung sahe ich einige Arten, welche ich bisher blos aus Abbildungen und Beschreibungen gekannt hatte; unter den Mineralien fielen mir die auserlesenen Cölestine aus Sicilien auf, die prächtigsten, welche ich auch bis damals gesehen, und mehrere ausgezeichnet schöne metallische Fossilien. Die organischen Ueberreste, besonders die Ichthyolithen aus der Gegend von Verona, sind fast durchgängig so deutliche schöne Stücke, daß man auch hieran sieht, daß sie ein Mann zusammenbrachte, welcher überall verstanden, was und wie man sammeln solle.

Leider haben wir versäumt und vergessen, die Bu-

chetsche Sammlung von römischen (auch ägyptischen, persischen) Alterthümern, so wie von Gemählden, Wachsfiguren und anderen Kunstsachen der späteren Zeit zu besehen. Ueberhaupt aber hat das schöne Languedoc, und namentlich die liebliche, reiche Umgegend von Nismes in der schönsten Zeit des Frühlings für jemand, der gern in der Natur lebt, einen so unwiderstehlichen Reiz, daß man gar zu leicht aus den Häusern hinaus, erst auf die Esplanade oder in den Park, und dann weiter in's Freie gelockt wird.

Nismes ist ja seit Jahrhunderten eine rechte Stadt der Gärten und Gartenfreunde, deren mannichfache Sämereien in alle Länder von Europa bis hinauf nach Rußland und Schweden versendet werden. War doch auch ein Wohlthäter für sein ganzes Vaterland, Traukat, welcher die Zucht der Maulbeerbäume, und mit ihr der Seidenwürmer in Südfrankreich eingeführt, ein Gärtner von Nismes; jener Traukat, durch dessen Eifer und Thätigkeit in Zeit von 42 Jahren (von 1562 an) vier Millionen Maulbeerbäume in Languedoc und in der Provence, denen vorhin dieser Baum fremd gewesen, angepflanzt und einheimisch gemacht worden, welche Zahl sich bald so vermehrte, daß Frankreich nicht blos alle Seide, deren seine Fabriken bedurften, selber bauen, sondern auch noch welche in's Ausland verkaufen können. Auch Nicot, welcher den Tabak nach Frankreich gebracht, und von welchem dieses Gewächs seinen wissenschaftlichen Namen Nicotiana empfangen, war aus Nismes gebürtig. Gärtnerei und Botanik sind noch überdieß aus einem andern Grunde Eigenthum und Erbrecht eines Theiles der Bewohner dieser Stadt, da von

hier aus ein sehr bedeutender Handel mit Apothekergewächsen und Gewürzkräutern getrieben wird, welche zum Theil in Gärten gezogen und zum Theil wildwachsend auf den benachbarten Bergen gefunden werden. Selbst die Blätter des Gerber-Sumachs sind hier ein nicht unbedeutender Handelsartikel, und von spanischem Pfeffer baut man um Nismes jährlich gegen sechshundert Centner. Dennoch hat diese schöne Gartenstadt mit einem viel ungünstigeren Clima zu kämpfen, als z. B. das Thal von Vaucluse. Denn in Nismes sinkt die Temperatur im Winter öfters mehrere Grade unter dem Gefrierpunct hinab, und tödtete nicht selten den größten Theil der Oelbaumpflanzungen. Zugleich sind auch die Stürme hier fast eben so häufig und verheerend, als in der Gegend von Avignon. Dennoch, wie gesagt, lebt ein großer Theil der Bewohner von Nismes von Gärtnerei und Pflanzensammlen. — Und dies sind mir noch die glücklichsten Bewohner der Stadt, welche einen Zweig des Handels und Gewerbes treiben, der sie schon durch sich selber öfters in's Freie hinausführt; die armen Seidenweber aber und Spinner und Seidenwinder, Strumpffabrikanten, Bandmacher und Färber, deren Zahl in dem betriebsamen Nismes sehr groß ist, mußte ich, nachdem ich einige deutsche Landsleute unter ihnen näher kennen gelernt, fast bedauern. Denn von den zwölf Millionen Livres, welche die Fabrikherren und Kaufleute alljährlich aus den hier gefertigten Seidenzeugen lösen, kommt eben gar zu wenig an die gemeinen Fabrikarbeiter selber. Sie aber waren fröhlich und zufrieden dabei, und ich freute mich in ihre Seele hinein, daß dort die armen Leute für wenige Kreuzer sich täglich mit einem Wein erquicken können und mit einem Weißbrod, welche

unsern armen, eben so fleißigen Fabrikarbeitern der Gebirge, wenn sie nur zuweilen das Wenige hätten, was diese da beim Nachhausegehen übrig lassen, ein rechter Festtagsgenuß und Arznei seyn würden. Da ist überall Oehl und Most und Kornes die Fülle, und bei dem deutschen Wirth, bei welchem wir unsere Landsleute gefunden, tranken wir einen sehr edlen Wein, die Bouteille für fünf Sous. Derselbe hatte aber viel wohlfeilere Sorten, welche man in Deutschland sehr gut finden würde.

Eines aber freute mich dort unter den Deutschen mehr als Alles: das war die Liebe und Einigkeit der verschiedenen Confessionsverwandten unter einander. Hierin hat denn doch der deutsche Charakter und Landsmannschaftssinn etwas ganz Besonders. Ich hatte so viel von den immer fortdauernden Reibungen und Kämpfen der Katholiken und Protestanten in Nismes gehört; hier aber unter den deutschen Landsleuten waren Katholiken und Protestanten beisammen, mit einer Liebe, welche von keinem solchen Unterschiede weiß. Wenn zuweilen der französisch-katholische Pöbel noch in lezter Zeit auf alte Weise die arme, so lange zertretene Heerde der Protestanten wiederum zertreten und schlachten wollte, haben sich die Schweizer, von denen die Regierung, in der Absicht diesem Unwesen zu wehren, einige Regimenter hieher verlegt hat, jederzeit, sowohl die zahlreichen Katholiken unter ihnen als die Protestanten, der armen, bedrückten Partei angenommen.

Es steht also dort, was die Sicherheit des Lebens, der Freiheit, der Güter betrifft, freilich ganz anders mit unsern Glaubensgenossen, als noch vor wenig Menschen-

altern. Noch im Jahr 1703, am Palmsonntag, wurden einige Hundert in einer Mühle zum Gottesdienst und zur Feier des Abendmahles versammelte Protestanten, in dem von Dragonern umringten, und von ihnen angezündeten Gebäude, lebendig verbrannt *); noch vor etlichen Menschenaltern war hier das Amt eines evangelischen Predigers mit beständiger Todesgefahr verbunden. Damals sind auch ganze Schaaren, still, geduldig, freudig zum Tode gegangen, oder haben sich den Raub der Freiheit (denn in einigen Gegenden von Frankreich war schon der Besuch eines Gottesdienstes der Reformirten ein Verbrechen, das mit lebenslänglicher Galeerenstrafe belegt wurde), den Raub der Güter und das Ausstoßen aus der Heimath gerne gefallen lassen, nur um das zu retten, was ihnen theurer als das Leben gewesen: ein unbeflecktes Gewissen.

Es leben in Nismes noch jezt viele Protestanten, welche damals den gemeinsamen Gottesdienst, — der nicht in Häusern gehalten werden durfte, — in der Wüste, in einem Steinbruche, oder in einer Felsenkluft mitgefeiert haben. Eine Feier, bei welcher die, welche so zur Stadt hinausgehend „Seine Schmach getragen“ einen ganz besonderen Segen des Ernstes zu allem Guten, der Liebe zu Gott und dem Nächsten empfangen haben; einer Liebe, welche sie fähig gemacht, bei jeder ihrer Versammlungen für ihre Verfolger zu beten. Selbst die Christen von andern Confessionen sahen mit Rührung jene 12—15000 Geächteten an hohen Festen hin-

*) Man vergl. Chr. Fr. Mylius Reise durch das südl. Frankreich. 2ten Bandes 2te Abtheilung, S. 84.

ausströmen in das Gebirge, alle mit tiefem Ernst und rechter Andacht. Beaumont war einst Zeuge dieser Andacht, und die damals zugleich mit ihm beim Gottesdienst im Steinbruche anwesende herzog.iche Familie von Braunschweig bekannte, kaum je bei einer öffentlichen Gottesverehrung so gerührt gewesen zu seyn, als bei dieser.

Es hat aber auch seinen guten Grund, weshalb dies so war. Ein Prediger, welcher nicht um Vortheil und Gewinnes willen, sondern mit dem Bewußtseyn sein Amt versieht, daß heute oder morgen, um dieses Amtes willen, der Tod eines Missethäters auf ihn warte, ein Zuhörer, welcher es weiß, daß sein Sehnen nach dem Worte ihm Leben und Freiheit des Leibes und Güter kosten könne; die müssen wahrlich von einer mehr als menschlichen — von göttlicher Kraft — getrieben seyn, von einer Liebe, welche mächtiger ist, als das arme Leben und als der Tod.

Wie habe ich mich noch jezt an dem brennenden Eifer, an der Liebe dieser Leute und ihres jungen Predigers erfreut, und gewünscht, daß doch ein Saamenkörnlein solchen christlichen Ernstes in so manche Gegend herübergeweht werden könnte, welche in geistiger Hinsicht fast nichts aufzuweisen hat, als todte Gebeine.

Jezt, wie schon erwähnt, hat man den Protestanten auch die Rechte eingeräumt, welche die Juden schon längst vor ihnen, selbst in Avignon genossen, die Rechte: Menschen zu seyn, deren höchstes Eigenthum vor dem Thier voraus, freie Aeußerung der inneren Ueberzeugung ist. Sie haben ihre eigene Kirche, ihre eigenen, öffent-

lich anerkannten Prediger, und unter ihnen ist der größte Theil der gebildetsten, ernstesten, edelsten Einwohner der Stadt.

Aber auch die andern Confessionsverwandten hatten und haben in Nismes hohe, edle Namen aufzuweisen. Hier lebte der milde, treffliche Prälat Flechier, welcher mitten in den Zeiten der ärgsten Verfolgungen, im Jahre der Theurung 1709, die protestantischen Mitbürger eben sowohl, als die katholischen, durch Aufopferung der eigenen Güter, vom Hungertode gerettet. Hier wurde geboren und lebte den schöneren Theil seines Lebens der Schriftsteller Florian und der berühmte Kanzelredner Saurin.

Wenn daher auch Nismes nicht mehr so, wie in jenen Zeiten, da es das reiche, mit zehn Thoren versehene, prächtige Nemausium der Alten gewesen, in welches die Römer ein Abbild ihrer städtischen Verfassung und Herrlichkeit übergetragen; nicht mehr, wie damals, wo Agrippa hier verweilt, und wo August es mit seinen prächtigen Mauern geziert, oder wo der erlauchte Antonin da geboren worden, „ein Lustgehege der Götter“ genannt werden kann; so ist es dafür ein Garten Gottes in mehr als einem Sinne; ein Garten, in welchem gar manches Gewächs, Blüthen und Früchte, für die Ewigkeit getragen hat und noch trägt.

Donnerstag den 6. April, nachdem wir uns am Morgen noch einmal auf der Esplanade und bei dem Amphitheater herumgetrieben und an der Aussicht und Ansicht erfreut, auch das andere, zum Theil noch stehende alte römische Thor, Port de France genannt, noch

etwas genauer besehen hatten, sezten wir uns auf ein sehr einfaches Postfuhrwerk, der Courier genannt, welches eine freiere, luftigere Aussicht in den Frühling und in die liebliche Umgegend gewährt, als die Diligence, und überdies für heute auch die einzige Gelegenheit war, welche noch bei Tage nach Montpellier abging.

Wir hatten nicht Ursache unsere Wahl zu bereuen; denn da vornen auf dem Vordersitze wurde dieser ganze Vormittag zu einem Fest im Freien, zu einer Frühlingsfeier in Languedoc. Der Maulbeerbaum trieb schon die ersten Blätter, Pflanzungen von Oehlbäumen zogen sich in die Schluchten der Hügel hinein; der Morgenwind, der aus den köstlichen Rebenpflanzungen herkam, die da ohne sorgfältige Wartung und Düngung den edelsten Wein tragen, brachte balsamische Gerüche mit, und selbst aus den Kalksteinen am Wege schauten gewürzhafte Kräuter, besonders der blühende Lavendel, hervor. Nach Süden und Südwest hin zieht sich die lange, wellenförmige Ebene gegen das Meer hinunter, über die Kalkhügel gegen Norden zeigten sich an einigen Puncten die beschneiten Gipfel der Cevennen. Wir waren sehr bald bei dem Städtlein Lunel, dessen berühmten, köstlichen Wein wir, dem Rath des Postillons, der ein Weinkenner gewesen, folgend, schon in einem Wirthshaus vor Lunel versucht hatten. In dem Städtlein selber konnte der Courier so wenig verweilen, daß wir nur einen flüchtigen Blick auf den wichtigen, bis zum Meere bei Cette führenden Canal und auf die Kirche der Stadt richten, und auf einem von Südfrüchten duftenden Platze Orangen aus Mayorka einkaufen konnten: die süßesten und besten, welche wir bis dahin jemals gekostet hatten. Im

ganzen Städtlein, besonders aber am Canal, scheint reges Leben und Verkehr.

Kommt man ja auch hier einem alten Hauptpunct des europäischen Groß- und Welthandels immer näher, welcher noch vor einigen Jahrhunderten fast ausschließend im Besitz des Verkehrs mit der Levante gewesen, und in welchem noch jezt die alte, großartige Thätigkeit nicht erloschen ist. Da treibt jeder Ort, jedes Dorf einen eigenthümlichen, zum Theil ausschließenden Handel, oftmals mit den seltsamsten Kleinigkeiten, deren Ertrag dennoch die Bewohner ernährt, und in ihrem Maaße wohlhabend macht. So ist, etwa eine Stunde von Lünel nordwärts, das Dorf Grand Gamargue an einem Hügel gelegen, das seit Jahrhunderten fast für ganz Europa den Lackmus aus der Lackmuspflanze (Croton tinctorium) geliefert. Ein ganzes Dorf: Männer und Frauen und Kinder, bis auf wenige Leute, welche indeß das Haus behüten, zieht da am 25. Juli des Morgens, nach angehörter Messe, auf eine botanische Wanderung, einzig in ihrer Art, aus. Bald vor dem Orte zerstreuen sich die Haufen familienweise: die einen nördlich in die Cevennen, andere in die Kalkberge des niedern oder südwestlichen Languedocs, noch andere sogar in die Bergzüge der Provence. Denn der Umkreis, welchen jenes botanische Volk durchwandert, dehnt sich zum Theil bis 15 Stunden weit vom Dorfe aus. Kein Haufen, keine Familie verräth den anderen, wo sie ihre Hauptärnte halten werde. Denn die Felsen und Schluchten, wo die Väter die Lackmuspflanze in Menge gefunden, werden den Kindern als ein geheimer Familienschatz gezeigt und beschrieben, und diese überliefern das jährlich neue Zin-

sen tragende Erbtheil eben so wieder an ihre Kinder. In wenig Tagen ist die Excursion geendet. Denn die Pflanzen müssen noch frisch zur Stelle, wenn der Saft, den man aus ihnen, nachdem man sie in eine Art von Oehlmühle zum Brei zerstampft hat, herauspreßt, noch seine ganze schöne, olivengrüne Farbe haben soll, die man dann reinen Leinwandlappen durch mehrmaliges Hineintauchen mittheilt. Das Grün wird durch das flüchtige Laugensalz, welches aus Maulthiermist oder aus Gefäßen mit faulendem Urin, mit ätzenden Kalk vermischt, über welche man die gefärbten Lappen breitet, aufsteigt, in jenes bekannte Lackmusblau verwandelt, welches, ehe man in dem Rochellemoos (Lichen Roccella und L. Parella) hierfür eine reichere und noch harmlosere *) Farbenquelle gefunden, in ganz Europa als Maurelleblau verbreitet gewesen, und noch jezt unter die nothwendigen Dinge jedes wohleingerichteteten chemischen und physikalischen Haushaltes gehört. Man baut übrigens auch jene Pflanzen in einigen Gegenden von Südfrankreich auf Feldern.

Da ist man denn gegen Mittag schon vor Montpellier, dessen Nähe einzelne prächtige Landhäuser, von hohen Cypressen umgeben, ankündigen, und dessen Häusermassen und Thürme sich auf dem Sattel eines Hügels mächtig hervorheben. Es war mir — der selber eine Art von Naturforscher und Arzt — da ich diese Stadt

*) Der aus Croton tinctorium bereitete Lackmus hat eine verborgene aber heftige Schärfe in sich, welche, wenn man ihn kaut, starkes Brennen im Mund und Hals erregt. Der frische Saft der Pflanze vertilgt Warzen.

jezt ganz nahe vor mir sah, so zu Muthe, als wenn ich mich einem alten, weltberühmten Vater und Meister der Wissenschaft näherte, des eisgraues Haupt ein wohlverdienter Lorbeer umflicht: es war mir, als müßte ich die Reisemütze abnehmen, und den alten, ehrenwerthen Herrn da grüßen.

Montpellier, die alt- und hochberühmte Mutter- und Residenzstadt der Arzneikunde und Naturwissenschaft, eine Reihe von Menschenaltern hindurch; vormals die Pflegerin aller Wissenschaften, der ersehnte Zufluchtsort der Kranken aus allen Ländern von Europa; die Schule, in welcher Petrark gebildet worden und Peireskius, und eine Schaar, besonders von großen, oder doch glücklichen Aerzten, welche niemand zählen kann. Es war mir so ganz besonders wohl, da ich in die alte Stadt kam, als sollte ich, nach Seite 2, den alten reichen Vetter besuchen, der den Kronenthaler herschenkt.

Wir waren von Nismes aus an einen Wirth addressirt, dessen Name jedoch von einem Deutschen so ganz besonders geschrieben worden, daß ihn niemand recht lesen, noch aussprechen können. Der Postmeister wenigstens konnte es nicht. Ein Pauvre, dessen Kleidung auf eine Weise zerrissen gewesen, daß man ihn nicht honteux nennen können, der an der Thür der Remise stund, und in etwas an den Hausknecht empfohlen zu seyn schien, wollte jenen fast unausgesprochenen und unaussprechlichen Wirth sehr genau kennen, und erbot sich uns hinzuführen, und dann auch das Gepäck nachzuliefern. Wir gingen mit ihm, und nachdem er uns erst lange Zeit geradeaus, südwestwärts hinuntergeführt,

wendete er auf den Rath einer alten Frau, welche er gefragt, links nach Südost um, und ließ uns da in der größten Mittagshitze manches Gäßlein der Stadt und Vorstadt sehen, das wir ohne ihn schwerlich gesehen hätten. Nach einiger Zeit ist er jedoch bei dem Hause, wie es schien, eines Schönfärbers, der mit ihm und uns gesprochen, wieder anderen Sinnes geworden und hat uns wieder, ohne weiteren Unfall, sehr weit nordwestlich hinaufgeführt, bis wir endlich zu der Wasserleitung gekommen, die wir schon auf der ersten geradeaus Wanderung ganz nahe gesehen. Jezt waren wir außen vor der Stadt: rechts die Wiesen, links die Gärten, und wunderten uns sehr daß der Wirth so weit außen wohne. Aber der feine Kopf von Führer wollte uns, wie es schien, nur zu einem Deutschen bringen, gegen welchen wir uns etwa besser expliciren könnten als gegen ihn. Unglücklicherweise war jedoch der Mann nicht zu Hause, und die Frau verstund eben so wenig Deutsch als der Pauvre deshonteux. Es wurde demnach von ihm und uns beschlossen, wieder nach der Stadt umzukehren, und da wir hierzu, die Stadt vor uns sehend, seiner Führung weiter nicht bedurften, bezahlten wir ihm was vorher ausbedungen war. Er aber sahe das Geld an und sagte gleichsam verwundert und zugleich etwas trotzig, wie wir ihm denn so wenig anbieten könnten, da der Weg so gar weit und beschwerlich gewesen. Da riß zum erstenmal auf der Reise die Geduld gänzlich, und man wollte den Pauvre deshonteux prügeln. Er aber wollte nicht, sondern entwich zwischen die Gartenmauern.

Man ging nun wieder in die Stadt hinein und zu dem Hause hin, wo der Courier gehalten, um zu sagen,

daß man unsere Sachen nicht an den Pauvre sans honte abgeben, sondern an uns senden möchte, wenn wir erst ein Logis gefunden. Und dieses war bald gefunden, und zwar ein so schön gelegenes, in jeder Hinsicht bequemes und angenehmes, als wir es uns nur wünschen können. Ein Weinschenke, außen an der Esplanade, nahm uns auf, und räumte uns beiden ein Zimmer ein, aus dessen Fenster wir die Aussicht nach dem Meere hatten, das wie ein blauer Strich die Ebene begränzte.

Wir hatten aber bald diese Aussicht noch viel herrlicher auf dem Peyrou Platze, nach welchem unser erster Ausgang hin gerichtet gewesen. Hier konnte man doch auch einmal mit Recht sagen, daß einem die Welt etwas spanisch vorgekommen. Nicht blos wegen des Bodens, auf welchem man gestanden, welcher einst — die Stadt und ihre ganze Umgegend — ein Theil des Königreiches Arragonien gewesen, sondern weil man da zum erstenmal in seinem Leben die beschneiten Gipfel der Pyrenäen aus dem heiteren Himmelsblau über die niederen, näheren Gebirgsketten herausragen gesehen. Wir hatten aber auch gerade heute einen Frühlingsabend getroffen, so heiter und klar, wie selbst in Montpellier die Abende nicht immer sind. Nach Süden und Südwest das Mittelmeer, tiefblau, und Schifflein mit weißen Segeln auf ihm; nach Westen die Gebirgsketten, über deren schwarzblaue Wogen die Pyrenäengipfel, auch wie weiße Segel herausragten; nach Norden die Cevennen, vor ihnen aber, wie ein Sarkophag der alten Flötzzeit, der Montloup; von Osten her schaute ein alter freundlicher Bekannter: der Montventoux herein, am Horizont aber weiterhin nach Ost und Nordost, dämmerte es weiß, wie Alpengipfel der Piemontesischen Gebirge.

Die-

Dieser Lustort wäre auch schön durch seine Aussicht allein, ohne alle Verzierung. Indeß hat man es auch hieran ihm nicht fehlen lassen. Die schönen Baumalleen, wo unter den Platanen schon die Roßkastanien in voller Blüthe stunden, der achteckige Wassertempel, außen mit 16, inwendig mit 8 Säulen geziert, und einem Wasserbassin in seinem Innern; die steinerne Wasserleitung, welche mit zwei übereinandergestellten Bogenreihen über die Ebene hinübersetzt, und vom Auge in weite Fernen verfolgt werden kann; das Heer von Lustgärten und prächtigen Gartenhäusern, das sich rings umher an den Hügel hinandrängt, sind schön und anmuthig, und auf den steinernen Bänken, da im Abendroth, ruht es sich gut. Die Wasserleitung ist gewiß eines der bedeutendsten Bauwerke der Art, was die neuere Zeit hervorgebracht. Ihre größte Höhe beträgt etliche sechszig Fuß, erreicht mithin fast die Höhe der untersten Bogenreihe der Gardonbrücke. Freilich aber nicht die anderen gewaltigen Massenverhältnisse jenes untersten Stockwerkes des Pont du Gard. Bei manchen anderen Verzierungen und Nachahmungen der alten römischen Kunst in Montpellier und auch schon in Nismes ist mir Vieles eingefallen, was ich nicht weiter sagen will. Diese neueren Alterthümlichkeiten sollten aber auch nicht so gar nahe an den ächten römischen Alterthümern stehen, denen man es ansieht, daß sie aus einer Kraft und Macht hervorgegangen, welchen eine ganze Welt voll Hilfsmittel zu Gebote gestanden, und welchen diese Art zu bauen so natürlich gewesen, wie dem Vogel das Bauen seiner Nester. Es ist aber auch nicht ein Volk im Nacheifern des Römergeistes und seines Bildens, so glücklich als das andere, wie ich dies in Rom gesehen, wo etliche Künstler, welche

keine Deutsche waren, ein Gemählde von Raphael kopirten. Einige Kunstkenner, welche dabei stunden, behaupteten, Raphael habe schöner gemahlt und ganz anders, als diese da; Andere aber sagten, diese hätten schlechter gemahlt und ganz anders, als Raphael. Ich will nicht entscheiden, welche von beiden Partheien damals Recht gehabt; so viel ist aber gewiß, daß an den Kopien ebenfalls Roth und Blau und Grün gewesen, wie am Original.

Also von dem großen, auffallend gebauten Thor war die Rede, das einen Triumphbogen in antiker Manier darstellen soll, und an welchem Ludwig XIV. sogar als Herkules mit oder ohne Perücke abgebildet gewesen. Auf dem Peyrouplatze selber war auch vor der Revolution die colossale Statue jenes berühmten Königes zu Pferde zu sehen.

Beim Nachhausegehen, in später Dämmerung, hörten wir auch noch auf dem Marktplatze eine Art von Vorlesung über die Arzneikunde und andere nützliche Dinge an, welche sonderbar genug gewesen. Ein Kreis von Menschen hatte sich da gebildet, in der Mitte war ein Tuch zur Erde gebreitet, nach der einen Seite hin stund ein Tisch voll Arzeneimittel in und außer Gläsern. Das Tuch stellte eine Theaterbühne mit sammt ihren Koulissen, Decorationen und Vorhang vor; das Schauspielerpersonal bestund aus einem Manne und seiner Frau. Der Dialog war lebhaft, durchs laute Schreien sowohl der Acteurs, als durch die gewaltsamen Gesticulationen. Es kamen witzige und unwitzige Sachen, welche zum Theil gerade nicht sehr zur Sache gehörten. Vermuthlich sollte jene Bewegung, bei welcher sich das Schauspielerperso-

nal den Rücken zukehrte und nach beiden Enden des Tuches schweigend auseinanderging, jedesmal das Ende einer Scene oder eines Actes bedeuten; die Acteurs kamen indeß immer bald in Frieden, in der Nähe des Tisches, wieder zusammen, und zulezt wurde der an der Arzneikunde ungläubige Mann von seiner gelehrten Frau, welche eine Menge alter Heiden, sogar den Cicero, als Zeugen ihrer Behauptung angerufen, völlig bekehrt, ließ sich, nachdem er ein Sündenbekenntniß aller seiner vielfältigen Krankheiten abgelegt, Arzeneimittel von seiner wunderthätigen Frau eingeben, und wurde sogleich, zum großen Vergnügen der Zuschauer, als ihm die Arzenei kaum die Gurgel befeuchtet, von allen seinen Leiden geheilt. Dieser öffentliche Act endigte damit, daß Viele von dem versammelten Volke ihre vier oder sechs Sous nicht mehr ansahen, sondern sich dafür Päcklein Thee's oder Arznei in Gläsern einkauften. — Nicht weit davon stund ein anderer Kreis von Menschen, in dessen Mitte ein ähnliches Schauspiel, jedoch von einem Entrepreneur von untergeordnetem Range, aufgeführt wurde, denn das gesammte Personal dieses Theaters bestund nur aus einem einzigen, lautschreienden Manne, auch gingen seinem Theater alle die Decorationen, Gardinen und Vorhänge, welche bei der andern Truppe durch das ausgebreitete Tuch dargestellt wurden, ab.

Auf der Esplanade, deren grünende Alleen von allen Seiten durch den Widerglanz der Kronleuchter erhellt waren, welche aus prächtigen Kaffeehäusern und Weinschenken hervorschienen, war noch überall reges Leben. Auch wir mischten uns unter das bunte Gedränge, bis wir uns endlich, ermüdet von dem schönen Früh-

lingstage und seinem mannichfachen Treiben und Genießen, in unser einsames Zimmer zur Ruhe begeben.

Eine Nachtigall schlug da die ganze Nacht in den blühenden Gebüschen vor unserem Fenster. Der Seele aber, gerührt von dem heutigen Anblick des fernen Meeres, war es, als hörte sie in ihre Träume hinein schon das Brausen dieses herrlichen, mächtigen Elementes, und als würde die Stirne gekühlt von einem Wehen aus fernem Osten, jenseit des Meeres.

Wir waren am Morgen sehr frühe, als nur einzelne Maulthiertreiber durch die noch schweigenden Gassen der Stadt zogen, schon auf dem Wege nach dem herrlichen Peyrouplatze. Bald hat die Morgensonne die Zinnen des ewigen Schnees der Pyrenäen- und Cevennengipfel betreten, und den Schleier der Dämmerung aus den Thälern und Auen hinweggenommen. Die Natur sahe aus wie das Angesicht eines Forschers der innern Tiefe, welcher, die Thräne der Rührung sich vom Auge wischend, eben von seinem einsamen Gebet aufsteht; der Morgenthau schwebte in leichten Wolkenstreifen über die Ebene hin, aus welcher jezt grünende Hügel und Auen und Gärten deutlicher und deutlicher hervorblickten.

Unser erster Gang, sobald in den benachbarten Gärten die Bewohner und Arbeiter wach zu seyn schienen, war in den botanischen Garten. Dieser ist nicht blos der älteste in ganz Frankreich, sondern man kann wohl sagen: weltberühmter, als irgend einer in Europa. Ehe noch Paris und London, ehe noch Wien eigentliche botanische Gärten hatten, dachte ein Meister und Vater

der damaligen Arzneikunde, zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, Richer von Belleval, daran, seiner Vaterstadt einen eigentlichen, wissenschaftlich eingerichteten Gewächsgarten zu geben. Jener alte Fürst der Heilkunde war damals Professor der Anatomie und Botanik. Der Fond, welchen man ihm zur Ausführung seines wohlthätigen Planes bewilligte, war so wenig ausreichend, daß Belleval von seinem eigenen ansehnlichen Vermögen noch mehr als 100,000 Livres hinzuthat. So entstund jener Garten, damals der vollständigste seiner Art, im Jahr 1598. Mehreremale sahe sein berühmter Begründer diese schöne Anlage bei den damaligen kriegerischen Unruhen verwüsten und von Grund aus zerstören. Unermüdet aber, wie eine Ameise, welcher ein vorübergehendes Lastthier den Bau zertreten, stellte er jedesmal seinen lieben Garten von neuem her. Belleval's Nachkommen haben noch jezt die von ihrem Anherrn ausgelegte Summe von der Regierung zu fordern, machen sich jedoch wohl schwerlich Hoffnung, sie jemals zu erhalten.

Die eine Abtheilung des Gartens voller Baumanlagen und schattiger Gänge, welche zugleich einen sehr lieblichen Spaziergang gewähren, ist den ganzen Tag für jedermann offen. Man sieht da vorzüglich Pflanzungen und Schulen von Obstbäumen und andern nützlichen baum- und strauchartigen Gewächsen. In der Nähe des Gärtnerhauses sahen wir die ersten Dattelpalmen, so wie die Zwergpalme (Chamaerops humilis) im Freien stehend. Zahlreiche Arten von Rosen schmückten die Hecken; in einem eigenen Quartier des Gartens zeigten sich, sorgfältig gepflanzte, vielfältige Arten von

Wein. Es blühte bereits Paeonia tenuifolia und mehrere Mai- und Juny-Blumen unserer deutschen Gärten. In der andern Abtheilung des botanischen Gartens, welche zum allgemeineren Unterricht in der Gewächskunde dient, fanden wir allerdings, selbst im Freien stehend, einen Reichthum an Arten, welcher nur bei gleichen Mitteln und gleichem Umfange der Gewächshäuser, in einem Klima wie Montpellier erreicht werden kann; in einem Klima, wo der ganze Garten die Stelle unserer Gewächshäuser vertritt. Besonders an Liliengewächsen war dieser Garten überaus reich. Noch nie hatten wir so viele Arten von der Gattung Ixia beisammengesehen; Strelitzia regina stund in voller Blüthe; in kräftigen Stämmen und mit vollblühenden, zum Theil in Früchten stehenden Exemplaren sahe man da die Paradiesfeige (Musa paradisiaca); hochstämmige Papyrusstauden (Cyperus Papyrus); mehrere Arten von Epidendron, den Pandanus odoratissimus u. s. w.

Die Gewächse des Gartens sind nach den natürlichen Familien geordnet; der Name jedesmal sauber und leserlich beigeschrieben; die Beete mit Bretern eingefaßt. Für die Wasserpflanzen sind theils einige Wasserbehältnisse angelegt, theils stehen dieselben in mit Wasser gefüllten Scherben. Der Garten hat im Ganzen, in einer kesselförmigen Vertiefung angelegt und von hohen Mauern und Bäumen eingefaßt, eine sehr geschüzte Lage, und dieses thut selbst im Klima von Montpellier Noth; dessen Winter nicht immer ohne tückige Kälte, und dessen einzelne Monate fast sämmtlich heftigen Stürmen ausgesezt sind. Freilich währt hier das lieblichste Herbstwetter bis gegen den December, und auch in der bis zum Fe-

bruar dauernden kälteren Jahreszeit sind eigentlich nur die Nächte kalt; während am Tage öfters die milde Maiwärme unseres Vaterlandes herrscht.

Um nur noch einige Worte über das Klima von Languedoc und namentlich von Montpellier im Vergleich mit dem von Nizza hinzuzufügen, in welchem wir so glücklich gewesen fast zwei Monate zu verweilen; so darf man nur die Vegetation beider Orte betrachten, um zu erkennen, daß die mittlere Temperatur von Nizza und die Heiterkeit seines Himmels eine höhere sey, als die von Montpellier. Um Nizza haben wir Oehlbäume von einem Alter und von einer der unserer höchsten Birnbäume gleichenden Größe gesehen, wie uns weder in Languedoc, noch in der Provence, ja selbst nicht in Italien, oberhalb Neapel, vor Augen gekommen. Nicht blos diese, sondern neben ihnen ganze Wäldchen des Johannisbrodbaumes (Ceratonia siliqua), häuserhohe Dattelpalmen, ächte Mimosen, Orangengärten, welche duftenden Wäldern gleichen, bezeugen, daß in diese glückselige Bucht die Winterkälte und verheerende Nachtfröste kaum einmal in etlichen Menschenaltern hineinkommen; während dagegen die Pflanzungen der kleinen Oehlbäume in Languedoc und in der Provence zum großen Theil erst seit den kalten, zerstörenden Wintern der lezten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts neu entstanden, und auch seitdem noch von manchem Wintersturm entvölkert sind.

Der botanische Garten von Montpellier hat für die Freunde der englischen Literatur noch ein ganz besonderes Interesse. Hier soll einer, freilich neuerdings bestrittenen Sage zufolge der Sänger der Nachtgedanken,

Young, für den Leichnam seiner frühe verblühten Tochter, Narcissa, mit Mühe einen Ruheort gefunden haben, welchen ihm der mönchische Fanatismus auf dem Kirchhofe verweigert hatte. Die Protestanten hatten damals in Montpellier keine Ruhestätte für ihre Todten; Millin scheint das zu vergessen, wenn er den armen Young bei dieser Gelegenheit eines starren Eigensinnes beschuldigt. Das vermuthliche Grabmal der schönen Narcissa ist in späterer Zeit ein Behältniß zum Aufbewahren von Gartengeräthschaften und Pflanzenüberresten geworden.

Aus dem botanischen Garten begaben wir uns, noch nüchtern wie wir waren, zur Stadt, um da zu frühstücken. Der bischöfliche Pallast, von uns freilich nur flüchtig gesehen, ist jetzt zu Hörsälen, und überhaupt zum Gebrauch der medizinischen Facultät eingerichtet. Sehenswerth ist der amphitheatralisch gebaute anatomische Hörsaal. Abermals ein Fürst der Heilkunde: La Peyronnie, der berühmte Wundarzt Ludwigs XV. hat diesen Hörsaal seiner Vaterstadt Montpellier geschenkt, indem er ihr und der ebenfalls von ihm begründeten Schule der Wundarzeneikunst zu Paris ein Capital von 500,000 Franken vermachte. In das anatomische Theater von Montpellier kam dann jener berühmte antike Stuhl aus dem Amphitheater zu Nismes, welchen Seguier so gern seiner Vaterstadt wieder erkauft hätte. In diesem Stuhle war denn der Sitz für den Lehrer angebracht. Und allerdings hat es unter den Lehrern jener berühmten Hochschule Namen gegeben, welche die Geschichte länger und treuer aufbewahren wird, als die Namen der vornehmen Römer, welche einst im Amphitheater des alten Nemausium den prächtigen Stuhl behauptet. Hier war auch

der Mantel, in welchem der berühmte Rabelais die Doctorwürde empfangen. Da aber späterhin jeder der zahlreichen jungen Doctoren, welche Montpellier alljährlich creirt, ein Fetzlein, wenigstens von Rabelais Mantel mit sich genommen, ist dieses alte, merkwürdige Kleidungsstück schon längst nicht mehr in seiner ursprünglichen Form vorhanden gewesen. Die öffentliche Bibliothek von Montpellier ist, ich weiß nicht auf welchem Wege, Erbin einer aus zwei und zwanzig Quartbänden bestehenden Sammlung eigenhändiger Briefe der gelehrten und schreibseligen Königin Christina von Schweden geworden.

Das Hospital der Stadt ist zum Gebrauch der klinischen Vorlesungen sehr zweckmäßig und vortheilhaft eingerichtet, obgleich es kaum den achten Theil der Kranken des großen Pflegehauses zu Lyon in sich zu fassen vermag.

An den Kirchen in Montpellier ist wenig zu sehen. Selbst die Cathedrale erhebt sich unter ihres gleichen nicht über das Mittelmäßige. Das beste Gemählde in ihr: Simon der Zauberer, hat Bourdon zum Meister. An einigen andern in den Vorstädten gelegenen Kirchen sind die Façaden nicht unbedeutend. Das Gebäude für die Börse, schon zu seiner Zeit mehr massiv und ehrenfest, als schön und edel angelegt, ist durch die Geschichte seines Erbauers merkwürdiger als durch sich selbst. Einer der reichsten Kaufleute des 15ten Jahrhunderts, Jacques Coeur, welcher dreihundert Factoreien an den Küsten des Mittelmeeres besaß, und mit dessen Reichthümern ganze Flotten zur See gingen, hat es auf seine Kosten der Stadt erbaut. Dieser Mann ist ein Opfer seiner

Großmuth geworden. Er hatte vergessen in welchem Lande er sey, und welchem König er diente, als er Carln VII. von Frankreich 200,000 Thaler geschenkt, womit dieser sich die Normandie unterwürfig gemacht. Der König, gleich jenem Mann in der Fabel, war mit den goldenen Eiern nicht zufrieden; er wollte die Henne selber, die Quelle solcher Reichthümer. Jacques Coeur wurde unter nichtigem Vorwand zu ewigem Gefängniß verurtheilt, seine Güter eingezogen. Der arme Jacques entkam mit Hülfe seiner Freunde aus dem Gefängniß, wurde Admiral einer päpstlichen Flotte, und starb im Jahr 1456 auf Chios.

Ueberhaupt haben die Wohlthäter von Montpellier nicht immer großes Glück gehabt. Einer der Altväter und Fürsten der praktischen Chemie im 14ten Jahrhundert, Arnold Bachuone von Villeneuve, welcher wie man sagt zuerst den Bewohnern von Montpellier die Kunst des Brandweinbrennens und der Bereitung der Parfums gelehrt, und der Stadt hiedurch eine Hauptquelle ihres Wohlstandes gegeben, wurde auch aus Montpellier als der Zauberei verdächtig vertrieben, und endigte, von Ort zu Ort gejagt, zulezt sein Leben als Schiffbrüchiger, auf einer Fahrt von Palermo nach Rom.

Montpellier würde mir unvergeßlich bleiben, schon durch die Bekanntschaften welche ich dort gemacht. Die mit dem trefflichen Lichtenstein, dem Deutschen an Geist und Art, wird mir, so lang ich lebe, eine liebliche Erinnerung bleiben. Dieser merkwürdige Mann hat sich durch einen wohlgeordneten Fleiß und Eifer nicht blos in seinem äußeren Beruf, als Kaufmann, ein ansehnliches Vermögen und in der ganzen Stadt den

Ruhm und die allgemeine Achtung eines verständigen, überall das Gute befördernden Bürgers erworben, sondern zugleich in seinem inneren Beruf die unvergänglichen Güter einer höheren, edleren Bildung des Geistes und Herzens. In seiner Nähe und in seinem Familienkreise war es uns so zu Muthe, als ob uns ein gehaltvoller Auszug aus einem lieben, bedeutungsvollen Buche vorgelegt werde. Denn Lichtenstein und seine nächste Umgebung, zu welcher auch der treffliche Salzmann gehört, erscheint mitten auf französischem Boden, wie ein aus lauter deutschen edlen Pflanzen gesammelter Blumenstrauß. Durch Lichtenstein machten wir auch die Bekanntschaft des geistvollen und berühmten Marcell de Serres, des scharfsinnigen Geognosten und Naturforschers. Seine Sammlung von organischen Ueberresten der Vorwelt, neuerdings durch die Entdeckung einer reichen Zoolithenhöhle bei Lunel sehr vermehrt, ist eine der bedeutendsten, welche ich gesehen. Die Sauberkeit der Exemplare, die treffliche Anordnung, die scharfe Sonderung der Arten muß jeden Kenner und Halbkenner innig erfreuen und befriedigen. Die Verdienste dieses unermüdet thätigen Mannes um die Naturwissenschaft erscheinen um so ruhmvoller, da ihm sein äußerer Beruf als Rechtsgelehrter und öffentlicher Staatsdiener nur einzelne Stunden des Tages und der Nacht für seine Lieblingsneigung übrig läßt. Auch einen Naturalienhändler, Namens Robelin, lernten wir kennen, welcher sich hauptsächlich mit dem Sammlen und Verkauf von Landconchylien, Insecten und Vögeln der hieran so reichen Umgegend von Montpellier beschäftigt. Hier wird öfter der Flamingo in ganzen Zügen gesehen, und sehr schöne Exemplare für wenig Franken gekauft. Auch

die Geier der Mittelmeeresküste, welche zu den Zierden unserer Sammlungen gehören, sind in Montpellier öfters sehr wohlfeilen Kaufes.

Wir betrachteten noch mit großem Interesse das rege Leben und die Gewerbthätigkeit der merkwürdigen Stadt. Zwar ist diese nicht mehr, wie im 12ten und 13ten Jahrhundert, während des damaligen Verfalls von Marseille, ein Hauptpunct des Handels und eine Niederlage der Schätze der Welt zu nennen; aber sie ist noch eine der wohlhabendsten, fleißigsten Städte des südlichen Frankreichs. Der Grünspan von Montpellier, dessen Fabrikation Bernhard von Palissy, einer der berühmtesten Chemiker des 16ten Jahrhunderts, als eines alten Erwerbszweiges seiner Vaterstadt erwähnt, ist noch jezt für einen großen Theil der Frauen des Bürgerstandes die ergiebige Quelle eines Nebenverdienstes. Schon seit Jahrhunderten haben hier alte Mütterchen eine Art von Voltaischen Säulen gebaut, wenn sie in die Töpfe voll gährender Weinhefen die vorher mit Grünspanauflösung bestrichenen Kupferplatten so hineinschichteten, daß immer zwischen zwei Kupferplatten eine Lage von Weintrebern kam. Auch der Weinstein ist ein altes Fabrikat der Stadt, welche überdies auch in der Bereitung des Vitriolöls und andrer chemischen Produkte, am meisten aber durch ihre manchfaltigen wohlriechenden Essenzen sich einen wohlverdienten Ruhm erworben. Das sogenannte türkische Garn durch Grapp roth zu färben, hat Montpellier von Marseille erlernt, treibt dieses Geschäft jedoch seit mehreren Menschenaltern mit großem Vortheil.

Selbst die Aecker und Gärten um Montpellier deu-

ten die eigenthümliche Richtung der Gewerbthätigkeit dieser Stadt an. Da sieht man ganze Felder voll Centifolienrosen, andere voll Heliotropien- oder Tuberosen, und anderer duftender Blumen, zur Bereitung der wohlriechenden Wasser.

Das Leben in Montpellier für gesunde Leute muß überaus leicht und angenehm seyn. Da sind die trefflichsten Lebensmittel in Fülle zu haben; der köstlichste Wein, wohlfeiler, als unsere Landweine in den Gegenden wo sie gebaut werden; Wildpret und die leckersten Erzeugnisse des Meeres, namentlich Austern und Muscheln und Fische, sind dort Erquickung für Alle; dazu der Ueberfluß an den köstlichsten Südfrüchten, womit die Umgegend, so wie die benachbarten Küstengegenden und Inseln den Markt beständig versehen, und an nichts Mangel, als an dem freilich hier leichter zu entbehrenden Holze. Statt des Eichen- und Olivenholzes, welches fast nur die bemittelteren Bewohner zu bezahlen vermögen, bedient sich die ärmere Volksklasse der Abgänge von Weinreben und der torfartigen Kuchen aus Gerberlohe und Olivenhülsen. Auch die Vergnügungen des geselligen Lebens sind in Montpellier leicht und wohlfeil zu haben. Der Besuch des Theaters kostet denen, welche abonnirt sind und selbst eigene Logen gemiethet haben, nur wenige Groschen. Jene, welche den Abonnementspreis für die ersten Plätze bezahlen, jedoch ohne eine eigene Loge zu haben, sich dahin begeben, wo eben noch Raum für sie ist, entrichten für jede Vorstellung nur etwa 5 bis 6 Sous.

Das Volk scheint heiter und gesellig; am Sonntag Nachmittag, welchen wir hier zubrachten, sahen wir die

nehmlichen Leute, an deren munterem Fleiße wir uns an den Wochentagen erfreut hatten, in harmlosem Frohsinne, in den Alleen der Esplanade auf und nieder gehen, oder anderwärts die jungen Männer sich im Kugelspiele üben. Man sagt daß hier im Munde des Volkes, besonders der Frauen und Mädchen noch viele, schöne Volkssagen leben, welche noch jezt die alte Art des an Poesieen so reichen Südlandes verkünden. Die Geschichte der Stadt selbst besteht zum Theil aus einem Gewebe romantischer Begebenheiten, deren manche von einem anmuthig dichtendem Sinne als Ausschmückung der eigentlichen, schlichten Begebenheit hinzugefügt scheinen. Die Entstehung der Stadt aus dem zerstörten Magelone, die rührende Geschichte der armen, von ihrem Gemahl verschmähten, dann aber mit inniger Liebe von neuem angenommenen Marie von Provence, Königin von Arragonien; der Heldensohn, welcher aus dieser wiedererwachten Liebe hervorgegangen, leben in Sagen, welche bis in die späteste Zeit vom Volke, sogar zum Theil in eigenthümlichen mimischen Tänzen, z. B. in jenem des Pferdchens, vorgestellt und für die Erinnerung neu aufgefrischt werden. Die Bewohner dieser gesegneten Gegend sind von Natur nicht zu jenem Uebermaas von Leidenschaftlichkeit geneigt, welche wie es uns geschienen, den Bewohnern der Seeküste um Marseille und Toulon so nahe liegt; an den Volksfesten, welche in Montpellier häufig sind, indem jedes Handwerk, jede Standesart ihr eignes, z. B. das Fest ihres Schutzpatrons feiert, sucht man mehr durch Geschicklichkeit im Tanze, dessen Bewegungen ein blasendes Instrument begleitet, durch Kleider, worinn an diesen Tagen das ärmere Volk die vornehme Welt nachzuäffen pflegt, und durch sinnreich erfundene Abzeichen des

einzelnen Handwerks die Sinnen zu vergnügen, als durch die roheren Vergnügungen des Essens und Trinkens. Die Wissenschaft, wo sie auf rechte Weise getrieben wird, wie dieß in Montpellier Menschenalter hindurch der Fall gewesen, pflegt jeder Zeit in ihrer nächsten Umgebung Milderung und Veredlung der Sitten zu verbreiten, und wie eine wärmende Sonne auch dem vorhin undankbarsten Boden Früchte einer höheren Menschenbildung zu entlocken. Es sind die Künste, so wie die Wissenschaften, ein Werk derselben, unserem Geschlecht seit seinem Beginne zugeordneten, guten Engel „durch deren Geschäft dem Menschen des Gesetz gegeben ist.“

So angenehm es nun auch für gesunde Leute in dem mir so lieb gewordenen Montpellier zu leben seyn mag, so würde ich doch zu einem Aufenthalt für Kranke Nizza unbedingt vorziehen. Freilich zählt der heitere Landstrich von Languedoc, in welchem die erstere Stadt liegt, jährlich im Mittel nur 74 Regentage, während man für Paris 164 rechnet *), aber die fast den größern Theil des Jahres hindurch herrschenden heftigen Winde, so wie der plötzliche Wechsel der Temperatur, sind für Brustkranke schädlich und zum Theil schnell tödtlich.

Hier gedenke ich deiner, du frühe gebrochne Rose, welche fern im Norden aufgeblüht, in dem weitgepriesenen Montpellier leibliche Heilung gesucht, statt dieser aber eine längere — ewige — Heilung, von einem ihr selber dunkel gebliebenen Sehnen gefunden, welches seit Jahren an dem allzuweichen Herzen genagt. Die schö-

*) Nizza hat, wie wir später sehen werden, im Mittel etwa 65 Regentage.

nen Ueberreste schlummern da unter dem Boden der grünenden und blühenden Terrasse des Schlosses, „Chateaubon“ dessen freundlicher Besitzer der einsamen Fremden hier eine Ruhestätte gegönnt. Mir wachten alte, theure Erinnerungen auf. Wie oft war mir früher Montpellier mit diesem seinem Grabe genannt und durch Erzählungen aus lieben Munde so tief bedeutungsvoll geworden. Denn die, welche hier fern von ihrem Vaterlande und ihrer Freundschaft das stille Lager unter den südlichen Cypressen gefunden, war die Gemahlin eines meiner liebsten Jugendfreunde.

Wenn vorhin von der großen Wohlfeilheit in Montpellier die Rede gewesen, so gilt dies nicht von der Küche der Aerzte und Apotheker, welche hier noch mehr als anderwärts die theuerste zu seyn pflegt. Man sagt, daß die Aerzte in Montpellier einem wohlhabend scheinenden Fremden, welchen der alte Ruhm ihrer Kunst in ihre Stadt gelockt, für den ersten Krankenbesuch 25 Louisdor anzurechnen pflegen, für ein bloses Recept, welches ein Commis bei ihnen selber im Hause geholt, ließ sich einer von ihnen 50 Franken bezahlen *).

Dieses ist doch noch mehr, als ein gewisser Arzt in Deutschland, und zwar in Altenburg, im ersten halben Jahre seiner Praxis von einem durchreisenden Capitalisten oder ausländischem Gentleman für ein Recept sich zahlen lassen. Jener Arzt hatte damals überhaupt eine Praxis, welche sehr reich an Zahlen, z. B. der Kranken gewesen, die jedoch sämmtlich nicht ans Zahlen gedacht.

*) Man vergleiche H. Bronn's Briefe aus der Schweiz, Italien und Südfrankreich, gr. 8. Heidelberg 1826. S. 258.

dacht. Denn es waren Leute, die zwar am Freitag und in der Fastenzeit kein Fleisch gegessen, an andern Wochentagen und an Ostern aber auch nicht, sondern meist nur Brod und Kartoffeln, weil ihnen, wie damals ihrem Doktor selber, unter allen übrigen Lebensmitteln, blos die Luft und das Wasser nicht zu theuer gewesen. Da kam Einer, ein ansehnlicher Herr, ein reicher, ein großmüthiger Herr, der sich wahrscheinlich den Magen, weniger durch Fasten als durch Essen, verdorben, auf der Durchreise nach Leipzig zu unsrem Doktor, welcher gar bald merkte wen er da vor sich habe und sich für das Recept, das er dem Fremden verschrieben, sogar drei Groschen wollte bezahlen lassen. Jener aber, der gute Nobile, langte einen Gulden hervor und reichte diesen dem Doctor, nahm auch schlechterdings die dreizehn Groschen nicht an, welche ihm durch den Apotheker wieder herausgegeben werden sollten. Der Doctor, als er den Gulden seiner verwunderten Frau gebracht, welche erst gestern noch als Austrag der bisherigen Praxis zwanzig Thaler in die Apotheke zahlen müssen, sagte dieser: jezt sähe sie selber, daß ein praktischer Arzt reich werden müsse, er möge es anfangen wie er wolle; diesen Gulden habe er eben von einem vornehmen Herrn für ein einziges Recept erhalten. —

Ehe wir da, mit unserer Beschreibung und Schilderung, deren Farben freilich öfters den Ofenherdfarben gleichen, Montpellier verlassen, wird es gut seyn noch einer Geschichte zu erwähnen, welche unter uns Deutschen nur zu bekannt geworden und öfters auf die gute Stadt Montpellier einen gehässigen Schatten geworfen hat, welchen diese doch, der bei weitem größeren Mehr-

zahl ihrer Bewohner nach, niemals, weder jezt noch vormals verdiente.

Es ist allerdings gegründet, daß noch im Jahr 1746 am 1. Februar hier in Montpellier ein edler Geistlicher der Reformirten: Desubac, als Missethäter blos deshalb hingerichtet worden ist, weil es von ihm erwiesen war, daß er evangelischer Prediger gewesen. Das erneuerte Verfolgungsedikt, das während Ludwigs XV. Minderjährigkeit ausgegangen, und in welchem ausdrücklich Todesstrafe auf die Ausübung des Predigtamtes unter den Protestanten gesezt war, wurde damals in solcher Strenge gehandhabt, daß selbst ein protestantischer Arzt: Anton Roux, lebenslänglich zu den Galeeren verdammt wurde, weil er einem Sterbenden Trost aus Gottes Wort zugesprochen hatte *). Stephan Arnaud wurde ebenfalls lebenslänglich auf die Galeeren gesezt, weil er einigen Leuten die Melodie zu einem Psalm gelehret **). Der edle Prediger Ranc, welcher schon als sechs und zwanzig jähriger Jüngling mit brennendem Eifer seinen Glaubensgenossen das Evangelium verkündigt, ward am 16. März 1745 zu Liron bei der Ausübung seines Amtes ergriffen, zu Valence in einen dumpfigen Kerker geworfen und nachdem man vergebens versucht ihn zur Untreue gegen seine innerste Ueberzeugung zu bewegen, oder ihm jene innere, seelige Freudigkeit zu rauben, welche sich selbst auf seinem Angesicht ausgedrückt, zu Die gehangen, hernach sein Haupt auf

*) Fr. Eberh. Rambach, Schicksal der Protestanten in Frankreich. Zweite Auflage, Th. I. S. 323.

**) Ebendas. S. 322.

einen Pfahl gespiest und der Körper, zuerst durch die Stadt geschleift, dann in eine Cloake geworfen, aus welcher ihn jedoch eine gottesfürchtige, katholische Dame hervorholen und anständig begraben lassen *). In demselben Jahr wurde auch Jakob Roger, welcher bereits dreissig Jahre im Amt des Wortes gedient hatte, ergriffen, und am zwei und zwanzigsten Mai zum Tode verurtheilt. Dieser, nachdem er noch vom Hofe des Gefängnisses aus die Glaubensgenossen, welche in einem andern Kerker saßen, zum Treuseyn bis zum Tode ermahnt hatte, ist zu seiner Hinrichtung so fröhlich gegangen, wie einer, der nach mühsamer Pilgerfahrt die langersehnte Heimath schon vor sich liegen sieht **).

Am 11. December jenes Jahres wurde denn auch der etwa sechs oder sieben und zwanzig jährige Desubac nahe bei St. Aggreres in Vivarez ergriffen. Es war dieser ein selbst von der Natur reichbegabter Jüngling, dessen lieblicher Gesichtsbildung und edlen Gestalt, zugleich neben der Milde, das Siegel einer verborgenen Majestät aufgedrückt gewesen. Seine großen Gaben des Geistes, so wie die Kraft des natürlich einnehmenden Wesens hatte derselbe ganz dem Dienst der Religion geweiht. Mitten in den Zeiten der Trübsale ist die feurige, geheiligte Beredsamkeit dieses jungen Predigers Tausenden der gedrückten Glaubensgenossen ein mächtiger Engel des Trostes geworden, hat sie im Glauben gestärkt und befestigt. Er war von den Armen und Verfolgten im

*) Fr. Eberh. Rambach, Schicksal der Protestanten in Frankreich. Zweite Auflage, Th. I. S. 323 und 324.

**) Ebendas. S. 324 und 325.

Lande mit einer Liebe geliebt, welche eine gerechte Erwiederung der Liebe war, die in ihm selber lebte und welche ihr eignes Leben für die Wahrheit und für das Beste der Brüder nicht zu hoch gehalten.

Bald nach seiner Gefangennehmung wurde Desubac unter einer Bedeckung von dreissig Dragonern nach Vernoux gebracht. Einige protestantische Bauern, ganz wehrlos, wagten es den Officier demüthig um Loslassung ihres jungen Predigers zu bitten. Der Lieutenant der Dragoner ließ Feuer auf die Unbewaffneten geben, davon sechs sogleich getödtet wurden, vier andere nahm man gefangen. Als die Nachricht der traurigen Verhaftung im Gebirge erschollen, hat sich eine Schaar alter Männer, Frauen und Kinder, man sagt gegen zweitausend an der Zahl, nach Vernoux aufgemacht, um dort abermals im Namen der Gemeinden um Loslassung ihres geliebten Lehrers zu bitten. Man hat an dieser schwachen Schaar keine anderen Waffen gesehen als Thränen; keine anderen Worte von ihr gehört als Bitten und Flehen. Da sind die katholischen Bürger von Vernoux, wahrscheinlich durch eine gewisse Congregation, welche hierbei überall geschäftig gewesen, zu einer That aufgehezt worden, zu welcher das Volk für sich selber wohl schwerlich gekommen wäre. Sie gaben auf einmal Feuer auf die Schaar der versammelten Greise und Mütter und Kinder; ihre Gewehre waren, wie aus den Folgen erschienen, mit altem Kupferblech (dergleichen man sich etwa bei Bereitung des Grünspans bedient) geladen, so daß außer der sogleich getödteten Schaar auch die Hunderte der Verwundeten großentheils an den Folgen ihrer Verletzungen starben. Als hierauf eine wirkliche Empö-

rung der Gebirgsbewohner auszubrechen drohte, obgleich ihre eignen Prediger, die sich verkleidet unter die Haufen mischten, aus allen Kräften dieselbe zu beschwören und zu stillen gesucht, fand man es für gut den allgeliebten Desubac unter einer noch stärkeren Militär-Bedeckung nach Montpellier abzuführen. In dieser Stadt erregte das Schicksal des bewundernswürdigen Jünglinges unter den Katholiken fast eben so viel Theilnahme und Mitleid, als unter den eigenen Glaubensgenossen. Als man ihm gegen Ende des Januars 1746 sein Todesurtheil angekündigt, war er der Einzige, welcher dieses mit heiterer Ruhe anhörte; die Richter alle, selbst der Intendant, konnten ihre Thränen nicht verbergen. Der leztere fragte noch den Verurtheilten: ob unter den Protestanten eine gemeinschaftliche Kasse, heimliche Bewaffnung und eine geheime Verbindung mit auswärtigen Mächten statt fände; er beschwor ihn hierbei bei dem Gott, vor dessen Richterstuhl er bald erscheinen werde, die reine Wahrheit zu bekennen. Desubac antwortete hierauf ein ernstes „Nein". — Ich wußte dieß, sagte der Intendant, aber es war mir befohlen Sie so zu fragen. — Freilich konnte diese Milde, diese mitleidige Gesinnung des bei weitem größten Theiles der Bewohner der Stadt den armen Desubac nicht vor den Mißhandlungen einer gewissen Congregation schützen, welche ihn unter anderen, um seine felsenveste Treue zu bezwingen, mitten in der damaligen Kälte halb nackt in einem luftigen Kerker sitzen lassen. Als man am Tag der Hinrichtung, am 1. Februar, den seligen Jüngling aus dem Kerker zum Richtplatz führte, sah man ihn mit bloßen Füßen, in einem leichten Camisol ohne Aermel, jedoch mit dem noch unveränderten, in jugendlicher Lieblichkeit blühenden

Angesicht, über welches sich eine heilige Freude ergossen, durch die mitleidig weinende Menge gehen. Zwei Trommeln wurden neben ihm gerührt, damit man die Stimme des Gebetes und die Segenswünsche, welche er über seine Feinde gesprochen, nicht hören möchte. Die Züge jedoch seines schon verklärten Angesichtes, als er am Richtplatz noch einmal niederkniete und inbrünstig betete, haben mächtiger an die Seele der Zuschauer gesprochen als Worte. Da er zwei Stufen an der Leiter des Galgens empor gestiegen, mußte er halten und zusehen wie die bei ihm gefundenen Bücher religiösen Inhaltes vom Scharfrichter verbrannt wurden. Mit lieblicher Freundlichkeit nahm er Abschied von den beiden Jesuiten, welche ihn zum Richtplatz begleitet hatten. Ein seliges Entzücken sprach noch aus den Mienen des Sterbenden, und man konnte mit Recht sagen, daß dieß bleiche, todte Angesicht, vom Galgen herunter lauter und eindringender vom Wort des Lebens gesprochen, als jemals bei seinem Leben in einer Versammlung der Gemeinde. Dieses heißt treu seyn der Liebe, welche uns zuerst geliebt, bis zum Tode *).

Selbst diese einfache Erzählung des Vorganges kann lehren, daß es unrecht sey, wenn man davon Gelegenheit genommen, Montpellier eines finstern Geistes der Undultsamkeit zu beschuldigen. Jene Stadt, dem allergrößten Theil ihrer Einwohner nach, hatte nicht Theil an der Blutschuld genommen. Man muß überhaupt bei den Geschichten der Verfolgungen der Protestanten in Frankreich nie vergessen, welches Volk und welche da-

*) Rambach a. a. O. S. 325 u. 326.

mals herrschende Verfassung man vor sich habe. Man darf wohl kühn behaupten, daß solche gräuliche Unmenschlichkeiten, wie man sich in jenem Lande bei den Verfolgungen der Waldenser und der Protestanten in den Sevennen erlaubt, Unmenschlichkeiten, bei deren Aussprechen die Zunge erstarret, in Deutschland aus solcher Ursache nie möglich gewesen wären. Der Deutsche hätte, und wären ihm dreissig Treiber auf dem Nacken gesessen, sich wohl nie zu einer solchen Wuth gegen die Brüder entzünden lassen; in seinem Lande sind alle ähnliche Bewegungen der Art ungleich menschlicher und gemäßigter gewesen. Dagegen hat der Franzose, wie dieß selbst noch die Begebenheiten der Revolution bezeugen, in dem Zustand seiner leidenschaftlichen Wuth eine natürliche Verwandtschaft mit dem Osmannen, dessen Bundesgenoß er früher als andere christliche Völker gewesen tst.

Man wird indeß gewiß in den Geschichten der damaligen Verfolgungen gar öfters mit Rührung den Zügen einer mitleidigen Theilnahme und Liebe gegen die unschuldig verdammten Protestanten, bei Catholiken begegnen, Zügen, welche einer ganz besonderen Zusammenstellung werth wären. Selbst die rohesten und wildesten Seeleute ließen, so oft dieß unbemerkt geschehen konnte, den wegen des Glaubens zu den Galeeren Verurtheilten ihre Hochachtung und Liebe merken *), und man sahe öfters eine ganze Stadt oder Gegend in lebhafteſter

*) Schöne Beispiele der Art finden sich bei Rambach, Theil II., 2te Abtheilung S. 454, 457. besonders aber 459 u. f. 502 u. 503.

Theilnahme, durch welche jene Unglücklichen in ihren Ketten, die sie zum Theil freudig als eine Zierde getragen, geführt wurden *). Jezt hat manche Stadt, welche damals nur Hinrichtungen der Protestanten gesehen, in ihrer Mitte Kirchen und Gemeinden, bei denen die Urenkel der ehemaligen so eifrigen Verfolger an der That selber erkennen, daß ein Werk der Erweckung, welches nicht von Menschen, sondern von Gott gewesen, durch Menschenhand, sey sie auch die mächtigste und gewandteste, sich nicht vertilgen lassen, sondern daß es, seit Jahrhunderten, durch die Taufe der Lästerungen, der Gefängnisse, der Martern und Hinrichtungen, immer nur gewachsen und innerlich stärker geworden sey.

Am Nachmittag (Freitags den 7. April) verließen wir Montpellier, um fürs erste Cette und die benachbarte Meeresküsten-Gegend zu besehen, dann aber noch einmal zu jenem Sitz der Wissenschaften zurückzukehren. Wir sahen den merkwürdigen Landstrich bis nach Cette hin am ersten Tage zwar nur unvollkommen von der Diligence aus, am andern jedoch, wo wir den Weg zu Fuße machten, deutlicher und besser, und fassen, was wir an beiden Tagen gesehen, hier in der Beschreibung zusammen.

Die ganze weite Ebene, welche sich von der Rhone an, und von der jenseits derselben gelegenen Alpinen-Kette bis an die mäßigen Kalkberge bei Cette ausbreitet, ist, wie dieß ihre Muschelbänke bezeugen, in nicht gar zu fernen Weltaltern Grund eines Meeres gewesen,

*) Ebendaselbst S. 557 u. f.

dessen thierische Bewohner von den jetzigen des Mittelmeeres nicht sehr weit verschieden waren. Ja ein großer Theil des flachen Landes gegen die Küste hin ist noch zu den Zeiten der Väter Meeresgrund gewesen; nach dieser Gegend hin hat das hier seichte Gewässer, als würde es von den Bergketten, welche den weiten Halbkreis schließen, angezogen, eine Entladung seiner Sandmassen versucht, welche seit fast tausend Jahren jenen Küstenstrich zu einer Kloake des Mittelmeers machen. Bis zu den Zeiten der Sarazenen ist namentlich Magelone ein von Schiffen aller Länder besuchter, reicher Hafenort gewesen. Da, wo noch jezt auf der kleinen Insel die alte, schon längst verlassene Domkirche mit ehrwürdigem Aussehen steht, ist noch in späteren Jahrhunderten eine Stadt gelegen, welche durch die Nachbarschaft des Meeres reich und glücklich gewesen. Aber dieses Glück ist vor den Augen der Bewohner zu Sande geworden, und von der hier ehemals vorhandenen Fluth zeugen nur noch einzelne Sümpfe und Lachen, aus denen ein verpestender, tödtliche Fieber erzeugender Hauch emporsteigt. Bischof Pelletier ist der lezte der ziemlich langen Reihe von Bischöfen gewesen, welche Magelone im Mittelalter bewohnten und beherrschten. Aber auch er mußte im Jahr 1536 dem starken Engel der Pest und Seuche, die einen großen Theil seiner Geistlichen dahingerafft, entweichen, und nach Montpellier ziehen. So ist aus jenem, im Gebiet der Volkspoesie so werthgeachtetem Orte, an welchem die schöne Magelone nach der schon von Petrark neu überarbeiteten lieblichen Dichtung ihren Peter wiedergefunden, ein verödetes Eiland voll giftiger Sümpfe geworden. Nicht gar fern von dem alten Magelone, bei dem Dorfe Perrols ist ein solcher Sumpf, Namens

Boulidou gelegen, auf dessen Fläche, bis zu einer Höhe von zwei Fuß eine Luftschicht beständig brütet, welche dem ihr genäherten Thier oder Menschen fast augenblickliche Erstickung bringt. Der alte Hafen von Aigue-mortes, welcher zu den Zeiten Ludwigs des Heiligen und später ein Bergungsort ganzer Flotten gewesen, ist jezt weit hinaus versandet, und die ehemalige Meeresbucht zu einer mit moorigem Grunde vermischten Düne geworden. Selbst Lattes, der frühere Hafen von Montpellier, würde jezt seiner alten Bestimmung nicht mehr entsprechen und Montpellier wäre ohne Cette schon längst vom näheren Verkehr mit dem Weltmeer abgeschnitten; ja Cette selbst, zu dessen Hafen doch die günstigste Lage gewählt worden, muß alljährlich durch einen Aufwand von mehr als 60000 Franken vom Versanden seines Hafens gerettet werden. So schreitet hier unmittelbar an der Küste der Auswurf, welchen das Mittelmeer macht, immer weiter vorwärts, und der Kloake des gewaltigen Elementes entsteigen immer giftigere Ausflüsse. Frontignan sagt man, habe die bedeutende Abnahme seiner Bewohnerzahl und seinen innern Verfall mehr den giftigen Ausdünstungen des Meeres zuzuschreiben, als dem Erfrieren seiner Oelbäume im Winter von 1789. —

So nimmt die Natur öfters mit blinder Gefühllosigkeit ihren Weg mitten durch die blühenden Saaten des Menschen, und es zerstört ein einziger ihrer Schritte das was die schöpferische Menschenhand kaum in ganzen Jahrhunderten hingestellt. In solchen Augenblicken erscheint es als habe sie jener Segnungen, deren sie sonst auf jedem ihrer Wege pfleget, vergessen, und sie zeiget dem erschrockenen Menschen nur das von Zerstörungslust glü-

hende Angesicht Siva's des Vertilgers. Und dennoch, wenn mein Auge ihr auch auf diesem geheimnißvollen Gange folget, erkennt es bald, daß die Vorübergehende nicht selten höhere Gaben zurück lasse, als die gewesen welche sie genommen, und daß sie entweder, gleich jenen zerstörenden Heuschreckenschwärmen, von denen Sparrmann erzählt, zunächst nur die hemmende Decke des Unkrauts und dürren Gesträuchs hinweghebt, welche bei ihrem allmäligen Ueberhandnehmen das Gedeihen des nützlicheren Grüns verhindert, oder daß sie, reiche Keime des Lebens ausstreuend, den Menschen nur einladet ihrer vorangehenden Gewalt mit lenkendem Geiste zu folgen, um jeden ihrer Schritte in eine Wohlthat für sich und sein später lebendes Geschlecht zu verwandeln. Diesen einladenden Wink hatte Nogaret von Calvisser erkannt, als er im vorigen Jahrhundert durch einen wohlgelungenen Versuch den Küstenmoorgrund auszutrocknen und zu bebauen in wenig Jahren sich und seine Landleute und Pächter reich gemacht. Sein Grundeigenthum, dessen jährliches Einkommen bei der Uebernahme desselben kaum 17,000 Franken gewesen, ertrug bei dem Tode des thätigen Mannes jährlich über 100,000 Franken.

Hätte doch Frankreich die von ihm seit drei Jahrhunderten zertretenen Schaaren der edlen, ernster gesinnten Mitbürger, hieher ziehen lassen, in diese vergifteten Küstengegenden, und ihnen freien Arm gegeben zum Anbau derselben, statt sie zu Tausenden lebendig in die gemauerten Grüfte zu begraben *) oder sie in den Flam-

*) Man vergleiche F. E. Rambachs oben angeführtes Werk, 2te Ausgabe, Band II. S. 151 bis 153.

men verderben *) oder die Unschuldigen, welche hierbei großentheils stumm geblieben wie die Schlachtschafe **) bald mit der leichteren Hinrichtungsart der Missethäter, bald aber durch langsamere, ausgedachtere Qualen zu tödten ***). Den „großen" König unter andern würden jene fleißigen, genügsamen Menschen ein reicheres Stück Landes erobert haben, als so manche seiner Armeen; würden ihm hier mehr genüzt haben als in den Ketten der Galeeren, aus denen sie nicht wie die gemeinen, mit ihnen zusammengesellten Verbrecher durch Verwundung oder Verstümmelung im Kriege, sondern nur durch den Tod frei geworden †). Die Geschichte wüßte dann nichts zu sagen von den Gräueln, in deren alltäglichsten Anfängen sich der unreine Geist verrathen, aus welchem die Wuth der Verfolgung hervorgegangen ††). Sie wüßte nichts von dem Jammergeschrei jener Säuglinge, welche man vor den Augen ihrer Mütter dem Tod des Verschmachtens preis gegeben †††) nichts von den in den Müttern getödteten Früchten ††††) oder von jenen Ungebohre-

---

*) Das. B. I. S. 292. S. 426. II. 115.

**) II. S. 169.

***) II. S. 140 — 145. I. S. 290 — 294. S. 369, 427 u. 428. „Gegen zehntausend solcher Unschuldiger sind durch Aufhebung des Edikts von Nantes unter Ludwig XIV. lebendig den Flammen übergeben, gerädert, gehangen worden."

†) II. S. 504.

††) I. S. 293. II. S. 146.

†††) II. S. 149.

††††) I. S. 295. II. S. 148.

nen welche man mit Messern und mit Sicheln aus dem Verborgenen genommen und am Boden zertreten *). Der stumme Jammer des zerstoßenen Lebens, welcher lauter gegen die Anfänger des Elendes gezeugt als die Stimme der Geschichte, wäre in ein segnendes Gebet für Frankreich verwandelt worden, welches in diesem keinen Voltaire, keine Revolution mit ihren Schrecknissen hätte aufgehen lassen. Denn nur aus einem auf solche Weise mit Blute gedüngten Boden gehen solche Gewächse hervor.

Wenn der Anblick der verödeten, zum Theil verpesteten Küste, nur traurige Gedanken von mannichfacher Art zu erwecken vermag, so stimmt dagegen der etwas höher gelegene Landstrich, durch welchen die gewöhnliche Straße von Montpellier nach Cette hinführt, die Seele schon frölicher. Freilich, um hier zuerst eines Mangels zu erwähnen, welcher einem an die nördlichere Heimath gewöhnten Auge sogleich auffällt, sucht man da überall, weit hinaus, vergeblich nach einem einzigen schattigen Wäldchen. Die Bäche und Flüßchen haben an ihrem Ufer kaum ein sie begleitendes Gebüsch; meilenweit sucht man im Sommer die wenigen, seltenen Plätze auf, wo ein kleines Gehölz um einen Quell sich herumdrängt, oder wo ein künstlich angelegter Lustgarten nothdürftigen Schatten gewährt. Die immer grüne Eiche, so schön sie

*) Histoire de l'execution de Cabriere et Merindol. Paris 1645. und Rambach a. a. O. I. S. 107. Uebrigens hatte an den von Oppeda verübten Gräueln die Regierung selber weniger Schuld gehabt. Aehnliches geschah den Waldensern. M. v. Leger.

sonst ist, steht überall nur vereinzelt und auseinandergestreut, und erreicht unsere nordische Eiche weder an Höhenwuchs noch dichter Belaubung. Wo etwa in anderen Gegenden der französischen Mittelmeerestüste die Seefichte (Pinus maritima) aus dem Sandboden hervorwächst, steht auch diese weitauseinandergestreut und vereinzelt, so, daß ihre Gehölze nicht den Schatten unserer Kiefern- oder Fichtenwälder gewähren, eben so wenig als der Oelbaum und die am dürren Kalkboden emporglimmenden Rebenpflanzungen den Schatten unserer Obstbäume und Gärten. Dagegen drängen sich allenthalben aus dem steinigen Grunde edle Gewürzkräuter hervor: Thymian und Lavendel neben dem Myrtenstrauch und Tamariskengebüsch, so wie die immer dunkelgrüne Therebinthe. An jedem Hügelrande erscheint in Menge die weiße Asphodellilie und mannichfache Arten von Cistusrosen. Aus einem solchen Steinmeer voll Gewürzkräuter, erhebt sich unter andern die gar augenfällige, in mauritanischem Style erbaute alte Burg Lalanze; vormals, wie man sagt, der Wohnsitz eines Majorkanischen Königs. Es hat hier, so wie an einigen weiter nach Cette hin gelegenen Felsen, deren einen Peter der Einsiedler bewohnt haben soll, die Natur ein Lustschloß und Ruhebette der Dämmerung und der nächtlichen Stunden hingestellt, duftend und kostbar wie wenige ihrer Lustörter. Denn diese Gegend ist recht wie zu einer Lieblingsstätte der Dämmerungsstunden, in denen wir sie sahen und genoßen, gemacht. Alsdann steiget, gleich jenen lieblichen Erinnerungen an ein dunkles Vormals der Kindheit, welche der Traum uns vor die Seele führt, die Welt der Düfte herauf vom Boden, und es ist als hätten sich die Töne eines Liedes der Natur hier

in Gerüche verwandelt, so unbeschreibbar harmonisch wirket das Zusammenduften jener Gewürze der Felsen auf die Sinne. In der That, es liegt eine wundervolle Tiefe in den Empfindungen des Geruches: des Sinnes der Erinnerung an längst Vergangenes und der Ahndung des Künftigen. In diesen duftenden Felsen schweigt aber auch Alles so tief, als sollte hier nichts vernommen werden als die Sprache der Gerüche. Kein Vogel sang, die Biene war schon im Bette ihrer Blumen entschlafen; das Meer mit den an seinen Ufern aufgehäuften künstlichen Salzpyramiden wird zwar, stellenweise vom Wege aus ziemlich nahe gesehen, aber selbst das lauteste Brausen seiner Wogen würde hier nicht herüberschallen.

Noch vor Einbruch der Nacht sahen wir die Kalkfelsen vor uns, welche die Bucht von Cette schützen, fuhren über die mächtig lange, steinerne Brücke, die jenseits Frontignan über die Meeresbucht (den Etang de Thau) hinführt, und kamen so in die merkwürdige, kleine Hafenstadt hinein. Nachdem wir uns schnell in einem freundlich gelegenen Wirthshaus, unmittelbar an der Brücke des großen Canals, welcher die Stadt theilt, einquartirt hatten, gingen wir noch auf dem langen Molo hinaus ans Meer, in welchem sich eben die Abendröthe spiegelte und kehrten von diesem erstmaligen, längst ersehnten Anblick des Mittelmeeres erst als es ganz finster geworden in unsere Behausung zurück; wo uns ein mäßiger Genuß des balsamischen, ächten Frontignan Weines bald in festen Schlaf und in fliegende Phantasieen der Träume gewiegt.

Sonnabends am 8. April waren wir vor der Mor-

genröthe wach, und zogen durch die noch stillen Gassen hinunter nach dem Hafen. Der Anblick des Meeres und seiner Küste war uns hier noch nicht frei genug; etliche von uns stiegen am Fuße des Citadellenberges und an den Steinbrüchen hinauf und erreichten endlich auf ziemlich beschwerlichem Wege einen Punkt, von wo die Aussicht wahrhaft entzückend war. Deutlicher noch als auf dem Perouplatz zu Montpellier zeigte sich hier die Kette der Pyrenäen im Glanze der Morgensonne und der ganz nahe erscheinende Basaltkegel bei Agde. Wir traten zum Meere hinunter, dessen felsigte Buchten bereits mit grünenden Salicornien und andern Gewächsen der Meeresufer geziert waren.

Wie ein alter Freund, den man seit mehreren Jahren wieder zum ersten Male begrüßt, kam jezt der durchfrischende, kräftige Hauch und Geruch des Meeres von der Fluth her: jener wohlbekannte, der mich an den Küsten der Ostsee so oft gestärkt und erquickt hatte. Es ist dies der eigenthümliche Athem, welchen das Meer überall aushauchet wo es gesund und frisch ist: wo seine Gewässer nicht über seichtem Sand und Schlammboden absterben und faulen, sondern gegen reinen Kies- und Felsengrund anbranden. Jener belebende Athem — ein leibliches Abbild des bewegenden Geistes, der einst über der Tiefe der Gewässer geschwebt. Es hat der eigenthümliche Hauch des Meeres, so verschieden auch die begleitenden Umstände, (z. B. Druck der Atmosphäre) bei beiden sind, in seiner Wirkung auf die Empfindung des Menschen viel Aehnliches mit der Luft der Hochgebirge auf Alpenwiesen, denen eben der Frühling wieder erwachte, oder mit dem kühlenden Wind, welcher zuweilen

gegen

gegen Ende des Sommers in den Nachmittagsstunden plötzlich über Wälder und Felder sich erhebt und die ersten Zugvögel zu uns bringet.

Da im Mittelmeer und namentlich bei Cette, wird denn auch schon deutlicher als in der Ostsee jene grünlich blaue Farbe des Gewässers bemerkt, welche der unserer Alpenseen gleichet, in die das thauende Wasser der Gletscher sich ergießet. Hoch aufwallend erhebt sich Welle auf Welle; es ist eine neue Art von Lichtwelt, welche der Mensch, der zum ersten Male ans Meer tritt, da kennen lernt. Der blaue Himmel, mit seinem Monde und seinen tausend Sternen ist auch eine Lichtwelt, und eine erhabnere als das Meer; aber sie stehet dem Menschen zu ferne, als daß er das Durcheinanderbewegen ihrer Kräfte, das Brausen ihrer Harmonien vernehmen könnte: sie scheinet ihm bewegungslos und stumm. Der durchsichtige, glänzende Edelstein lässet mich auch in eine Lichtwelt der Tiefe blicken, aber diese ist starr und todt. Dagegen im Meere sind die Banden, welche die Lichtwelt der Tiefe umschlossen halten, aufgelößt; es bewegt sich da lebendig das tiefe Blau des Himmels, das dunkle Grün des Chrysoliths, das lichte Grün der Wiesen durcheinander und mitten durch den farbigen Grund schweben spiegelnde, glänzende Lichter hin, gleich funkelnden Sternen. Es ist als ob alle feststehende Formen der irdischen Sichtbarkeit auf einmal von ihrem Orte los geworden wären und zu wandeln begönnen; es erheben sich die grünenden Hügel, die Thäler brausen empor. Bei einem längern Hineinsehen wird dem betrachtenden Menschenauge so zu Muthe, als sähe es in ein ernstes, tiefes, lebendes Auge der Welt hinein.

Die Stimme des Menschen, das Geräusch seines täglichen Geschäftes wird da selten vernommen, nirgends werden in der freien Fluth Spuren der verändernden, bauenden Menschenhand gesehen; mitten durch das Brausen der Wellen gehet eine tiefe Stille hindurch, und es ist etwas Heiliges in dieser Stille! —

Das ist das Geheimniß des Sabbaths der Natur und des Menschen: wo mein eignes Wollen schweigt, wo das unruhige Drängen und Treiben der täglichen Geschäftigkeit mit seinen Sorgen und Wünschen aufhört, da wird aus der Stille das Weben und Wehen eines höheren Willens vernommen. Wird es doch dem Tagesmüden schon ganz wohl und still zu Muthe, wenn er aus dem Getöse der Stadt und ihren Gassen hinaustritt ins Freie, wo die Laute des Gedränges allmälig verhallen. Noch stiller wird ihm, wenn er auf dem einsamen Gebirge in eine Natur hineinschauet, welche fast noch im Genusse der anfänglichen Freiheit, von der verändernden, herrschenden, hemmenden Menschenhand nur wenig berührt worden. Da hört man nur unterweilen das Schreien der jungen Raben, welchen die Alten vom einsamen Gebirgsbache her das Futter gebracht, oder das Pfeifen des Murmelthieres von der gähen Felsenwarte herab; sonst hat da die Natur das Alltagsgewand des menschlichen Lärmens und Treibens ausgezogen und sich, unter den schweigenden, duftenden Alpenblumen, mit der Stille des Sabbathes überkleidet.

Aber diese Sabbathsstille, dieses Enthobensehn über das Geräusch des Menschentages, wird noch viel inniger und lebendiger empfunden beim Hineinblicken ins Meer, vom einsamen Gestade aus. Weit und breit, so weit das

Auge reicht, ist nichts das an den Menschen und seine Behausung erinnert; das Reich dieses Erdenköniges hat hier seine Gränze und es herrschet in unveränderter Majestät, ungehemmt und ungestört das uranfängliche Element: den Menschen nur etwa als vorüberziehenden Gast aufnehmend und freigebig bewirthend. Darum verlieret sich der Mensch, je länger ins Meer schauend desto mehr, aus sich selber, der gebundene Adler wird frei und erhebt sich über das enge Thal das ihn gefangen hielt, hinauf in die heimathliche Höhe, die Seele schmecket den Frieden eines Sabbathes der Natur.

Es ist nicht einerlei, in Beziehung auf den anfänglichen Eindruck, wo und wie man das Meer zum ersten Male sieht. Einem Freunde der Natur, der die große Wasserwelt noch nie gesehen, möchte ich wünschen, daß er sie zuerst zwischen Nizza und Genua, etwa jenseits Finale, oder auch südostwärts von Genua, in der Gegend von Sestri sähe. Denn von einem ganz flachen Ufer aus, wie sich diese öfters an unserer deutschen Ostseeküste finden, überschauet der Mensch nur eine Weite des Meeres von 14400 Fuß; dagegen wird sein Blick von einer erhöhten Felsenwarte aus ungleich weiter über den ebenen Wasserspiegel hinübergetragen, und da am Mittelmeer hält es nicht schwer fast unmittelbar am Ufer Standpunkte zu finden welche mehrere tausend Fuß hoch über der Meeresfläche liegen. — In demselben Verhältniß aber in welchem die Küstengebirge hoch und gäh sind, ist die See tief und weitgründig, es sind daher auch zu allen Jahreszeiten die Wellen im Mittelmeer und adriatischen Meere höher und mächtiger, die Brandung zwischen den Klippen hinan lauter und tosender

als an der deutschen Ostseeküste und nur in der seichten, sandigen Bucht von Spezzia sehen wir dieselbe Ruhe, dieselben kleinen und kurzen Wellen, wie sie, in der nämlichen Jahreszeit, die Ostsee zeigt. Auch zeigt das Mittelmeer an der französischen und selbst an der italienischen Küste noch immer einige Spuren von Ebbe und Fluth, wiewohl so schwach, daß jede starcke Bewegung der Winde den regelmäßigen Gang der Fluth verändern oder verspäten, ja auf längere Zeit ganz unmerklich machen kann. Die Ostsee zeigt an der deutschen Küste selbst diese schwachen Spuren des Fluthenwechsels nicht mehr und steht daher auch in dieser Hinsicht dem Mittelmeer am lebendiger Bewegtheit nach.

Die klare Fluth des Meeres, in einsamer Felsenbucht, lockte einige von uns zu einem erfrischenden Seebad; das Bad aber weckte den Hunger, welcher in dem Hause eines Fischers, da man frische Austern und Brod und Wein gefunden, leicht und wohlfeil befriedigt werden konnte. Bei dieser Gelegenheit wurden wir abermals durch die Ehrlichkeit einer Frau erfreut, welche die Austern verkaufte. Wir hatten ihr, ohne es zu wissen, einige Sous mehr gegeben, als der gewöhnliche Preis für eine gewisse Zahl gesetzt war. Da brachte man uns noch einen ganzen Teller voll Austern als Zugabe.

Nicht fern von dem oberen Theil der Stadt, in welchem wir unser Frühstück genossen, finden sich jene Steinbrüche, in deren Felsenmasse die berühmte Knochenbrecie vorkömmt. Wir lernten diese erst später bei Antibes und Nizza näher kennen, bei Cette gelang es uns nicht den Ort zu finden wo sie in größerer Mächtigkeit und Vollständigkeit ansteht. Dem fleißigen, gründlich forschenden

und beobachtenden Bronn gelang dieses besser; dieser fand, noch etwas über dem oberen Castell, etwa in der halben Höhe des Berges, in einem Weinberge eine ganze, mächtige Masse der Knochenbreccie muldenförmig eingelagert in eine Vertiefung des Grundgebirges, welches derselbe, öfters dolomitartige, Kalk ist, in welchem sie bei Nizza, Antibes u. s. vorkommt. Das gewöhnliche, röthliche, thonichtkalkige Zäment schließet da dieselben Knochenarten und diese in demselben Zustande ein, wovon später die Rede seyn wird. Weiter hinabwärts in den Felsen und selbst an den Wänden der Steinbrüche sieht man noch einzelne Spalten mit dem bereits erwähnten röthlichen Zäment ausgefüllt, welches jedoch hier nur selten Spuren der Knochen in sich führt.

Wir kehrten jezt nach dem Hafen zurück, wo wir endlich unsere übrigen Reisegefährten, sammt der Hausfrau wieder fanden, welche lange Zeit, von einer Brücke aus, dem Fang der Hornhechte zugesehen. Wenn jener Raubfisch, welcher da vom Meere hinein das stille Wasser des Kanals besucht um kleineren Fischen aufzulauern, begierig nach der friedlich spielenden Fischbrut hinfährt, ereilt ihn von oben her die scharfzinkige, langgestielte Gabel, welche der Fischer dem Seeräuber schneller ins Fleisch hineinhakt, als dieser die scharfen Zähne ins Fleisch der andern Fische.

Im Hafen selber war jezt Alles voller Leben. Die Fischer waren fast alle mit ihrer Beute aus dem Meere zurückgekehrt. Da war eine Fülle von solchen Fischen, welche wir bis dahin noch nie frisch, sondern immer blos abgebildet oder als todte, farblose Präparate in den Sammlungen gesehen. Der Thunfisch und die Makrele,

ein bedeutend großer Haifisch unter bunten Lutjanen und Goldbrachsen des Mittelmeeres waren da neben der eßbaren Herz- und Dreieckmuschel aufgehäuft. In dem von der Sonne erwärmten Gewässer des Hafens, noch mehr aber in dem noch stilleren Wasser des Kanals, bewegten sich unzählige Medusen, durchsichtig wie Gallert und zum Theil in Regenbogenfarben spielend; mühsam wälzten sich auf dem klaren Grunde und nach dem seichten Ufer des Kanals hin, stachlichte Seeigel und röthliche Seesterne. Wer ganz besonders die Familie der Quallen und der stachelhäutigen Seethiere zum Augenmerk und Gegenstand seiner Beobachtungen gemacht, der hat allerdings um Cette, besonders an dem ruhigen Gewässer des Etangs und des Kanals, eine so günstige Gelegenheit zum Sammlen und Beobachten, wie fast an keinem andern Punkte der von uns besuchten Mittelmeersküste, nur etwa die ruhige Bucht von Spezzia ausgenommen und den kleinen Meerestümpel bei Monaco, unmittelbar neben der Stadt. Allenthalben sonst brandet das Meer so stark ans Ufer hinan oder ist so tief, daß jene, die Stille liebenden Thiere, nur sehr sparsam und selten von der Küste aus gesehen werden. In anderer Hinsicht hat es uns, wie der weitere Verlauf der Reisebeschreibung lehren wird, nie gereut daß wir doch die im Allgemeinen reicheren Küstengegenden von Nizza und Villafranca zu einem längeren Aufenthalt vor Cette vorgezogen.

Wir wendeten uns, vom Hafen aus, noch zu einer etwas genaueren, längeren Betrachtung der Stadt. Diese mit ihrem wichtigen Hafen, ist erst nach des großen Ministers Colbert Anleitung im Jahr 1666 mit vielen

Kosten auf den zum Theil sumpfig sandigen Grund erbaut worden, und an den Kalkhügel hinan, welcher sich gegen vierhundert Fuß hoch über das benachbarte Meer erhebt und zwischen ihm und dem Etang gelegen eine unvollkommen abgeschlossene Insel bildet, indem sich nach Südwesten hin ein schmales Felsenriff vom Berge bei Cette gen Agde zieht, nach Nordost aber der niedrige sandige Damm, welcher den Etang von aussen, vom Meer her umschließt, bis nach Aiguemortes hin fortsezt. Dieser Damm, durch die bereits erwähnten Auswürfe des Mittelmeeres gebildet, vergrößert sich noch immer und bildet so mit dem zur anderen Seite gelegenen Felsen und Sanddämmen eine natürliche Vormauer, welche alle die am innern Küstenrande, jenseit des Etangs gelegenen Orte und Gegenden von dem unmittelbaren Verkehr mit dem Meere abschließt. Eine solche, für ein so reiches Küstenland höchst ungelegene Handelssperre, wird dann durch den Hafen bei Cette gehoben, denn dieser bildet einen künstlichen und freilich nur durch vielen Aufwand von Mühe und Kosten offen erhaltenen Ausgangspunkt, vom Etang hinaus nach dem freien Meere. Schon durch diesen Umstand, als Pforte des kleinen Binnenmeeres, wird jene Stadt ein wichtiger Punkt für den Küstenhandel; ein anderer kommt aber noch hinzu der sie zu einem Mittelpunkt des gesammten Handels von Frankreich, ja des großen Völkerverkehres zwischen dem atlantischen und Mittel-Meere macht. Mit dem Etang nämlich, der bei Cette eröffnet ist, steht jener berühmte, mit Recht „königlich“ genannte Kanal in Verbindung, welcher das atlantische Meer mittelst der Garonne mit dem Mittelmeere vereint. Eins der bewundernswürdigsten Werke der ganzen neueren Zeit, welches den Namen seines Unternehmers, des Paul

Riquet, eben so unvergeßlich in der Geschichte jenes Landes machen wird, als jenen des großen Ministers Colbert, welcher dem kühnen Plane die Ausführung erwirkt. Von der Ebene der Garonne steiget der Canal bis an die Wasserscheide von Nourouse 192 Fuß aufwärts, von hier sinkt er 584 Fuß hinabwärts nach dem Mittelmeer. Es müssen mithin die Schiffe, welche vom Etang aus über Bezieres hinanwollen gen Toulouse, mittelst der künstlichen Schleussenbassins um 584 Fuß gehoben, und alsdann vom Hügel von Nourouse an um 192 Fuß gesenkt werden. Die Sinnen werden von dem einfachen und zugleich gewaltigen Mechanismus überrascht, vermöge dessen das Auf- und Niedersteigen der Fahrzeuge von beiden Seiten her bewirkt wird: das Ohr durch das donnernde Getöse mit welchem sich das Wasser des nächst höheren Bassins aus den geöffneten Schleussen in das nächst niedere ergießt und hierdurch eine gleiche Wasserhöhe in ihnen beiden herstellt; das Auge aber zugleich von der Leichtigkeit mit welcher hierbei die 75 Fuß langen und 16 Fuß breiten Fahrzeuge mit ihrer 2000 Centner betragenden Last gehoben und gesenkt werden und durch die geöffneten Thore des Bassins in das nächst niedrigere oder nächst höhere hineingehen. Oefters führt der Kanal von einem Hügelrand zum andern über gemauerte Bögen, gleich den römischen Wasserleitungen hinüber. Auch da behält er seine gewöhnliche Wassertiefe von 6 bis 9 Fuß, seine obere Breite von 60, die untere von einigen dreissig Fußen und unter den gemauerten Bögen nehmen die Flüsse der Berge ungehindert ihren Lauf. Der Kanal bedarf dieser ungestümen Wassergabe, welche ehehin sein Bette mit Sand und Schlamm gefüllt, nicht; er wird hauptsächlich aus dem bewundernswür-

digen, anderthalb Stunden im Umfange haltenden Bassin bei Ferriol versorgt, in welches die näheren Wasserquellen des schwarzen Gebirges ihren Ausgang nehmen. Da ist ein Vorrath von 900000 Cubikklaftern Wasser beständig bereit, auch in der trockensten Zeit, wenn die andern Zuflüsse fehlen, dem Kanal das nöthige Wasser zu geben. Es beträgt die Länge des Kanals von Etang bis gen Toulouse 32 Meilen, welche die gewöhnlichen Kanalschiffe, von einem Pferd gezogen, in sechs Tagen zurücklegen. Jenseits Toulouse nimmt sie die Garonne auf. Es hatte jener Kanal allerdings über 8 Millionen Gulden (man sagt 17 Millionen Livres) zu erbauen und zu vollenden gekostet, der jährliche reine Gewinn jedoch, welchen er der Regierung bringt, beträgt im Mittel 197000 Gulden. Ungleich bedeutender aber ist, und in seinen Wirkungen unberechenbar, der Gewinn, den das ganze Land, durch welches der Kanal geht, von ihm zieht, da es seine Produkte nun fast 6 mal so wohlfeil zur See bringt und von dort fremde Waaren erhält, als dies zu Lande, selbst bei den besten Straßen möglich wäre.

Von dieser günstigen Nachbarschaft des königlichen Kanals zieht denn auch Cette bedeutenden Gewinn. Als Hauptgegenstand seines Handels läßt sich der Wein und Brantwein betrachten, welche hier und in der Nähe gebaut und gefertigt werden. Von dem lezteren werden im Durchschnitt jährlich gegen 120,000 Eimer, an Wein über 160,000 Eimer ausgeführt. Das Oel und andere Erzeugnisse der Südküste gehen auch in bedeutender Menge von hier aus nach allen Ländern von Europa, und durch den Kanal führt Oberlanguedok seinen Ueberfluß an Getraide hier ein und von da weiter. Die Kaufleute

in Montpellier leiten und beherrschen großentheils den wichtigen Handel von Cette, wo sie höchst bedeutende Factoreien und Niederlagen haben. Alljährlich laufen mehrere hundert Schiffe aus den nördlichen Ländern von Europa und von der Nordseeküste von Frankreich hier ein, welche die süßen, feurigen Weine von Languedok hauptsächlich dem Norden zu führen, deren Bewohnern sie dann einen vorübergehen Vorschmack von der warmen Welt des Südens und der Kraft der dortigen Natur gewähren.

Die Gegend um Cette ist dürr und öd; nirgends sieht man Wiesen, die einzelnen aromatischen Gewächse, welche neben saftlosem Gesträuch aus den Felsenwänden hervorwachsen, vermögen nur spärlich die Ziegen und Esel zu ernähren, deren Milch die Stelle der hier seltenen Kuhmilch vertreten muß. Doch findet man weiter hin in der sumpfreichen Ebene gegen Magellone hinauf nicht unbedeutende Viehheerden, deren gutes, kräftiges Aussehen von einer gesunden Weide zu zeugen scheint. Der Getraidebau der nächsten Umgegend beschränkt sich fast ganz auf Waizen. Das schmackhafte Weißbrod von Cette wird großentheils mit Seewasser gebacken. Am Berg hinan gedeiht der Weinstock trefflich.

Die Bewohner von Cette, wie es uns schien ein freundliches, gefälliges Völklein, in dessen Munde das Patois der Küstengegend einen treuherzigeren Klang hat, als anderwärts, beschäftigen sich großentheils mit dem Fertigen von Fässern, mit dem Fischfang und mit den Handlangerarbeiten bei dem reichen Handel, welcher von ihrem Hafen aus geführt wird. Man hat der Stadt seit ihrer Begründung große Freiheiten und Rechte ein-

geräumt. Unter den 9000 Einwohnern sind mehr als der dritte Theil Protestanten. Den wackeren, fleißigen Leuten in Cette, welche öfters im Herbst in Einem Tage etliche tausend Fässer fertigen, wozu ihnen das Holz zum Theil aus fernem Norden zugeführt wird, wäre nur etwas mehr Reinlichkeit zu wünschen. Die Gäßchen und Gassen der Stadt waren schon jezt, im April, von einem fast unerträglichen Geruch der Unsauberkeit erfüllt.

Wir besahen an diesem Vormittag noch eine Bibliothek von gar besonderer Art. Sie gehört dem trefflichen Hause Lichtenstein und Viallar und der damalige Bibliothekar war Herr Eschenauer. In jedem einzelnen Werke, welches wir da sahen und kennen lernten, war unfehlbar mehr Geist enthalten, als oftmals in vielen Bänden unserer berühmtesten Bibliotheken. Auch haben die Werke der Bibliothek von Cette, deren Ruhm bis zum Eismeer hinaufreicht, das Besondere, daß ihren Inhalt Jeder, er sei von welcher Nation er wolle, Jeder, der selbst seine eigene Muttersprache nur halb versteht, sogleich begreift, und davon gerührt wird. Diese große Bibliothek geht durch den unteren Theil zweier langen Gebäude hindurch. Die Werke sind statt des Einbandes in Fässern enthalten; der Inhalt von allen besteht aus den feurigen Weinen der benachbarten Küstengegend. Der freundliche Bibliothekar suchte uns den Inhalt mehrerer seiner Hauptwerke genauer kennen zu lehren, so daß wir am Ende fürchten mußten zu gelehrt zu werden, und die Untersuchung abbrachen.

Am Mittag verließen wir Cette, um zu Fuße den Weg, zum Theil an der Meeresküste hin, wieder nach

Montpellier anzutreten. Wir gingen unmittelbar am Saume des Meeres, auf dem vom Wellenschlag befeuchteten und hierdurch fester gewordenem, feinen Sande hin. Der äußere Damm des Etangs wird schon durch die Menge der wohlerhaltenen Conchilien interessant, welche das Meer hier auswirft. Einzelne Gebüsche der Tamariske (Tamarix gallica), deren Knospen sich schon entfalteten, dienen an den höheren Punkten durch ihre weithinlaufenden Wurzeln zur Befestigung des Sandes. An manchen Stellen zeigt sich zwischen dem Meeresgänsefuß (Chenopodium maritimum) und den Salikornien das Languedokische Kampherkraut (Camphorosma monspeliaca) und der strauchartige Terpentinbaum (Pistacia therebintus). An diesem Ufer hin fanden wir in großer Menge den Seefeistkäfer (Pimelia muricata) und verschiedene Arten von Mumienkäfern (Ateuchus); weiterhin an der Straße auch die schöne Onitis Bison und noch andere Schätze dieser Art *).

Da an der Küste hinan sind jene reichlicher tragenden Salinen, in deren Nähe das fast mühelos aus dem Seewasser gewonnene Salz zu hohen Pyramiden aufgeschichtet steht. Es tragen die Salzwerke bei Cette der Regierung jährlich über anderthalb Millionen Franken (720,000 Gulden) ein, denn dieselbe erhebt von jedem Centner (120 Pfd.) Salz 15 Franken, mithin drei Kreutzer von jedem Pfund; während man an auswärtige Schiffe den Centner für einen halben Franken, das Pfund mithin um

*) Von Landschnecken finden sich in der Gegend: Helix cellaria, variabilis, rhodostoma, algira, conspurcata, adspersa, vermiculata; Cyclostoma elegans; Bulimus ventricosus u. s.

1/8 Kreutzer abgiebt, und dies bei der leichten Art des Gewinnens (meist durch das bloße Vertrocknen der Lachen in welche man Seewasser geschüttet) auch sehr gut kann.

Die unfern der Küste gelegene Höle von Miraval ist in ihrem Innern durch den kleinen Teich voll klaren, frischen Wassers, in welchem viele Fische leben, merkwürdig. Eine kühle Luft kommt aus den Ritzen und Seitengängen hervor, an den Wänden und in den Felsenlöchern erwarten Fledermäuse den Einbruch der Nacht.

Nachdem wir uns denn heute Vieles genauer und besser besehen, als gestern, kamen wir Abends, ziemlich spät nach Montpellier zurück, wo wir noch einige vergnügte Stunden im Kreise der Lichtensteinischen Familie zubrachten.

Sonntags am 9. April hatte Herr Lichtenstein eine Ausfahrt mit uns in Gesellschaft des überaus gefälligen Marcell de Serres und des trefflichen deutschen Naturforschers Salzmann, der in Montpellier lebt, veranstaltet. Marcell de Serres zeigte uns den erloschenen Vulkan von Valmaharques. Es ist dort der Basalt schildförmig an die nördliche Seite eines Kalkhügels angelehnt und ein ziemlich fortlaufender Zug von Basalt, welcher bald muldenförmig in die Vertiefungen eingelagert ist, bald buckelförmig aufliegt, erstreckt sich ziemlich weit nach Westen hin. Er umschließt häufig blättrigen Augit und Olivin, auch zeigen sich einzelne Kalktrümmer von seiner ehemals schlammigen und damals zugleich wahrscheinlich heißen Masse umflossen, welche auch die Zwischenräume und Löcher jener Blöcke ausfüllte. Die erloschnen Vulkane anderer Gegenden des südlichen Frankreichs, na-

mentlich die leider auf unserer diesmaligen Reise nicht gesehenen von Rochemaure und Clairmont mögen allerdings tiefere und deutlichere Blicke in die Geschichte der Basaltgenese thun lassen, als dieser da; doch kann man sich auch hier schon überzeugen, daß jenes Flötztrapgebirge, der Tiefe in heißer Schlammgestalt entquollen sey.

Gegen Mittag gewährte uns das freundlich unter Rosenhecken und blühenden Bäumen gelegene Landhaus des Herrn Lichtenstein Aufnahme und gastfreie Bewirthung. Die Broussonetia (der Papiermaulbeerbaum) steht hier im Freien neben andern Bäumen und Gesträuchen, welche bei uns das Gewächshaus nur im Sommer verlassen. Unsere Sammlung wurde durch einen jungen Verwandten des Herrn Lichtenstein noch mit südfranzösischen Insekten beschenkt; unsere Kenntniß der Gegend durch den Anblick einer alten, in Sandstein eingeschlossenen Austerbank vermehrt, zu welcher unser lieber Gastfreund und Landsmann uns hinbegleitete. Der Sandstein, welcher auf Kalk ruhend die Austernbank in sich schließt, scheint in seiner eigenen todten Masse von einer, organische Gestalten nachäffenden, bildenden Kraft bewegt gewesen zu seyn; da liegen häufig Knollen von Gestalt der Pflanzenfrüchte oder zweischaliger Muschelkerne.

Im Nachhausegehen betrachteten wir auch den aus angeschwemmtem Schuttland gebildeten Berg, worauf die Citadelle liegt, etwas näher, und ergötzten uns dann noch lange an dem regen Leben, das sich in den Alleen der Esplanade am schönen Frühlingssonntag auf- und niederbewegte. Das Theater wurde nur von aussen betrachtet, auch nach den „kostbaren Pforten und eisernen Gittern“ sich umgesehen, welche an den berühmten Schul-

denmacher erinnern, von dem Mylius in seiner Reise erzählt. Einer unter uns erzählte dabei von einem Manne dessen zahlreiche Gläubiger lauter Altgläubige gewesen, weil in neuerer Zeit und schon seit verschiedenen Jahren dem Manne niemand mehr glauben wollen. Dieser konnte sich, wie er sagte, bloß aus einer gewissen, seiner Natur anklebenden Empfindsamkeit nicht dazu entschließen seine Altgläubiger zu bezahlen. Denn, sagte er, jede solche Schuld erinnert mich an eine frohe, glückseelige Stunde meiner vergangenen Jugend, und ich bin nun einmal ein wahrer Narr auf solche Erinnerungen und kann mir sie gar nicht oft genug zurückrufen lassen.

Der Abend kam diesmal wie unter lauter Musik und Kerzenlicht heran, für uns beide aber auch zugleich die Stunde der Abreise. Wir trennten uns ungern von Montpellier, das uns in so kurzer Zeit so reiche wissenschaftliche Belehrung und so liebe Bekantschaften gewährt hatte. Aber die Abfahrt mit der nach Nismes abgehenden Diligence war einmal schon auf die heutige Nacht festgesezt.

Wir wurden in ein Zimmer der Diligence hineingewiesen, in welchem schon drei andere Personen Platz genommen hatten, die wir Anfangs im Dunkel nicht sehen konnten, sondern blos sprechen hörten. Als der Schein der angezündeten Laterne durch die Fenster hereinfiel, beleuchtete er das gar freundlich und treuherzig aussehende Gesicht eines alten, dicken Cataloniers, der uns gegenüber saß. Es war dieser, wie wir bald bemerkten, der Gegenstand des Witzes und Spottes der beiden Franzosen gewesen, mit denen er wahrscheinlich schon ein längeres Stück Weges gereist war. Gar zutraulich er-

eröffnete er mir, in einem freilich nicht ganz verständlichem Französisch, woher er käme und daß er nach Marseille zu reisen gedenke, wohin sein Sohn mit einem Schiffe kommen werde. Die Bekanntschaft war gleich in den ersten Minuten unseres Beisammenseins eröffnet, und da ich mich mit Interesse nach seiner Heimath erkundigte, gewann der alte Spanier eine so besondere Gunst und Liebe zu mir, daß er sich zu mir sezte, mir von Zeit zu Zeit die Hand drückte und von seinem starken Taback, welchen er theils kaute theils in kleinen Stückchen zerschnitten und in ein feines Papier gerollt, rauchte, durchaus auch einen Antheil aufdringen wollte.

Von meinem alten Catalonier ist mir auch, zum ersten Male auf dieser Reise in Frankreich eine Genugthuung wiederfahren, die ich längst erwartet und wohlverdient hatte. Er hat mich nämlich nach meiner Aussprache des Französischen für einen gebohrnen Franzosen gehalten und ganz dieselbe Meinung von mir hat auch späterhin ein unschuldiges Landmädchen in der Provence gehegt. Es ist mir das Urtheil dieser beiden ganz Unpartheyischen um so mehr werth gewesen, da es mich in der Meinung, welche ich von jeher über meine Gabe französisch zu sprechen gehegt, noch mehr bestärkt hat. Der geneigte Leser muß nemlich wissen, daß jenes Französisch das ich spreche, in gerader Linie, und zwar nur im vierten oder fünften Gliede vom königlichen Hause der Bourbons zu Paris herstammt, denn der Schullehrer im Schönburgischen Lande, bei welchem ich es erlernt, hatte es seinerseits von einem Manne, der zwar selber niemals in Paris gewesen, wohl aber sein Lehrer; denn dieser war Friseur am Hofe Ludwigs XV. Mein

Fran-

Französisch ist daher gewiß ein gerechtes, ein royalistisches Französisch, welches frei ist von allen jenen Nasenlauten und von jenem Verschlingen der Buchstaben und Sylben, welche sich das französische Volk wahrscheinlich während der großen Noth und herrschenden Unreinlichkeit der Revolution angewöhnt hat; es ist ein Französisch, das fast so klingt wie Deutsch. Nicht ohne Betrübniß muß ich hierbei bemerken, daß zu der Zeit, als ich in Frankreich reiste, vielleicht kaum sechs Menschen darinnen waren welche ein wahrhaftes und gerechtes Französisch sprachen und einer von diesen sechsen dessen Nahmen mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet, hat jezt jenes unglückliche Land wieder verlassen und lebt in München. Zwar auch den jetzigen Franzosen ist ein gewisser Sinn, ein gewisses Zartgefühl für den ächten Ausdruck ihrer Muttersprache nicht abzuläugnen, denn so oft ich irgend wo an einem öffentlichen Orte, z. B. in Marseille in einem Kaffeehause, mein ächtes und royalistisches Französisch gesprochen, hat es niemals an Solchen gefehlt, welche ihr Wohlgefallen durch lautes Lachen, oder durch Kopfnicken zu erkennen gegeben, aber leider mußte ich zugleich auch öfters die Erfahrung machen, das diese lauten Beifallgeber nicht einmal verstunden was ich sagen wollte. Mein eben erwähnter dicker Catalonier ging in seiner Anerkennung so weit, daß er mir gar zumuthen wollte, ich sey aus Paris, in welchem Gespräch wir jedoch durch ein, zufällig unter den beiden Franzosen auf der andern Seite des Diligencenzimmers entstandnes, lautes Gelächter unterbrochen wurden. — Der alte Spanier fieng nach einiger Zeit laut an zu schnarchen, wir Andern schliefen auch ein, und kamen so unvermerkt, nur durch ein kurzes Verweilen auf der Zwischenstation

in unserm Schlaf unterbrochen, und mit dem anbrechenden Tag zugleich in Nismes an.

Ich benuzte den mir noch bis zum Abgang der Diligence nach Beaucaire geschenkten Vormittag, um die mir für immer werthe, liebe Bekanntschaft unsers deutschen Landsmannes, des Herrn Heimpel Boissier zu machen. Diese Bekanntschaft ist mir wahrhaft ein geistiger Ruhepunkt: ein Stärkungsmittel für das durch längeres Reisen so gar leicht verödende Herz gewesen. Mein Freund wird hoffentlich nie das lesen, was ich hier von ihm schreibe; denn er bedarf solcher Bücher nicht. Die Landsmannschaft mit diesem lieben Manne, den ich, noch ohne ihn gesehen zu haben, durch einen gemeinschaftlichen Freund in Nürnberg bereits kannte, geht noch etwas weiter, als auf deutsches Land und Sprache, und knüpft noch ein festeres Band von Seele zu Seele. In Gesellschaft dieses Landsmannes lernte ich auch den trefflichen jungen Prediger der reformirten Gemeinde kennen, und beide führten mich zur Bibliothek und den andern mit ihr verbundenen Sammlungen, von welchen schon oben Seite 178. die Rede war.

Nachdem ich mit Heimpel Boissier noch einige Stunden zugebracht, in denen wir beide uns so nahe gekommen, und innerlich so bekannt geworden, als wären wir Jahre lang beisammen gewesen, verließ ich das mir erst heute recht theuer gewordene Nismes.

8. Reise nach Beaucaire und St. Remy.

Der Nachmittag an welchem wir von dem alten Nismes hinausfuhren nach dem königlichen Rhonestrom war wunderschön. Wir beiden fanden uns mit einem einzigen Reisegefährten in dem geräumigen mittleren Zimmer der Diligence allein; unser alter Catalonier war der Wohlfeilheit wegen im hintern Raume des Wagenschiffes geblieben. Wir genoßen den lieblichen Frühlingsabend, beständig zum offenen Fenster des Wagens hinausgeneigt, in seiner ganzen Schönheit. Vor Beaucaire, bei welchem schon der Uebergang über die Schiffsbrücke einen Aufenthalt macht, stiegen wir aus, um diesen mehrfach interessanten Ort etwas zu besehen. Im Vorbeigehen an der alten, auf einer Felsenwarte gelegenen Burg, dachte ich gar lebhaft an einen trefflichen Freund, welcher vor kurzem in deutscher Zunge die Geschichte der Nicolette von Beaucaire gar lieblich besungen *). Freilich wird jeder Reisende, welcher so wie wir zu einer andern Jahreszeit hier durchkömmt, bedauern müssen, daß er diesen merkwürdigen Ort nicht in der Zeit seiner eigentlichen Herrlichkeit: in der Zeit der weltberühmten Messe, welche am 22. July beginnt, gesehen habe. Diese Messe da an der Stra-

*) A. Gr. v. Platen in seinem Schauspiel: Treue um Treue.

ße eines uralten Weltenhandels: an der schiffbaren Rhone, ziehet ein buntes Völkergemisch aus allen Nachbarländern herbei. Die kleine Stadt reicht alsdann zum Beherbergen der fremden Schaaren und der von ihnen mitgebrachten Güter bei weitem nicht hin. Eine zweite Supplementstadt, aus bretternen Buden gebaut, mit freien Plätzen und Straßen und Seitengassen, geräumiger als die der eigentlichen Stadt selber, entsteht aussen vor dieser, auf einer großen Wiese. So ist das Land umher ganz überdeckt von Buden und Wägen und Zelten und zugleich ist auch der Rhonestrom ganz erfüllt von Schiffen mit spanischen, sardinischen, französischen und italienischen Wimpeln; Spanier und Portugiesen, Italiener, Engländer und Schweitzer besuchen die berühmte Messe und in dem Gewühl hört man die verschiedensten Zungen von Europa durcheinander sprechen. Nach vollendetem Geschäft am Abend, sieht man da die Spanier ihre nationellen Tänze halten, die Italiener sich zum landsmannschaftlichen Gespräch versammeln, und jedes Volk auf heimathliche Weise, wetteifernd an ausgezeichneter Art und Glanz mit den andern, sich vergnügen. Es geht hier wie in der Geschichte des Barbiers von Sevilla: mit jedem Esel mehr nimmt auch die Zahl der nöthigen Bedienung zu; so wird auch der Schwarm von Messfremden, die hier im Handel gewinnen wollen, von einer Menge von Leuten begleitet, welche den Gewinn gern mit ihnen theilen möchten. Da gibt es denn mannigfaltige Verkäufer von Wein und allerhand Leckereien; da aber von diesen Genüssen gar leicht jemand erkranken könnte, findet sich bald eine ganze Schaar von Aerzten ein: die Aerzte können nicht ohne Apotheker seyn; es kommen mithin auch diese. Spielbuden und Gelegen-

heiten zu andern Belustigungen werden in Menge errichtet; da aber eine solche Lust nicht ohne Streit abgeht, und zum Streit die Rechtsgelehrten und Anwälde gehören, so fehlt es auch an diesen nicht, und für anderweitige Folgen der Streitigkeiten sorgen die Wundärzte, welche auch zur Messe von Beaucaire in ziemlicher Zahl herbeikommen. Wenn am Tage über die Seidenhändler, die Oel-, die Leder-, die Tuch-, die Leinwandhändler Geschäfte gemacht haben, deren Ertrag sich auf Tausende von Franken beläuft, wobei wenig Worte gewechselt worden, so sieht man am Abend das arme Volk der Arzneienverkäufer und ähnliche Kleinhändler mit gar vielen Worten und Geschrei seine Geschäfte machen, deren Betrag aufs Höchste auf etliche Sous oder Franken ansteigt. Auch an Dieben und Gaunern aller Art fehlt es nicht, welche unter allerhand Form und Gestalt herumschleichen, um die Kaufleute bei guter Munterkeit und Aufmerksamkeit zu erhalten. Das kleine Beaucaire, das sonst nur 10000 Einwohner hat, ist zur Zeit der Messe so übervölkert, daß man rechnet, daß dann an jedem Tage so viel Menschen ab- und zugehen, als gewöhnlich darinnen wohnen, nämlich 10000. Das ganze Städtlein mit sammt seinen Einwohnern ist aber auch jezt lediglich nur für diese Messe da. Es scheint als bedürften die Bewohner von Beaucaire ein ganzes Jahr, um den Ueberreitz, welchen der unmäßige Lärmen und die Vergnügungen der Messe bei ihnen erregt, wieder auszuschlafen. Arbeitsamkeit und Erwerben im Schweiß des Angesichtes ist gerade ihre Sache nicht, die Messe allein bringt ihnen aber auch so viel ein, daß sie allenfalls zur Bestreitung der nöthigsten Ausgaben im übrigen Theil des Jahres hinreicht. — Ein sonderbares Völklein! dem

es in der Zeit der Religionskriege dieser Gegend einerlei gewesen, ob es jezt einmal Jahre oder Monate lang die Messe in der Kirche angehört, oder die Predigt der Reformirten; denn man pflegte sich unten in der kleinen Stadt getreu und ohne einiges Bedenken nach der religiösen Ansicht zu richten, welche oben auf der beherrschenden Burg beliebt gewesen, die Burg aber, hier an der Heerstraße der kriegerischen Kämpfe, war bald in den Händen der einen, bald der andern Parthei. Auch Beaucaire hat indeß eine schönere poetische Blüthenzeit gehabt; aus der Geschichte der alten provençalischen Dichtkunst fällt ein verklärender Strahl auch auf seine alte Burg und Mauernzinnen und schon zu den Zeiten der Römer ist dieser Punkt, wo Ugernum gelegen, von Bedeutung gewesen.

Die Rhone ist hier ein breiter, schöner Strom. Eine ansehnliche Schiffbrücke bildet zwischen Beaucaire und dem gegenüber gelegenen Tarascon die Verbindung. Sie besteht aus zwei Theilen, in deren Mitte eine sandige Insel liegt, auf welcher, wie man sagt bereits die Römer den steinernen Damm begründeten, über welchen der mittlere, feststehende Theil der Brücke gelegt ist.

Mein alter Catalonier hatte sich auf der Schiffbrücke wieder zu mir gesellt. In einem Französisch, welches ihm wahrscheinlich wegen der Erschütterung der Diligence eben so schwer zu sprechen geworden als mir zu verstehen, sagte er mir, daß er bemerkt habe, daß ich kein Franzos, sondern ein englischer Schiffscapitain sey; er wolle mir daher eröffnen, daß sein Sohn eine ganze Ladung von Korkstöpseln, von einer Beschaffenheit, wie er sie hier aus der Tasche seiner Jacke hervorgelangt und

mir gezeigt, mit sich bringen werde. Ich werde wohl Gebrauch machen können von den Korkstöpseln, welche in meinem Lande sehr gesucht seyen; solle mich daher nur an ihn und seinen Sohn wenden, in Marseille am Hafen, wie die Addresse zeige. Ich aber sagte ihm, daß ich kein Schiffscapitain sey, sondern bloß ein reisender Gelehrter, worauf er mich mit großen Augen angesehen.

Jenseits der Schiffbrücke kommt man in das gewerbthätige, lebhafte Tarascon. Da steht noch die wohlerhaltne Burg des guten Königes Renatus, von König Ludwig von Sicilien erbaut. Die Burg des Renatus, von welchem die Züge von Milde, Freundlichkeit und Humorismus noch jezt in der Sage des Volkes fortleben, welches bis auf diesen Tag jener glänzenden Turniere gedenkt, denen der poetische Sinn jenes Herrschers ihren eigenthümlichen, schönen Anstrich gegeben, in welchem der ritterliche Geist des damaligen Jahrhunderts mit dem Gewand eines idyllischen Schäferlebens sich überkleidet. Selbst die Legende, mit welcher die alte Geschichte von Tarascon beginnt, trägt die liebliche Form und Einkleidung alter provenzalischer Dichtung. Die Gegend, sagt man, wo einst die Utricularier auf ihren, mit Luft gefüllten Schläuchen die Fremden und ihre Waaren hier über die Rhone gesezt, und welche nachmals von den Römern, durch die Anlage einer Brücke zu einer bequemeren Ueberfahrt geschickt gemacht wurde, war bald nach Christi Geburt von einem Ungeheuer „Taraske“ genannt verheert, welches blos von Menschenfleisch sich genährt. Dieses krokodilartige Fabelwesen wohnte im Gestade der Rhone, von wo es seine mörderischen Ausfälle in die Stadt fast täglich wiederholte. Da kam aus fernem

Morgenlande die heilige Martha mit ihrem Bruder Lazarus. Was ganze bewaffnete Heere nicht vermochten, das gelang der göttlichen Gewalt, welche in der zarten Jungfrau wohnte. An leichtem Bande gefesselt, führte sie das Ungeheuer in die Stadt, wo es von den Bewohnern getödtet wurde. In der Kirche der heiligen Martha hatte Vanloos Meister-Pinsel das Wunder dargestellt, welches noch jezt in dem volksthümlichen Schauspiel zweier jährlicher Prozessionen, am Pfingst-Montag und am Fest der heiligen Martha nachgebildet wird.

Die Gegend jenseits Tarascon, so wie man dem lieblichen St. Remy näher kommt, wird überaus schön und anmuthig. Ihrem natürlichen Reichthum und Schmuck der Natur hat noch der wunderheitre Frühlingsabend einen besonderen Liebreitz verliehen und in der Brust der Reisenden, welche vielleicht selbst durch die vorhergegangene schlaflose Nacht weicher und beweglicher geworden, wachten Gesänge der Jugend und der Liebe und die dunkle Erinnerung früh gehegter Träume auf. Dieses ist ja das Land, wo nach einem langen Winterschlaf kriegerischer Kämpfe und äußeren Elendes der Geist der Gesänge zuerst seine Schwingen geregt; hier sind die Berge, aus denen der Quell jenes beseelenden Stromes entsprungen, dessen Gewässer mit einer die Sitten mildernden Gewalt nachmals durch alle Nationen von Europa floß.

Es geht durch die ganze Natur ein inniges, dunkles Sehnen, wofür die Natur selber in ihrer Tiefe kein Wort zu finden vermag. Der Mensch soll dieses Wort finden; wäre es gefunden, so würden die alten Banden

gelöst und die gebundene frei. Da erhebt am frühen Morgen die Dichtkunst ihre Stimme, sehnsüchtig klagend wie die Nachtigall; ihr ist jenes Wehen der Liebe, welches durch Kräuter und Blumen und alle lebendige Wesen strömt, in seinem Abbild verständlich geworden; und in den grünen Auen des Thales, unter den Cypressen-Hainen der Bäche läßt sie die Worte des Liebenden und Geliebten vernehmen. Wenn sie aber, vom Morgen bis zum Abend immer lautere und tiefere Töne gesungen, bemerkt sie, daß der glänzende Thautropfen, an welchem ihr Auge sehnend gehangen, nicht die Quelle des Lichtes selber gewesen, welche sie gesucht. Der Abend kommt, die Sonne rüstet sich zum Hinüberziehen über die westlichen Gebirge; da schwellen die Töne der noch ungestillten Sehnsucht immer lauter und gewaltiger an, die Brust der Sängerin wird zersprengt, Philomele sinkt vom Baume und das unsterbliche Sehnen zieht der scheidenden Sonne nach, in die Heimath eines ewigen Leuchtens. — Es ist die Poesie der Liebe, wie sie zuerst in der Provence erwachte, ein Ringen des gebundenen, prophetischen Schwanes der im Menschen wohnet, der stummen Natur ihre Töne, ihre Worte wieder zu geben; das Rauschen des Quells, das Säuseln der Winde, die Bewegungen des Meeres, der Gesang der Vögel und das Freudengeschrei, so wie die Töne der Schmerzen der Creaturen des Feldes, wird in der Seele des Menschen zu einem Gesange verklärt, dessen eigentlichen, tiefen Sinn, Der wohl auch nachfühlt, welchem die Natur bekannt ist.

So lieblich wie gegen St. Remy hin, dünkte uns, hatten wir noch nie das reiche Gemisch der grünenden

von Wasserbächen und Kanälen durchzogenen Auen und der Weingelände, Olivengehäge und Cypressen-Haine gesehen: eingefaßt von beiden Seiten, in den von der Abendsonne vergoldeten Rahmen der alpinischen Gebirge.

Auf St. Remy hatten wir uns längst gefreut; hier war beschlossen die Nacht und einen Theil des anderen Tages zuzubringen. Ein großes, schönes Wirthshaus nahm uns auf und kaum hatten wir das wenige Reisegepäcke abgelegt, als wir uns, noch in der lezten Abendstunde, aufmachten, um die viel gepriesenen Alterthümer, welche unfern des Städtleins liegen zu betrachten. Ein Mann begleitete uns hinaus.

Auch diese herrlichen Denkmähler, die wir erst am andern Tage eigentlich kennen lernten, liegen, wie die Gardonbrücke, in einer einsamen Gegend, am Fuße zackiger Kalkberge, nahe am Eingang einer gähen Felsenschlucht durch welche ein Bach läuft. Die Abenddämmerung hatte sich schon in die Schluchten und Thäler niedergelassen; aber in den lezten Strahlen des Abendroths erglänzten noch auf dem Mausoleum die beiden Gestalten, jener durch sich selber und ihre liebenden Kinder glücklich gewesenen Gatten, welche noch jezt der Nachwelt ein Denkmahl menschlicherer, höherer Gefühle, mitten aus einer kriegerisch rohen, ausgearteten Zeit sind. Die gebundenen Gestalten am Triumphbogen, durch ihr langes Haar und durch kräftig schönen Umriß an deutschen Völkerstamm erinnernd, sprechen von einem fernen Abend der Geschichte, auf welchen seitdem schon längst ein frischer, fröhlicher Morgen der Völker gefolgt ist. Wir ruheten auf den steinernen Bänken, unter laubreichen Bäumen, von Frühlings-Käfern und Dämmerungs-

faltern umschwärmt, bis endlich die ersten aus dem klaren Himmel hervorleuchtenden Sterne uns daran erinnerten, daß es jezt Zeit sey für den wandernden Menschen, zur Ruhe zu gehen. Unseren Führer hatten wir, um den stillen Abend auch still genießen zu können, wieder zurück geschickt, und so gingen wir beide, Hand in Hand, von dem alten Denkmahl zärtlicher Gattenliebe, über die schweigende Gegend schweigend hinein zum Oertchen, und nach unserem Gasthaus.

In der That wer ein recht großer Liebhaber der Freuden des Mahles gewesen wäre, dem müßte das Gasthaus in St. Remy schon durch das Abendessen, welches wir da erhielten, besonders merkwürdig geworden seyn. Die freundliche Wirthin hatte an einer ganzen Fülle südfranzösischer Natur-Erzeugnisse ihre Meisterschaft in der Kochkunst gezeugt. Nur um der Merkwürdigkeit willen erwähne ich den Dualismus, welcher aus der ganzen Anordnung des Abendessens hervorschien. Nach der Suppe war da zweierlei Eingemachtes, zweierlei Buddings, zweierlei Fische, zweierlei geflügeltes Wildpret, auf zweierlei Weise zubereitetes Wildpret aus der Klasse der Säugthiere, und so gingen die beiden Gegensätze auch durch die Ordnung der Früchte, der Torten und des übrigen Nachtisches hindurch. Auch von Weinsorten stunden immer zweierlei auf dem Tische. Ganz besonders erfreute uns aber auch die Abendgesellschaft, welche mit uns bei Tische saß. Eine ehrenwerthe Familie, Landgutbesitzer aus der südlicher gelegenen Ebene: ein ältlicher, kräftiger Mann mit seiner Frau und zweien Söhnen in blühendem Jünglingsalter. Man merkte dieser Familie, ohngeachtet der einfachen Kleidung, nicht

blos einen gemüthlichen Zustand der Wohlhabenheit, sondern auch eine gewisse äußere Bildung an, welche freilich in jenem Lande ein gemeinsames Eigenthum aller Stände ist. Mit einer gutmüthigen Höflichkeit nöthigte man meiner Frau eine wärmende Kohlpfanne auf, auf welche diese ihre Füße stellen mußte, „weil der Fußboden im Zimmer sehr kalt sey“. Bei Tische wurde ihr jedesmal zuerst präsentirt und vorgelegt und sie zum Zulangen von dem was unseren Mitgästen das Beste und Delikateste geschienen, mit fast zudringlicher Höflichkeit genöthigt. Die guten Leute bedauerten meine Frau gar sehr, daß sie eine so weite Reise mitmachen müsse. Sie wunderten sich, daß auch uns, in einem Lande, welches der Mann seiner Frau eben als sehr kalt geschildert hatte, Schnepfen und selbst Südfrüchte nicht ganz fremd und unbekannt seyen.

Nach der Ermüdung des heutigen und gestrigen Tages, that die Ruhe in den reinlichen bequemen Betten ganz besonders wohl, und die Sonne beleuchtete schon die gegenüberliegenden Häuser und die Allee der hohen Bäume, als wir zum Frühstück ein Kaffeehaus besuchten und von da uns wieder auf den Weg nach den alten römischen Denkmählern aufmachten. Heute sahen wir alles erst deutlich, darum soll auch die Beschreibung erst nun folgen.

Sobald man die jetzige, in der grünenden Ebene gelegene, Stadt nach Süden hinaus verläßt, zieht sich der Weg nach einer mäßigen Anhöhe hinauf, welche von der bereits erwähnten Kalkgebirgskette begränzt wird. An einem Bache, welcher etwas tiefer an der rechten

Seite des Weges herunterläuft, zeigen sich Baumpflanzungen, Olivengehäge und Weingärten, unter denen in der Ferne noch einzelne Bauernhäuser stehen. Links von der Straße sieht man größere Landhäuser, und es fällt unter ihnen am meisten das schöne Haus, in welchem die später zu erwähnende Heilungsanstalt für Geistes-Kranke ist, ins Auge. Die beiden römischen Denkmähler, ein Triumphbogen und ein Grabmahl, sind ohngefähr eine halbe Stunde von der jetzigen Stadt entfernt. Sie stehen ganz nahe an einander, und sind im Ganzen so wohl erhalten als wenige Denkmähler dieser Zeit. Das herrliche Triumphthor, dem freilich, so wie einzelnen seiner Figuren, das schöne Haupt: die Kapitäler der edlen korinthischen Säulen und ein großer Theil der oberen Zierrathen abgeschlagen sind, hat in seinem jetzigen Zustande nur noch die Höhe von einigen zwanzig Fußen. Die innere Höhe des Bogens ist etwa sechszehn, seine Weite acht Fuß; seine Oeffnung gehet nach Norden und Süden. An den äußeren Ecken stehen zwei, und neben den Pilastern, welche das Bogengewölbe tragen, abermals zwei korinthische kanellirte Säulen, deren Halbmesser ein Siebentheil der Höhe ist. Alle Verzierungen, von den Rosen an, welche in die sechseckigen Vertiefungen des inneren Bogengewölbes eingesezt sind, bis zu den in der Höhe schwebenden, Palmen in der Hand haltenden Victorien: die Laubgewinde, die Opfergeräthe und Flöten sind aufs Sorgfältigste gearbeitet, und die Fichtenzapfen, Trauben, Epheugewinde, Oelzweige, Blumen und Früchte der Archivolte, von Bändern umschlungen, erinnern in ihrer Zierlichkeit an die Ausschmückungen ähnlicher Art und Gattung, welche man an Denkmählern aus den Zeiten der Herrschaft Augusts bemerkt.

Einen wahrhaft rührenden Eindruck machen da, in der stillen, einsamen Gegend, die gebundenen Gestalten, Kriegsgefangene darstellend, an beiden Seiten der Thoröffnungen. Es sind vier Gruppen, jede aus einer männlichen und weiblichen Figur gebildet. Die eine schöne, weibliche Gestalt, mit aufgelöstem Haar, legt mitleidig tröstend dem geliebten Krieger, dessen Hände auf den Rücken gebunden sind, ihre Hand auf die Schulter. In einer andern Gruppe breitet die neben dem gebundenen jugendlichen Helden stehende weibliche Gestalt die Hände, wie bei einer lauten Klage aus, in einer dritten theilt die Gemahlin des Kriegers sein Schicksal, auch ihr sind die Hände auf den Rücken gebunden, während dagegen bei der vierten Gruppe, eine großentheils verstümmelte weibliche Gestalt, in faltigem Gewand, auf kunstreichem Sessel, neben dem Gefesselten dalehnt.

Es ergehet dem Geist eines Wanderers öfters wie seinem Leibe; jener sieht sich durch innere, wie dieser durch äussere Bewegungen in Gegenden versezt, welche er so und auf diese Weise nicht erwartet hatte. Mich führte der träumende Sinn aus der Heerstraße aller der Meinungen und Ansichten, welche die Alterthumsforscher über die Bedeutung und Entstehung des Triumphbogens erbaut haben, hinüber auf das nur wenige Meilen entfernte Schlachtfeld, wo einst unter Marius die Blüthe eines ganzen deutschen Völkerstammes gebrochen worden. Wundervoller Zug des einen Volkes zum andern! Das deutsche Volk und jenes der Römer sind in der Geschichte der beiden lezten Jahrtausende gleich zwei Ehegatten verbunden gewesen, die schon in früher Zeit, durch den Willen der Eltern einander verlobt, lange Zeit jedoch

sich unbekannt geblieben. Dem wilden, in der Fremde entarteten Jüngling, wird, als die Zeit der Vermählung heran nahete, die züchtige, keusche, in kräftiger Jugend blühende Jungfrau, zugesendet. Die Bescheidene bittet den künftigen Gemahl, er solle ihr nur ein Hüttchen an der Seite seiner Palläste und Burgen, zur friedlichen Wohnung einräumen. Jener entläßt die Bittende, gemißhandelt und geschlagen. Wußtest du nicht, stolzer Geist des Römers, wer Die war, welche jezt noch als bittendes Mägdlein vor dir gestanden? Sie wird bald wieder kehren als kräftige Kriegerin und in deine Palläste, als Herrin einziehen; ungern, jedoch dem heiligen Willen des Vaters folgend, dem entarteten, weichlich gewordenen Schwächling die Hand zum langen Bunde der Jahrhunderte reichend. — Welche treue und stille Unterwürfigkeit wäre zu finden, die dir nicht die aufopfernd Liebende, in der für alle Völker Europens gesegnet gewesenen Ehe erwiesen hätte? Du aber, öfters mit Anderen buhlend, hast ihre Treue nur selten erkannt und gelohnt, und die Geschichte weiß von deinen Härten und Mishandlungen, welche die treue Jugendgenossin gerne vergessen und verschweigen möchte. Doch der neue Morgen ist nahe und vielleicht wird einst auch diese duldende Treue anerkannt und belohnt.

Das nur zwölf Schritte weit, westlich vom Triumphthor entlegene Grabmahl, endigt in einer Höhe von etwa funfzig Fuß mit einer kleinen, tempelartigen Kuppel, welche von zehn korinthischen Säulen getragen wird. Unter dieser, mit zierlichem Fries geschmückten Wölbung stehen zwei Figuren in lang herunter wallendem, römischen Gewand: ein Mann und eine Frau, das Ange-

sicht nach Osten gekehrt, als schauten sie mit Sehnen dem über die Völker aufgehenden neuen Morgen entgegen. Die Inschrift: SEX. L. M. JULIEI. C. F. PARENTIBUS. SUEIS welche sich am zweiten Stocke, dessen vier Thore nach den Weltgegenden geöffnet sind, nach der Ostseite zu findet, scheint darauf hinzudeuten: daß die kindliche Liebe der Söhne des Julius Cajus dieses Denkmahl den vorangegangenen Eltern errichtete. Es wird dieses zweite, viereckte Stockwerk an den Ecken von vier korinthischen, kannellirten Säulen gestüzt, über denen ein Fries hinläuft, der mit den Bildern geflügelter Seepferde und Sirenen geziert ist. Am Schlußstein jedes der vier Thore, zeigt sich ein Medusenhaupt. Den Grund des ganzen Gebäudes bildet ein auf viereckigem, aus massiven Quadersteinen gebauten, Sockel ruhender vierseitiger Aufsatz, dessen Wände zwölf Fuß breit und acht Fuß hoch sind. Die halberhabenen Arbeiten, an diesen vier Wänden, scheinen von den Schicksalen jenes Mannes zu reden, dem zu Ehren das Denkmahl errichtet worden. An der Westseite zeigt sich ein Handgemenge des Fußvolkes und ganz nach vornen ein getödteter Krieger am Boden liegend; an der Nordseite, gegen die Stadt hin, sieht man ein Gefecht der Reiterei. Die Südseite scheint einen Abzug vom Schlachtfelde anzudeuten: Reiter und Fußgänger durch einander gemischt, als Nebenfiguren ein Eber, ein aufbäumendes Roß, welches den Reiter verloren und — gleich einer Unglück weissagenden Sibylle, — ein unbekleidetes Weib am Boden sitzend. Die Ostseite endlich stellet einen Triumpheinzug dar, dessen Figuren, weibliche unter die männlichen gemischt vorwärts schreitend gesehen werden. Unter dem Gesimse laufen wellenförmig gebogene Guirlanden, von

schwe-

schwebenden Genieen gestützt hin, dazwischen zeigen sich die Larvengesichter von Faunen.

Der Morgen war überaus lieblich und kühl; ein frischer Wind, der sich in den benachbarten Weingärten mit gewürzreichen Düften beladen, wehte aus der Ebene herauf, über deren nördlichen Saum die beschneyten Gipfel der Alpengebirge hereinblickten. Wir saßen und stunden lange vor dem alten Grabmal, dessen beiden Gestalten die Morgensonne ins Gesicht strahlte: ein Sinnbild jenes ewigen Lichtes, zu welchem solche Seelen immer, selbst aus der sehnsuchtsreichen Dämmerung des Heidenthums, den Aufflug finden, in denen die Liebe hienieden gelebt.

An einer benachbarten Felsenwand sahen wir dem Bauen einer Mauerbiene zu, welche, ebenfalls von zärtlicher Elternliebe bewegt, mit mühsamer Eile für die noch künftige Brut sorgte. Ich sah dieses schöne Thier, mit gelbseidener Wolle bedeckt, zum erstenmal lebendig; zwei Zellen aus Sandsteinchen, fest wie eine Gebirgsart aufgemauert, waren bereits fertig, und bei der Speise des Bienenbrodes lag wahrscheinlich schon in jeder ein Ey; von der Seite her hatte die Künstlerin schon das gewölbte Dach begonnen. — So baut auch in dieser Region die Liebe zwischen Eltern und Kindern Denkmäler, welche ebenso zu den kommenden Geschlechtern der nachfolgenden Jahre sprechen, als das Grabmal, das die Römer, die Söhne des Julius Cajus, ihren Eltern errichtet.

Die Bildung der Kalkfelsen, an deren Fuße die beiden Denkmäler stehen, ist so sonderbar, so auffallend, daß sie wohl jeden seiner Füße mächtigen Wanderer zu einem Besteigen und Durchstreifen ihrer Höhen und Buch-

ten einladet. Einzelne Zacken und Zinnen schienen uns wie alte Ruinen, bis sich das Auge beim Nähertreten über ihre eigentliche Natur belehrt hatte. Wir folgten mühsam einer jäh in die Felsenwände geschnittenen, von einem Bächlein durchströmten Schlucht. Ein empfindlich kühler Wind wehte uns aus derselben entgegen; jenseit des anderen Ausganges der Schlucht fanden wir uns in einer wildeinsamen Gegend, deren röthlichgraue, bizarre Felsenmassen einem Menschengeiste, wenn er öfter da verweilte, düstere Gedanken und wunderliche Träume einzuflüstern vermöchten. Hier hat vielleicht öfters jener, im Mittelalter berühmt gewesene Nostradamus, der in St. Remy geboren und erzogen war, geweilt und gewandelt, und aus jenen düsteren Felsengrotten den ersten Anhauch seiner sybillinischen Träume empfangen.

Schon im Nachhausegehen begegnete uns der freundliche Kaufmann aus St. Remy, an welchen wir durch Herrn Heimpel Boissier empfohlen gewesen, und der uns bereits gestern Abends im Wirthshause aufgesucht hatte. Es war seine Absicht gewesen uns in der Gegend herumzuführen, er hatte aber nicht gemeint daß wir so früh auf seyn würden. Der gefällige Mann begleitete uns jezt noch zu der allerdings sehr merkwürdigen und sehenswerthen Heilungsanstalt für Geisteskranke, welche unter der Leitung und Pflege eines sehr verständigen Arztes steht. Dieser sucht hauptsächlich Musik und Gesang als Heilmittel, in diesem Lande des Gesanges anzuwenden; und die aus dem Rythmus ihrer gesunden Bewegungen getretene Seele kehret öfter zu diesem zurück, wenn sie durch die beständig einwirkende Macht der Töne genöthiget wird dem rythmischen Gange einer gesunden Seele zu folgen. Man hatte uns von einem deutschen Lands-

mann aus Hamburg (v. H***) gesagt, welcher hier mitten in der lieblichen Natur, von finsterer Schwermuth umfangen, Jahrelang düster schweiget. Ein Freund hatte mich ersucht den Unglücklichen deutsch anzureden; der Aufseher des Krankenhauses wollte indeß von einem jezt anwesenden deutschen Kranken nichts wissen, wollte mich jedoch dennoch in das Zimmer des einen, aus ferner Heimath hieher gekommenen Leidenden führen, der vielleicht jener Deutsche seyn könne. Zu meiner Freude fanden wir das Zimmer leer, denn ein inneres Gefühl sagte mir, daß die Töne der Muttersprache in einem solchen Leidenden den innern Schmerz nur vermehren, statt lindern müßten.

Die innere und äußere Einrichtung jener Heilungsanstalt, verbunden mit der glücklichen Lage unter einem so lieblichen Himmelsstriche, machen dieselbe wohl zu einer der vollkommensten in ihrer Art. Man scheint hier sehr genau zu unterscheiden, bei welchen Kranken das innere Leiden aus blos körperlichen Ursachen, z. B. aus den Folgen eines Wochenbettes, hervorgegangen; diese sind gesondert, und werden auf eigenthümliche Weise behandelt. Ebenso werden die von wilderer Raserei Befangenen in besonderen Zimmern verwahrt, und ganz anders behandelt, als die größere Zahl der Geistesirren und Schwermüthigen. Die gewöhnlichen Heilmittel, z. B. Bäder u. s. w., welche man auch in andern Heilanstalten der Art findet, bedürfen hier keiner besondern Erwähnung. Die Zimmer der einzelnen Kranken, so wie ihre Versammlungssäle und Kirche, sind freundlich und schön eingerichtet; geschlossene Höfe für die Rasenden, Gärten mit schattigen Baumpflanzungen für die Andern, umgeben das ganze Haus. Merkwürdig war es uns,

daß nach der Aussage des Aufwärters der Wahnsinn bei den Meisten durch politische Träume und Parteienwuth entstanden. Eine Gesellschaft von Kranken, welche da im Garten lustwandelte, sollte uns, so wollte es der Aufseher, eines ihrer Lieblingslieder singen; sie hatten aber hiezu keine Lust. „Du glaubst," schrie der Eine, welcher der Stimmführer der Andern geschienen, dem Aufseher zornig zu, „du glaubst du seyst ein besserer Royalist als ich und könnest mir deßhalb befehlen, aber ich bin, so rief er mit immer steigendem Zorne, ein besserer Royalist als du, und lasse mir nichts von dir gebieten." Die wahnsinnige Aeußerung wirkte alsbald mit ansteckender Gewalt auch auf einige Andere aus gleicher Ursache Kranke, welche ebenfalls mit lauter Stimme bezeugten, daß sie gute Royalisten wären.

Gleich finsteren Schatten, schweigend und düster, wandelten unter den Bäumen einzelne aus Hochmuth Wahnsinnige; — (denn der Hochmuth selber ist schon Wahnsinn, der sich jedoch öfters ein ganzes Menschenleben hindurch mit dem Anscheine von Vernunft zu bekleiden weiß). Einzelne Kranke sahen wir auch noch, deren Wahnsinn durch thierische (sinnliche) Liebe erregt war; diese sind häufig die gefährlichsten Kranken, welche bewacht werden müssen, damit der wilde Trieb in ihnen nicht die nahe verwandte Form der Mordlust annehme.

Wir kehrten jezt zum Städtlein zurück, um mit dem Courier nach Orgon abzugehen, wo wir die gegen Abend daselbst durchgehende Diligence abwarten wollten.

9. Reise über Aix nach Marseille.

Ich weiß nicht welchen ganz besondern, unwiderstehlichen Zug das Meer, wenn es in der Nähe ist, auf den erdgebohrnen Menschen ausübt, welches Recht es auf diesen, selbst wenn er mitten in dem Festlande gebohren ist, hat; so viel ist aber gewiß, daß wir beide kaum den Abgang des Couriers, aus dem doch so lieb und werth gewordenen St. Remy erwarten konnten, um mit ihm nach Marseille — ans Meer — abzugehen.

Das herrliche Frühlingswetter und die romantische Gegend wollten uns Anfangs verleiten von Orgon aus noch einige Stunden zu Fuße zu gehen; wir bemerkten aber, kaum vor den Ort hinausgekommen, daß wir noch zu wenig an die Frühlingshitze der Provence gewöhnt seyen, besonders da unsere Kleidung noch gegen den Kälte-Anhauch des Mistral und auf das nächtliche Fahren in der Diligence berechnet, und das Reisegepäck für eine Wanderung zu Fuße zu schwer gewesen. Wir kehrten daher, etwas beschämt, wieder nach dem Posthause um, legten da das Reisegepäck ab und beschlossen uns den Nachmittag hindurch in der äußerst romantischen Umgegend zu ergehen.

Zuerst besuchten wir die Durance. Unmittelbar bei dem Städtlein prangten blühende und grünende Gärten,

zwischen denen es sich sehr kühl und schattig hingehen ließ; die Ufer des reißenden Flusses selber sind steinig und öde und verkünden überall die zu Zeiten wild verheerende Gewalt seines trüben Gewässers. Varioliten und andere Trümmer des fernen Urgebirges ließen den alpinischen Ursprung des Gebirgstromes errathen. Vom Gehen auf steinigem Wege ermüdet suchten wir vergebens unter den laubarmen, immergrünen Eichen, welche an der nördlichen Uferseite stunden, einigen Schatten. Dieser wird desto reichlicher gefunden, in dem ganz nahe bei dem Städtlein gelegenen, sehr merkwürdigen, durchbrochenen Felsen, durch welchen auf eine mühsam durch den Felsen gesprengte Strecke von vier hundert und vierzig Schritten Ausdehnung der wohlthätige Kanal geleitet ist, welcher einem, ehemals jenseits des Berges stagnirendem Gewässer den Ausgang gebahnt, und der zu jenem wohlthätigen System von Bewässerung gehört, welches einem Landstrich von fast zwanzig Meilen Ausdehnung, Fruchtbarkeit gewährt, und zugleich eine, dem Verkehr sehr wohlthätige Verbindung, zwischen der in ihrem eigenen Bette unbeschiffbaren Durance und der Rhone bildet.

Wir bestiegen jezt die west- und südwärts von Orgon gelegenen Felsenhöhen, welche gleich über der Stadt mit den alten Ruinen einer Ritterburg, und mit dem verödeten Gemäuer eines ehemals ansehnlichen, erst in den Zeiten der Revolution zur Ruine gewordenen Klosters geziert sind. Eine Gebirgsgegend von solchem Charakter wird nur hier, unter dem warmen Himmel der Provence gefunden. Im Ganzen sind die Höhen so kahl und öde, daß sie kaum den genügsamen Heerden der Ziegen Nahrung gewähren. Ueberall aber in den schattigen

Schluchten, ziehen sich Oelbaumpflanzungen und hohe Feigenbäume hin, und Weingärten bekleiden den Fuß der Berge. Lebhafter als anderswo, wurden wir durch die eigenthümliche Gestalt der von engen Thälern und Schluchten durchzogenen Berge an die Abbildungen erinnert, welche wir wohl sonst von den Gebirgsgegenden des steinigen Arabiens oder Palastina's gesehen. Wir bestiegen auf einem zulezt sehr bequemen, an der gähen Felsenwand ausgehauenen Wege, die alten Ruinen, und überschauten von einem westwärts noch höher gelegenem Punkte einen Theil der Bergkette und der nach beiden Seiten sie begränzenden Ebenen. Die Alpinen, — so nennt man diesen merkwürdigen Bergzug — ziehen sich hier von Orgon und dem Ufer der Durance an westwärts hinüber bis nach dem Rhoneufer bei Tarascon. Ihre höchsten Gipfel sind, von der Wasserfläche der Rhone gerechnet, kaum über fünfhundert Fuß hoch. Die aromatischen Gebirgskräuter des Südens sind an ihren kahlen Wänden, wenn auch nicht in Menge, doch in großer Mannichfaltigkeit zu finden; die ganze Fülle der Fruchtbarkeit des provenzalischen Himmels ergießt sich in die Thäler, welche das Gebirge durchschneiden, und besonders an den Kanälen hin, welche von hier aus das Land durchziehen.

Nördlich von den Alpinen ist die Ebene, oder das weite Thal, ebenso beschaffen, wie die bei St. Remy beschriebene Gegend. Südwärts zieht sich von den Bergen hinunter, in unübersehlicher Ausdehnung, bis zum Meere abwärts, die merkwürdige Ebene Craw. Da sieht man nichts als einen flachen, nur hie und da mit wellenförmigen Eintiefungen durchschnittenen Steinboden, aus dessen Zwischenräumen Thymian und Lavendel, und an-

dere südliche aromatische Kräuter in solcher Menge hervorwachsen, daß sie in der Zeit ihrer Blüthe der ganzen Ebene einen blauen Schimmer geben. Es ist jene steinige Ebene den Winter hindurch der Aufenthaltsort und Weideplatz für unzählige Vieh- besonders Schaafheerden. Die einsam lebenden Hirten sind unter Leitung einzelner Oberhirten in besondere Gesellschaften geordnet. Wenn in der heißen Zeit des Sommers, in der alsdann versengten Ebene, der Quell der Weide versiegt; wenn der durstige Wanderer durch den, die Gestalt der Wasserflächen nachäffenden Schein der Dünste öfters getäuscht, überall statt der gehofften Erquickung nur den dürren, brennendheißen Steingrund findet; dann begiebt sich der größere Theil der Hirten mit ihren Heerden nach den benachbarten Gebirgen, wo sie abermals einsam und abgeschieden, die Pflege des Viehes und das Geschäft der Käsebereitung betreiben. Die Lebensweise jenes Nomadenvolkes ist die einfachste, welche man sich denken kann. Nur selten wird durch ein wenig Brod oder etwas schlechten Weines eine Abwechslung in das beständige Einerlei ihrer gewöhnlichen, aus der Milch der Heerden bereiteten Mahlzeit gebracht. Vielen von ihnen wird auch nur selten das Glück der Zusammengesellung und mündlichen Mittheilung mit ihren Gefährten zu Theil. Es gewinnt aber auch, wenn man durch frühe Gewöhnung sie verstehen lernte, diese abgeschiedene Einsamkeit, am rauschenden Bache der Berge, der blaue Himmel über den Höhen, Abends mit den leuchtenden Gewalten der Sterne geziert, einen so unwiderstehlichen Reiz für die Menschenseele, daß diese Hirten kaum den Frühling erwarten können, der sie beim Klang der Schalmeien wieder hinaufruft, nach ihren einsamen Bergen.

Das Städtlein selber ist so schmuzig, und hat so enge Gassen, wie die meisten südfranzösischen Orte dieser Größe. Es ist deßhalb auch hier die Straße außen herum geführt, und die besten Gasthäuser, sammt der Post, außen gelegen. Vor einem Kaffeehause, in welchem sich auch das vaterländische Getränk des Bieres fand, sahen wir lange dem südfranzösischen Kugelspiele zu, welches fast den ganzen Nachmittag hindurch die unbeschäftigte Menge der jüngeren Männer der Stadt mit vieler Geschicklichkeit betrieb, während die älteren im Saal des Kaffeehauses selber bei einem Glase Wein zusammen schwazten und politisirten.

Der Postmeister in Orgon hatte eben auch die Eigenheit, daß er kein Freund vom Geldwechseln war, und deßhalb lieber etwas mehr rechnete, um der Mühe des Herausgebens auf ein ihm dargereichtes Goldstück überhoben zu seyn. Er hatte bereits für das wenige und schlecht bereitete Abendbrod, das er uns gereicht, eben so viel gerechnet, als wir gestern für das wahrhaft fürstliche Mahl in St. Remy gezahlt *), jezt aber wollte er auch noch für unsere beiden Plätze in der Diligence von Orgon bis Marseille etwas mehr anrechnen, als, wie wir wußten, der Preis von Beaucaire bis Marseille beträgt. Unversehens riß die Geduld dem deutschen Reisenden, so daß er, auf eine mitten da unter Südfranzosen und Leuten des Postmeisters gerade nicht vorsichtige Weise, dem Postmeister sein Unrecht durch ein ziemlich derbes Klopfen auf seine Schultern begreiflich zu machen suchte. Auch das laute, noch in der Diligence fortge-

*) Den in Frankreich gewöhnlichen Preis von drei Franken.

sezte Schimpfen über die Betrügereien dieses Volkes, in rein royalistischem Französisch, hätte unterbleiben können, denn die Gesellschaft, die hier saß, meist aus der Nachbarschaft gebürtig, schien zu einer kräftigen Reaktion weder unfähig, noch ungeneigt.

Beim Schein des Abends kamen wir an der Nähe des Städtleins Merindol vorüber, welches in der Geschichte der Verfolgungen der Partheien so bekannt geworden. Selbst gegen die Bäume war die Wuth der Verfolger gerichtet und Merindol und seine Umgegend ist damals eine Wüste geworden, in der nur noch einzelnes Gemäuer die ehemalige Anwesenheit guter, harmloser Menschen verrathen. Die Zeit heilt ja Alles, die Ewigkeit noch mehr. Die gräulichen Ruinen sind längst wieder, wenn auch nur von ärmeren Hütten überbaut. Oelbäume, — Bäume welche den Frieden bedeuten, — stehen wieder da und beschatten die alten, längst vernarbten Wunden des Landes. Die Natur zeigt uns, daß sie leicht vergesse; eine höhere Liebe, deren schwaches Schattenbild in der Natur ist, vergißt noch leichter, wenn der verödete Sinn des Menschen nur dem ewigen Frühlingsdrange, der auch auf Ruinen noch herunterscheint, Eingang verstattet und Durchwirkung.

Auf der nächsten Station von Orgon aus hat die versammlete Kinderwelt des Oertchens, welche die Freigebigkeit unserer Reisenden prüfte, sich auf die dargereichte kleine Münze besser verstanden, als auf ihr treffliches Französisch.

Gegen Anbruch des Morgens waren wir in Aix, dieser schon aus den Zeiten der Römer merkwürdigen

Stadt. Ein lustiger Engländer, welcher in dem vorderem Theile der Diligence, mit seinen beiden französischen Reisegefährten viel und laut gelacht hatte, erfuhr von einem Franzosen, welcher zulezt noch mit uns im mittleren Theile der Diligence gesessen, daß da im Wagen eine deutsche Dame wäre. „Eine Deutsche“ rief er, mit witzig seyn sollendem Beiwort, und that einen Schwur, daß die Deutsche herein genöthigt werden müsse um Theil zu nehmen am Frühstücke. Ich hatte das laute Gespräch aus der Diligence mit angehört. In einer scherzhaften Laune, welche gerade nicht die feinste gewesen, trat der Engländer zum Wagen und bat „die Dame“ sie solle doch aussteigen und hereinkommen. Ich aber, die geographische Unwissenheit dieses Engländers wohl errathend, sagte, er solle verzeihen, meine Frau spräche nicht fertig französisch, sie sey „aus Sachsen“ gebürtig. Ach sagte der Engländer mit wirklicher Höflichkeit, das ist was Anders, trat wieder zum Kaffeehaus und sagte zu seinen Gefährten: es ist keine Deutsche, sondern eine Sächsin. Wir stiegen hierauf, von dem Klirren der Kaffeetassen gelockt, von selber aus, und der Engländer und seine Gefährten waren sehr höflich gegen die gute Hausfrau. Wie höflich sollten sie erst gewesen seyn, wenn sie gewußt hätten, daß Der, welcher eben mit ihnen gesprochen, gar nicht einmal aus Sachsen, sondern aus den Schönburgischen Landen herstamme.

Das Kaffeehaus, bei welchem wir gehalten hatten, war auf dem Cours, gar nicht weit von dem mittleren der drei Springbrunnen gelegen. Dieser mittlere Springbrunnen hat schon warmes Wasser, welches jedoch dem Gefühl der Hand mehr lau als warm erschien. Ueberhaupt

aber haben die warmen, altberühmten *) Heilquellen von Aix nur den Wärmegrad von 25 bis 26 Grad Reaumur. Eine Wärme, welche sie allerdings zum Gebrauch der Heilbäder desto schicklicher und bequemer macht, da man sie fast in der vollen Kraft, in welcher sie aus der Tiefe hervorkommen, ohne sie erst lange stehen und auskühlen zu lassen, und unvermischt zum Baden anwenden kann. Uebrigens übertreffen die meisten unsrer heißen Quellen in Deutschland und in der Schweitz, die von Aix an Wärme, doch ist z. B. die zu Landeck hierbei ausgenommen, denn diese zeigt noch eine niedrere Temperatur als das Heilwasser von Aix, nämlich nur 23° R. Dagegen haben die Quellen von Baden bei Wien eine Wärme von 27°, die von Ems 38°, jene von Töplitz 39¾°, die von Gastein, deren Wärme einem merkwürdigen, doch nur etliche Grad betragenden Wechsel unterliegt, erreichen 40°, die von Leuck in der Schweitz 41°, die von Aachen 44°, jene von Wisbaden 53°, Baden 54° R. Die Königin von allen aber, die Sprudelquelle in Karlsbad, steigt an die Wärme von 59° R. hinan und erreicht hiermit, bis auf einen oder zwei Grade Unterschied, die Wärmekraft der Heilquelle von Acqui in Piemont (60°) und der berühmten heißen Quellen am Fuße der Pyrenäen im Departement Arriège (61°).

Es that mir sehr leid, daß ich die in so vieler Hinsicht höchst interessante Gegend von Aix, nur so unvoll-

*) Sie waren schon von den Römern so werth geachtet, daß der Besieger der Salyer, Sextius, zwölf Jahrzehende vor Christi Geburt hier die römische Stadt erbaute, welche nach ihm und den Wassern zugleich Aquae Sextiae genannt worden.

ständig und ungenügend sehen konnte. Jenseits Aix, an der Straße nach Marseille, sieht man meist einen schiefrigen, leicht zersplitternden, hie nnd da breccienartigen, und wie aus etlichen an der Chaussee aufgelesenen Stücken schien, kieslichten Kalkstein. Bei Aix findet sich auch Fasergyps *) und unweit Garonne sind Steinkohlenflötze zwischen den Kalksteinbänken eingelagert. Die Gegend ist reich an Schwefelkiesen.

So scheint auch die Heilquelle von Aix, jene übrigens nicht vollkommen sichere Bemerkung zu bestätigen, daß die warmen Wasser, welche aus Flötzgebirgen hervorkommen, nicht den hohen Wärmegrad erreichen, welcher die aus Urgebirgen und aus vulcanischem Boden entspringenden auszeichnet. Uebrigens hat auch das Departement der Rhonemündungen seine offenbar vulkanischen Gegenden; namentlich den erloschenen Vulkan von Beaulieu.

Als wir, mit einem einzigen Reisegefährten, welcher meist schlief, im mittlern Theil der Diligence sitzend, aus Aix hinausfuhren, erhob sich die Morgenröthe über Berg und Thal. Sie warf ihren Schein in das Arcflüßlein hinein, über welches bald jenseits der Stadt die Straße hinübergeht. — Einstmals, am Tage der großen Völker-

*) Der Gyps bei Aix, enthält an einigen Punkten so wie der Zoolithengyps bei Montmartre Thierüberreste, z. B. Fische, Schildkröten, auch Palmblätter. M. v. de Lamanon mémoire sur la nature et la position des ossemens trouvés en Aix en Provence dans le coeur d'un rocher. Journ. de Phys. Tom. XVI. Geognostische Umrisse von Frankreich von M. v. Engelhardt u. K. v. Raumer S. 64.

schlacht, als hier an den Ufern des Flusses der Adler vom Strande der Tiber mit dem Adler der nordischen Gebirge gekämpft, war es nicht der Widerschein der Morgenröthe oder Abendröthe, der das Wasser des Arcflusses gefärbt, sondern es war das Blut der geschlachteten Männer, das Blut der sich selber opfernden Frauen und der Kinder. Hier hat Marius die Teutonen und Ambronen geschlagen; da östlich hinüber, auf dem steilen Berge mit nacktem Abhange, saß der kampfeserfahrne, gewandte römische Adler im wohlverwahrten Horst, das nordische Volk, nur der rohen Kraft vertrauend, saß unten im Thale in kunstloser Lage *). Hier hat, am Tage der Entscheidung, das Thal, dem Fluß entlang, vom Morgen bis Mittag vom muthigen Geschrei der Krieger, am Abend von dem Wehklagen der verwaisten Frauen und Kinder wiedergehallt. Der Boden da überall ist eine große Grabesstätte der Väter. Nun aber stehen gewürzreiche Kräuter und liebliche Blumen, dort wo einst der jugendliche Heldenleib meines Volkes geblutet. Dieses aber, gleich dem Adler des Gebirges, wenn ihn eine stürzende Lavine im Frühling, mit dem Neste zugleich und mit der jungen Brut, über welche er eben, das Gefieder spannend, gesessen, hinunterstürzt in den brausenden Waldstrom, erhebt sich, lebend noch und kräftig, aus den Schollen des Eises, welche ihm die Jungen zerschmettert. Es wird den ganzen Frühling hindurch und den Sommer, bald da bald dort auf den

*) Der Berg St. Victoire, wo das Lager des Marius stund, ist zwar fast 5 Meilen von Aix entfernt, man sieht aber seine nach Westen hin kahle, gähe Höhe von mehreren Punkten der Straße aus sehr deutlich.

Zinnen der Felsen sein Wehklagen um die verlohrene Brut gehört. Der Frühling aber kommt wieder und mit ihm erneut sich das alte, prophetische *) Wunder der Schöpfung. Die Felsenzinne, auf welcher der Adler den neuen Horst sich erbaut, ist höher als die, welche das stürzende Eis zerrissen; die neue Brut ist eben so stark, und kühner und schneller an Flug, als die verlohrene gewesen. Adler der Tiber! schon jezt, frei und stark wie du noch bist, war dir der Schlag der nordischen Schwinge zu stark. Wenn aber ihr Rauschen zum zweiten Male über deinen Bergen gehört wird, dann wird sie noch mächtiger seyn.

Das prächtige Landhaus (Albertas?) zur Rechten, mit seinen Baumanlagen und frischen Wassern, konnte den Grundton des heutigen Morgens nicht verlöschen, sondern nur auf einige Augenblicke überkleiden. Es hat in der Gegend, durch welche die Straße einige Stunden lang führt, die Natur selber dafür gesorgt, daß der wandernde Mensch mit seinen Gedanken allein und ungestört gelassen werde. Die Felsen und Hügel mit nacktem Abhängen haben zwar auch, nach der Höhe hinauf, ihre Wälder, diese laden jedoch nur selten zum Verweilen in ihren Schatten ein. Es sind Seefichten, welche nie so eng gedrängt stehen wie unsere Kiefern, sondern vereinzelt und verstreut. Der Schafft ist weit hinauf kahl, nach oben breitet sich schirmförmig der Schmuck der Aeste mit langen Nadeln aus, eine Krone bildend, welche jedoch,

*) Die Zeugung ist ein prophetisches Wunder. M. v. Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. 3. Aufl. S. 64.

hoch und durchsichtig wie sie ist, nur einen dürftigen, dünnen Schatten, gleich einem dünnen Florgewebe auf den Boden wirft; einen Schatten, der nur in den Mittagsstunden, wenn die Sonne höher stehet, das Erdreich am Fuß des Baumes, jedoch auch hier nur schnell vorüberwandelnd trifft. Darum ist der Boden der Seefichtenwälder fast immer so dürr, so kahl, so öde: nirgends ein grünes Moos, nur im Schatten der nachbarlichen Felsenwände einige südliche Heidearten.

Zwischen den öden Kalkhügeln ziehen sich freilich auch von Zeit zu Zeit grüne, fruchtbare Thäler, mit Baumpflanzungen und Wiesen zu beiden Seiten, bis an die Straße heran, welche öfters wallartig aufgemauert oder aufgeschüttet ist, oder über Brückenbögen hinläuft, deren Größe in keinem Verhältniß zu stehen scheint mit dem armen Wässerlein das unter ihnen hinschleicht. Unter den Baumgruppen erhebt sich die edle Cypresse, am Wasser hin zeigt sich nicht selten die wohlbekannte, gemeine Form der Pappel.

Die merkwürdige Quelle am Fuße des Cabriezberges, etwa anderthalb Stunden von Aix entfernt, erinnert in ihrer Haupteigenthümlichkeit an einige Quellen der Alpengegenden. Gerade dann, wenn in der heißesten Zeit des Sommers der Boden überall dürre und wasserleer erscheint, wenn alle andere Quellen umher kaum noch rinnen und die Brunnen versiegt stehen; dann fließt die Quelle des Cabriezbergleins am reichlichsten; ja sie fließt überhaupt nur in der heißen Zeit des Sommers und wenn im Herbst und Winter das zuströmende Wasser alle andere Quellen erfüllt und die Bächlein übertre-

ten

ten machet, dann gerade steht jener sonderbare Bergbrunnen leer und versiegt. Wären Schneealpen nahe, so könnte man vermuthen, daß die Kluft, aus welcher das Wasser hervorquillt, in Verbindung stehe mit der Region des nur in den heißesten Sommermonaten thauenden und dann als Wasser sich dort hinabsenkenden Schnees. Hier aber erinnert schon die Nachbarschaft von Aix und seine heißen Quellen an eine andere Entstehung jenes Brunnens, an die aus Wasserdämpfen, welche sich nach oben, in der kühleren Region der Felsen, zur tropfbar flüssigen Form verdichten. Wenn im Winter die niedere Temperatur der Atmosphäre sich den oberen Erdlagern mittheilt, wird der Wasserdampf schon auf einem früheren Punkte seines Weges zu Wasser verdichtet und nur in der warmen Jahreszeit erhält er sich, in den alsdann erhizten Klüfften der höhern Berglagen, die Dampfform so lange, daß er in dieser bis zum Cabriezberge gelangen und erst hier zur Quelle zu werden vermag. Oder so wie in weit hinlaufenden Grubengebäuden die schwere, kühlere Luft der Tiefe im Sommer aus dem Mundloch eines tiefer am Fuße des Berges gelegenen Stollens herausströmt, die wärmere, leichtere Luft der Atmosphäre dagegen durch einen höher auf dem Berge gelegenen Schacht hinein, umgekehrt aber im Sommer die alsdann wärmere und leichtere Luft der Gruben aus dem höher gelegenen Schachte hinaus, die kältere Luft der Atmosphäre zur Mündung des Stollens hereinströmt und so die Dünste der Tiefe in der kalten Jahreszeit an einem ganz andern Punkte hervorkommen als in der warmen; so könnte auch bei dem erwähnten Quell ein ähnliches Verhältniß statt finden, und die Dämpfe, aus denen sein Wasser entsteht, im Winter aus gleichen Gründen zu

ihrem Ausgange nach der Oberfläche eine andere Richtung nehmen als im Sommer.

Die Sonne erhub sich jezt über die Berge und stund da in dem klaren, wolkenlosen Blau des Himmels; von der Tiefe her, gegen Süden hin, war es aber als wollte eine zweite Sonne aufgehen. Das Meer, widerglänzend im Licht des Morgens, lag weithin vor uns ausgebreitet. Wir hatten jezt den Höhenzug erreicht, welcher die gegen Aix hin sich einsenkende Landschaft von der gegen Marseille und seine Meeresküste hinabgehenden scheidet; jenen Höhenzug, welcher einen lieblichen, wunderreichen Ueberblick der Umgegend von Marseille und der nach Nord und Ost und West sich verlaufenden Hügelreihen und Thäler gewährt und deshalb unter dem Namen Vista bekannt ist. Das Meer, das wie ein Lichtstreifen zwischen den grauen Felsenmassen sich hinzieht, lenkt hier die Augen zuerst auf sich, nächst ihm dann auch die wie eine weidende Heerde über den grünen, fruchtbaren Abhang nach dem Ufer hin ausgegossenen, meist von Bäumen umgebenen Bastiden: die Landhäuser und Landhüttchen der Bewohner von Marseille. Von der Stadt selber sieht man hier noch wenig: ein Kalkhügel verdeckt die größere Masse der Häuser und den Hafen; wohl aber bemerkt man schon von der Vista aus, die jenseits der innern Bucht sich heranziehende Bergwand und die nahe gelegenen Inseln.

So wie man von der Höhe wieder südwärts hinabkömmt, schließt sich die Aussicht von neuem. Sie ist aber schon in den wenigen Augenblicken, in denen wir sie genossen, so mächtig gewesen, daß sie in der Seele

eben so, wie die Fahrt nach St. Remy, die Lieder der Jugend aufgeweckt, welche denn auch so laut gesungen worden, daß der schlaftrunkene französische Begleiter über dieses Singen mehr verwundert als erfreut gewesen, und lange Zeit nach einer passenden Miene suchen müssen, womit er seine Empfindung ausdrücken können. Aber siehe da! die Staubwolken der Strasse werden immer dichter; Fuhrwerk drängt sich an Fuhrwerk und da sind wir schon an der Vorstadt von Marseille.

10. Marseille.

Einen so imposanten Eindruck gleich beim ersten Anblick hat keine andere französische Stadt auf mich gemacht als Marseille. Die mächtig lange Vorstadt, durch welche uns die Diligence doch ziemlich schnell führte, der Hinausblick rechts hinüber aufs ganz nahe Meer und vor sich auf einen großen, prächtigen, am Berg hinanliegenden Theil der Stadt, die schönen Häuser und Prachtgebäude, welche noch außerhalb dem Thor liegen, die Menge der Kutschen, welche schon am frühen Morgen, aus der Stadt herauskommend, den Hineinfahrenden begegnet — Alles dieses spannt die Erwartung, regt das Verlangen auf, immer noch mehr zu sehen. Da ist man denn am Thor von Aix. Ein seltsames Thor! das zugleich zum Bogen einer Wasserleitung dient, welche oben über dasselbe hinweg ein Bächlein klaren Wassers zur Stadt führt. Gleich vom Thor an kommt man in den sogenannten Cours: in die breite, zu beiden Seiten mit doppelten Reihen von hohen Bäumen bepflanzte Straße, deren Ausdehnung der Länge nach, bis zum Thore von Rom, gegen eine Stunde beträgt, der Breite nach aber ebenfalls so bedeutend ist, daß dieser Cours eher einem freien, von Bäumen umschatteten Platze, als einer Straße gleicht. Denn die eigentlichen Straßen für

das Fuhrwerk sind außerhalb, an beiden Seiten, nach den Häusern hin gelegt; innerhalb der Baumreihen, unter dem Schatten der schon allenthalben grünenden, laubreichen Zweige, ist der Markt der Obstverkäufer und Blumenhändlerinnen, und es halten sich da die Fußgänger für die Entbehrung des Schattens außerhalb der Stadt schadlos.

Die Diligence hielt, und wir sahen uns, nachdem wir sie verlassen, mitten im Gewühl der großen, unbekannten Stadt. Es war noch nicht acht Uhr des Morgens, aber die Straße nach dem Hafen hin, dessen Schiffsgedränge, mit den hohen, von der Morgensonne vergoldeten Mastbäumen, ganz nahe vor uns lag, war schon voller geschäftiger, auf und nieder ziehender Menschen; in und an den reichen Kaufmannsläden überall Leben und Thätigkeit. Unser Freund in Nismes, Herr Heimpel Boissier, hatte uns eine Adresse an einen Hausbesitzer mitgegeben, welcher wohleingerichtete Zimmer selbst auf einzelne Tage vermiethet. Wie sollten wir aber diesen Hausbesitzer erfragen? — Auf der Post waren die Leute zu sehr beschäftigt, als daß sie uns hätten anzuhören vermocht, und auch die begegnenden Leute, außen auf der Straße, schienen entweder selber fremd, oder hatten zu viel Eile, als daß sie hätten können Rede und Antwort stehen. Da gingen wir unter den Bäumen des Cours in ein Kaffeehaus, welches die Aussicht durch die breite Cannabierestraße hinunter nach dem Hafen gewährt. Ein kleiner Italiäner, noch voll sehnsüchtigen Heimwehes nach seinem lieben Italien, brachte uns das Frühstück, sahe uns einige Augenblicke an, und sagte dann halblaut zu einem älteren, französischen Aufwärter des Kaffeehauses, wir seyen gewiß nicht aus Frankreich, sondern aus Italien.

Der Andere rieth ihm uns anzureden und der Knabe fragte nun mit freudig leuchtenden Augen in wohlklingendem Italienisch, ob wir wohl schon in Siena oder in Florenz gewesen wären? aus Siena sey er gebürtig, in Florenz habe er einen Oheim. Obgleich nun der Kleine aus dem Italienisch, das man ihm zur Antwort gegeben, bemerken mochte, daß wir gerade keine gebohrnen Italiener wären, oder wenigstens nur Solche, die schon lange Zeit nicht zu Hause gewesen, so hatte er doch nun einmal ein solches Vertrauen zu uns gefaßt, daß er uns geklagt und erzählt: „in Frankreich gefiele es ihm gar nicht, Italien sey viel schöner und die Leute dort besser. Und wie prächtig sey Siena und die große schöne Kirche dort, mit den vielen Bildern. In Marseille gäbe es gar keine solchen Bilder und der Marktplatz in Siena sey ihm lieber als ganz Marseille.“ Dieser zutrauliche kleine Italiener half uns denn auch sogleich aus unserer Verlegenheit. Er lief und holte uns einen Mann herbei, der gut Bescheid wußte, von der Post unsere Sachen nahm, und mit uns zu dem Hausbesitzer gieng, an den wir adressirt waren.

Man wies uns sogleich ein geräumiges, mit allen Bequemlichkeiten für zwei Personen wohl versorgtes Zimmer an, das zwar nach dem Hofraum hin und etwas hoch (über drei Stiegen) lag, dafür aber auch eine freie Aussicht über einen ansehnlichen Theil der Stadt hatte. Wir bezahlten für dieses Zimmer täglich zwei Franken, konnten aber zugleich nun auch unsere übrigen Einrichtungen so treffen, wie es uns beliebte. Auf diese Weise kann man in Marseille ziemlich wohlfeil leben; ein Gasthaus, aux deux Lions genannt, und in der Nähe des Cours

gelegen, hat die Bequemlichkeit, daß man sich da die Speisen und ihre Preise nach einer Charte selber bestimmen und wählen kann und erinnert zugleich durch die Art der Speisen, z. B. Pilau, auf Weise des Morgenlandes bereitet, an den alten, unausgesezten Verkehr der Stadt mit der Levante; Frühstück, z. B. Chocolade, ist für wenige Sous zu haben; allenthalben stehen die köstlichsten Südfrüchte feil und die Gaben des Meeres. Wir wurden später von einem freundlichen Landsmann in eine sogenannte Pension in einem Privathause eingeführt, wo wir eine sehr angenehme Gesellschaft, und für sehr billigen Preis täglich dreimal (wenn wir dies wollten) einen wohlversorgten Tisch finden konnten.

Der freundliche Landsmann von welchem ich eben sprach, war Herr Negges aus Augsburg, den wir gleich am ersten Vormittag unsres Aufenthaltes in Marseille in dem trefflichen Hause der Herren Sieveking und Tandon fanden, an welche wir unsere Sachen von Avignon aus adressirt hatten. Herr Negges ist uns, mit seiner aufopfernden Gefälligkeit, dazu behülflich gewesen, daß uns der kurze Aufenthalt in Marseille so lehrreich und austräglich geworden, als ohne ihn vielleicht kaum ein dreifach so langer.

So war denn die erste Einrichtung für unser Verweilen in Marseille getroffen, und wir hatten nun Zeit und gemüthliche Muse die Stadt und ihre Herrlichkeiten zu betrachten.

Marseille breitet sich fast halbmondförmig an einer felsigten Bucht aus, welche sich nach Norden und Osten an die allmälig ansteigende Landschaft, gen Aix hin, an-

lehnt, von Süden her aber von einer aus Kalkfelsen bestehenden Landzunge umschlossen ist. Hierdurch hat schon die Natur jenen sicheren, vor allen Winden geschützten Hafen begründet, welcher seit ältester Zeit den Wohlstand und die Macht dieser Fürstin unter den Seestädten so sehr begünstigt hat. Der ziemlich enge, von einem mächtigen Fort beschützte Ein- und Ausgang des Hafens öffnet sich nach Nordwest hin in eine etwas größere, durch die erhöhte Küste von Norden und Westen her beschirmte Bucht, welche gleichsam eine Vorhalle zum eigentlichen Hafen bildet. Wenn man von der Terrasse bei St. Johann in diese größere Bucht hinuntersieht, bemerkt man da, so geschützt dieselbe auch im Vergleich mit dem ganz freien Meere ist, eine kräftigere Bewegung der Wellen, während das Gewässer des eigentlichen Hafens auch beim heftigsten Wind kaum leise an seiner Oberfläche bewegt wird. Der erwähnte Standpunkt bei St. Johann gewährt auch gegen Nordwesten hin einen Blick nach dem freien Meere hinaus. Eine ganz unbeschränkte, freie Aussicht auf die See, weit über die kleinen Inseln, welche da südwärts vorliegen, hinüber, hat man jedoch erst dann, wenn man die an der Südseite des Hafens gelegene, felsigte Landzunge beim Fort St. Nicolas, oder bei Notre Dame de la Garde besteigt. Hier ist es gut und leicht das vom Sturm wild empor geworfene Meer in seiner ganzen Macht, und zwar recht nahe zu sehen. Fischerhütten stehen am Ufer hinan, welche zugleich Bewirthung gewähren, mit Wein und Brod, Seekrebsen und Fischen. Auch sind dort in der Nähe einige Schatten gewährende Anlagen, welche gleich nachdem man von der schattenlosen Felsenhöhe herunter den Anblick der

fast baumlosen Umgegend von Marseille gehabt, desto erquicklicher sind.

Die eigentliche Stadt zerfällt in zwei ziemlich von einander verschiedene Theile. Der östliche, die sogenannte Neustadt, hat ansehnliche, breite Straßen, einzelne freie Plätze mit Baumpflanzungen, zeichnet sich durch regelmäßig gebaute, schöne, zum Theil Palastartige Häuser aus, und es herrscht auch in diesem Theil der Stadt ziemlich viel Reinlichkeit. Die westliche Hälfte, die sogenannte Altstadt, ist, an der Felsenhöhe gegen den Hafen und die äussere Bucht hin, zum Theil ganz steil ansteigend erbaut. Sie ist weder schön noch regelmäßig, die Gassen sind eng und winklich, gar vielfältig durch Unreinlichkeit entstellt, obgleich man diese an jedem Morgen hinweg zu räumen bemüht ist.

Da wo der bereits erwähnte Cours mit seinen schönen Baumalleen, queer durch beide hindurch gehend, jenen Punkt der Stadt erreicht, an welchem die östliche und westliche Hälfte sich scheiden, zieht sich von ihm aus die mächtig breite Cannabierestraße nach dem Hafen hinunter: die reichste, prächtigste Straße der ganzen Stadt. Hier, im Anblick des Hafens und seiner Schiffe, ist es gut sich von dem eiligen, nur vorerst eine allgemeine Uebersicht begründen sollenden Herumeilen wieder zu sammlen, und nun an die Betrachtung der einzelnen Merkwürdigkeiten zu gehen.

Wir brachten gleich am ersten Nachmittag viele Stunden an diesem interessantesten Punkte der ganzen Stadt: am Hafen zu. Da wo man von der sehr allmälig sich abwärts ziehenden Cannabierestraße an ihn hinunter

kommt, geht man zuerst rechts an seinen nördlichen Theil hinauf, denn dieser ist der lebendigste, merkwürdigste. Hohe, schöne Häuser, deren untere Geschosse Kaufmannsläden aller Art, Kaffeehäuser, Weinschenken sind, vor denen die zeltartig ausgespannte Leinwand Schatten gewährt, hat man beim Hinschreiten an diesen Theil des Hafens rechts neben sich, links die ganz nahe liegenden Schiffe, auf denen sich das Gewimmel und Getümmel des Verkehres eben so lebhaft regt und bewegt, als bei und in den Häusern und Kaufmannsläden. Der Raum zwischen den Häusern und dem Hafen ist breit, und, wie die meisten neueren Straßen in Marseille so trefflich mit breiten Backsteinen gepflastert, daß man darauf so bequem und leicht einhergeht, wie auf dem Fußboden eines Zimmers. So breit indeß auch der Raum zwischen den Häusern und dem Wasser, so bequem der Weg für den Fußgänger ist; so hat dieser doch immer auf seiner Hut zu seyn, daß er nicht, aufmerksam hineinschauend in die Fülle von Merkwürdigkeiten, bald hier von einem Packträger gestoßen werde, bald dort, unter dem Gedränge der Menschen, selber an jemand anstoße.

In der That wir konnten zu einem erstmaligen Sehen des Hafens keine bessere, günstigere Zeit treffen. Der Himmel hatte sich umwölkt, wir gingen mithin überall im Schatten, dazu kam ein kühlender Lufthauch vom Meere her, und in der Jahreszeit, in welcher wir Marseille besuchten, ist auch der Geruch des stauenden, unreinen Wassers im innern Hafen noch nicht so lästig und merklich als in den heißeren Monden. Vor allem aber war die Seele heiter, das Auge munter und frisch zum Sehen, die Aufmerksamkeit gespannt.

Bei wem sollte sie aber auch da nicht gespannt werden! In der That, wenn ich an den ersten Nachmittag in Marseille denke und davon erzähle, ist mirs gerade wieder so, wie mirs in jüngeren Jahren gewesen, wenn ich, noch ganz aufgeregt, an ein vor kurzem gesehenes, großes Interesse erweckendes Schauspiel, oder an eine eben angehörte, bunte italienische Oper gedacht und davon gesprochen. Es ist diese Empfindung von gemischter Art, denn die Lust des Sehens und Betrachtens ist nicht ganz frei von jener Unlust, welche der beständige Lärm, das Durcheinanderschreien so vieler Stimmen, das Gedränge, vor allem aber die in dem Zuschauer selber unvermerkt erregte Unruhe, erwecken. Jedoch die Lust kommt erst; die Unlust stellt sich erst einige Zeit hernach ein.

Wie an einem solchen großen Marktplatze der Welt Jeder nur für sich und sein nächstes Interesse sorgt, und diesem nachläuft, für das Andere und für die Andern kein Auge und kein Ohr zu haben scheint; so sahe und hörte ich in den ersten Stunden da am Hafen auch nichts, als was mein nächstes, eigenthümliches Interesse angieng. Anfangs staunte ich blos und dachte ich sey in einem andern Welttheile, als ich da die fast hundertfältigen Stimmen der fremden, bunten Vögel, besonders der Papageien, als ich das Plären der Affen hörte, als ich in einem schönen Laden einen mächtig großen, vollkommen wohlerhaltenen Hippopotamuskopf, gleich daneben ägyptische Alterthümer aller Art, anderwärts kleine indische und chinesische Bildnereien und Kunstwerke stehen sahe. Dazwischen die Palmenfrüchte des Südmeeres, kostbare Muscheln und Schneckenschaalen der wärmeren Meere, den Stielschwanzkrebs der Mollucken, die Edel-

steine Ostindiens und Brasiliens; anderwärts wohlerhaltene Felle von Vögeln und Säugthieren, getrocknete Fischhäute und Schlangen. Als ich, nach einigen Augenblicken des stillen Betrachtens, daran gedacht, daß alle diese Herrlichkeiten nicht blos zum Sehen, sondern zum Verkauf ausgestellt wären, ist das ruhige Staunen gar bald in ein unruhiges Verlangen und Begehren übergegangen. In der That das unruhige, leidenschaftliche Treiben der Menschen übt auch auf sonst ruhigere Seelen eine ansteckende, hinreißende Gewalt aus. Hier unter diesen Haufen der Handelsleute, welche in mancherlei Sprachen von Europa durcheinander schwirren, ist auch in mir plötzlich, wie durch einen Blitz entzündet, die ganze Pein des Geitzes, der Habsucht, des Handelsgeistes aufgewacht. Wäre nur dieser Geist auch eben so klug als heftig gewesen!

Zuerst bin ich zu dem Hippopotamuskopf getreten, um welchen meine jungen Begleiter schon früher geschäftig gewesen waren, habe laut bewundert, dann um den Preis gefragt, welchen jedoch der Jude, der den Kopf zum Verkauf hatte, eben so hoch gestellt als meine eben geäußerte Bewunderung gewesen. In schneller Heftigkeit habe ich ein Gebot gethan, der Jude lächelte und sagte: ich sey wohl selber zu sehr Kenner, um einzusehen, wie unverhältnißmäßig gering das Gebot sey. Unruhig, wie von einer Bremse gestochen, bin ich hinausgegangen aus dem Laden, nach einigen Minuten aber schon wieder da gewesen und habe etwas mehr geboten. Mein Jude ist bei seinem verneinenden Lächeln geblieben, hinter welchem jedoch jezt schon, wie ein feuchter Wind, welcher den nahen Regen verkündet, eine Art von Nachgiebigkeit sicht-

bar zu werden geschienen. Ich habe hierauf, in der Meinung der Mann werde mich rufen und mir den Kopf lassen, alle mögliche Koketterien des Handelsmannes angewendet, bin wohl fünfmal in einer Viertelstunde am Laden vorübergelaufen, in welchen jedesmal, so sehr ich mich auch bemüht den ruhig Vorüberwandelnden zu spielen, ein Seitenblick hineingefallen; ich habe gleich außen vor dem Laden, rechts, bei einem alten Manne, ägyptische Figuren gekauft, welche aus einer Art von Steingutmasse verfertigt sind, habe dabei, um den Juden zu locken, ein schönes Goldstück wechslen lassen; habe nachher mit seiner Frau ein Gespräch über ihre Papageyen angefangen und dabei immer in den Laden und nach dem Hyppopotamuskopf hineingesehen, hinter welchem mein Jude noch immer lächelnd gestanden.

Endlich hat mich der Wunsch ein Straußenfell zu kaufen, vom Hippopotamusschedel hinweggezogen und mich auf einer andern Seite des Hafens in die Wogen des Handelns und der Habsucht hineingerissen. In diesen Wogen bin ich denn nun auch fast zwei Stunden lang bald in diesem bald in jenem Laden herumgeworfen worden, habe wie ein Schiffbrüchiger die Hand bald nach einem bunten Vogelbalge, bald nach der Haut eines fremden Säugethieres, bald nach einem glänzenden Stein- oder Schneckenhaus ausgestreckt.

In der That, als die freundliche, ruhig an meiner Seite gehende Hausfrau mich zulezt bei der Hand genommen und aus dem Getümmel herausgezogen, habe ich mich kaum selber mehr gekannt. Ja, der Geiz, sey er welcher Art er wolle, rührt den Schlamm im Innren am tiefsten auf. Ich kaufte und handelte, wie man zu sa-

gen pflegt „aus wissenschaftlichem Interesse“ und nicht einmal für mich, sondern für eine öffentliche Sammlung, die ich freilich immer wie mein Eigenthum geliebt und gehalten habe. Aber das wissenschaftliche Interesse, der wissenschaftliche Geiz, ist auch ein Geiz, der sich nur etwas schöner angekleidet als der gewöhnliche, und mir ist an diesem Nachmittag so recht zu Muthe gewesen wie es einem Spieler seyn muß, der ganz begierig ist Geld zu gewinnen: so unruhig und innerlich erhizt.

Der Fieberanfall ist bald vorüber gewesen, und in einem Kaffeehaus, wo wir eine Erquickung genommen, ist es zuerst zum Belachen, dann zum Nachdenken gekommen. — Jezt hatte man denn auch noch Zeit und Ruhe, das Gewimmel der Menschen etwas genauer zu betrachten. Da sieht man Spanier und Portugiesen, Engländer und Holländer, zwischen ihnen die Rothmäntel und Rothshawls, die sich durch Tracht und Art als Bewohner der Barbareskenküste oder der östlichen Länder verrathen. Da, wo für die eigenthümlichen Bedürfnisse aller der verschiedenen Nationen gesorgt scheint, sieht man in dem einen Laden Gäste in der Tracht der fernen, östlichen Küste, welche mit orientalischer Ruhe ihren Sorbet oder Kaffee schlürfen; anderwärts sizt der nordische Matrose bei einem Getränke, das wenigstens durch Namen und Farbe an das vaterländische Bier erinnert; hier sieht man eine Gesellschaft beim Spiel versammlet, dort läßt sich mitten aus dem Geschrei der afrikanischen und amerikanischen Vögel hervor, eine Harfe mit Gesang oder die sanfte Flöte vernehmen. Da hört man einige Vorübergehende englisch, andere spanisch reden, und nicht selten vernimmt man die wohlbekannten Töne des vaterländischen Deutsch.

Der Hafen, welcher tausend Schiffe von jener mittlern Größe zu fassen vermag, für welche der seichte Eingang allein zugänglich ist, war zu der Zeit als wir ihn sahen ohngefähr halb gefüllt. Sein Anblick ist, eben wegen der geringen Größe der einlaufenden Schiffe, zwar nicht mit jenem von Genua und Livorno zu vergleichen, dafür aber wieder in anderer Art, durch das bunte, mannichfache Handelsleben das sich hier eng zusammendrängt, desto anziehender.

Doch wir hatten den großen Jahrmarkt des Welthandels nun für heute genug gesehen, und gingen jezt, des innern Ausruhens gar bedürftig, rechts vom Eingang des Hafens die Küsten hinan, auf die Terrasse bei St. Johann. Diese ist uns gleich vom ersten Abend an so lieb geworden, daß wir sie in den etlichen Tagen unsers Aufenthaltes sehr oft, besonders jedesmal am Morgen und Abend besucht haben. Die Abendglocke auf der benachbarten Kirche läutete ernst und tief, das Anbranden der Wellen unten in der Meeresbucht klang zu dem Gebeteston der Glocke wie ein Amen, das eine versammlete, betende Menge spricht. Da kamen die zerstreuten, auswärts gegangenen Gedanken wieder, dem Herzen wurde so wohl und still zu Muthe, wie dem äußerlichen Auge, wenn es in das ruhige Leuchten der Abendröthe blicket.

Beim Nachhausegehen am Abend betrachteten wir auch noch auf etliche Augenblicke das eigenthümliche Volksleben der Marseiller. Auf einem freien Platze in der Altstadt hielt unter andrem, in einem prächtigen Wagen, von zwei, in rother militairischer Uniform gekleideten Trompetern zu Pferde angekündigt, ein Arzt, wel-

cher hier seine Essenzen anpries und feilbot, wobei jedoch, nicht so wie bei seiner bewundernswürdigen Collegin in Nismes eine beredte Zunge, sondern mehr der schwarze, mächtige Backenbart, welcher mit der stutzerhaften Kleidung einen besondern Contrast gebildet, und die Ringe mit glänzenden Steinen, welche an jedem Finger staken, zum Volke gesprochen. Unter den Bäumen am Cours saßen die Blumenmädchen auf einer Art von Tischen und boten die am Abend lieblicher duftenden Frühlingsblumen feil. Eine große Bequemlichkeit für die Fremden ist es, daß hier immer die Straßen, so wie der nördliche Theil des Hafens, durch die Kronenleuchter der prächtigen Kaufmannsläden und zahlreichen Kaffeehäuser so reichlich beleuchtet sind, daß man auf den breiten Trottoirs so sicher und bequem wie beim Vollmondsscheine umhergehen kann.

Ehe wir noch die Reise angetreten, hatte ein lieber Freund im Vaterlande, der früher in Marseille gewesen, öfters uns gewünscht daß uns nur der Mistral nicht dort treffen möge, welcher sonst unsern Aufenthalt gar sehr erschweren könne. Aber schon in der ersten Nacht unsers Aufenthaltes meldete sich nach einem erquickenden Frühlingsregen dieser Hauptfeind der Gegend, dessen Heftigkeit wir nirgends sonst in einem solchen Grade empfunden haben, als hier. Wir hörten die ganze Nacht hindurch sein lautes Brausen an den Häusergiebeln und Dächern hin, und nach Aufgang der Sonne war er in seiner ganzen verheerenden Stärke da. Der Cours, so wie die breiteren Straßen, waren durch die Wolken von Staub und kleinen Steinchen, welche der Sturmwind hindurch jagte, fast unzugänglich, dagegen gewährte die Häuserreihe, so wie der erhöhtere Theil der Stadt am nörd-

nördlichen Theil des Hafens einen noch immer so guten Schutz gegen Staub und Wind, daß man da in einem Zimmer zu seyn glaubte.

Der Hafenplatz war noch menschenleer, da wir ihn bald nach Aufgang der Sonne betraten. An den breiten Stufen, welche zur Terrasse bei St. Johann hinanführen, schlief mit bleichem, zerstörten Angesicht, auf welchem das Wort „sündenmüde und sündentodt“ leserlich geschrieben war, ein Mädchen von etwa 20 Jahren. — Aus dem trüben Gewässer des Hafens, an welchem die Reinigungsmaschinen in vollem Gange waren, erhub sich heute, fast unerträglich, der Geruch der Kloaken, welche aus der Stadt hieher ihren Ausgang nehmen. — Es verbreitet der Mensch so oft auch über die schönste Natur und ihre reichsten Anlagen seinen verpestenden Einfluß, und diese reiche üppige Handelstadt wird, von manchen Seiten betrachtet, in geistiger so wie in leiblicher Hinsicht, einer Kloake ähnlich, deren unsauberes Inneres aufs prachtvolleste überbaut und geschmückt ist.

Auch jezt fanden wir auf unserer lieben Terrasse einen heiteren Ausruhepunkt. Freilich wehte hier der Mistral so heftig, daß er mit dem Schaume des Meeres befeuchtet, mit ziemlich empfindlichem Schlage kleine Steine ins Gesicht führte; ich selber mußte mich an der Mauer mit der einen Hand festhalten, mit der andern die Hausfrau umfassen, um uns beide gegen seine Gewalt aufrecht halten zu können; aber der Lufthauch war hier zugleich rein und kräftig, wie die Luft der Alpen, und das Gemäuer der benachbarten Kirche gewährte von Zeit zu Zeit ein sicheres Ausruhen. Da wir noch kaum eine Viertelstunde lang auf der Terrasse gestanden, sahen wir zu

unserer großen Freude unsere Reisegefährten, den französischen Obersten und nunmehrigen Gouverneur von Bourbon mit seiner Gemahlin, die er fest umschlungen hielt, gegen den Wind lavirend nach der Höhe heraufkommen. Er schien die Gemahlin auch mit den Schrecknissen des Elementes vertraut machen zu wollen, welches jezt mehrere Monate lang ihre Heimath werden sollte; sie aber, nachdem ihr der Sturm den Kopfputz zerrissen und sie selber fast zu Boden geworfen hatte, mochte das stürmische Meer nicht weiter sehen, sondern äusserte sehr laut und nachdrücklich den Wunsch, wieder nach der Stadt umzukehren. Ich habe diese interessante Familie dann nicht mehr gesehen, wohl aber in Toulon das schöne, bequeme Schiff, das damals eben zu ihrer Fahrt ausgerüstet wurde. Meine guten Wünsche sind aber, so oft ich auf unserer weitern Reise an sie gedacht — und ich kann fast sagen, dies ist bei jedem starken Wind, bei jedem Gewitter geschehen — mit ihnen gewesen und mit ihrem kleinen, so zeitig aufs Weltmeer verwiesenem Kinde. Reisende, welche jezt das afrikanische Meer und die Inseln besuchen, deren Gouverneur jener wackere Mann ist, werden sich gewiß seiner Bekanntschaft und jener Liberalität erfreuen, welche aus seinem ganzen Benehmen hervorleuchtet. Auch einige deutsche Landsleute lernten wir noch an diesem Morgen auf der Terrasse kennen und an diesem Tage fanden wir auch noch bei Herrn Sieveking den bereits erwähnten deutschen Officier wieder, der von hier aus nach Griechenland abgehen wollte.

Der Anblick des freien, außerhalb des Hafens brandenden Meeres, dessen Wellen, wie gejagte Rosse mit

weißem Schaume bedeckt waren, erschien heute freilich so überaus anziehend und schön, daß wir ihn immer von Neuem, von verschiedenen Punkten her, aufsuchten. Den Marseillern selber war dieser Anblick nichts seltenes; der Mistral hat in ihrer Bucht einen Hauptausgangspunkt nach dem Meere zu und weht deshalb in jeder Jahreszeit, nach jedem Regen. Ja man weiß Fälle, z. B. das Jahr der großen Theurung bei uns — 1770 — wo er, schon im vorhergehenden Jahre anfangend, in einem Zeitraume von vierhundert Tagen nur selten und wenig geschwiegen, fast ununterbrochen geweht hat. Wer daher den Anblick der Seestürme liebt, der wird sein Verlangen darnach in Marseille auch bei kurzem Aufenthalte leicht befriedigt sehen. Und hier, an diesem so oft von furchtbaren Stürmen bewegten Meere, hat sich denn auch wirklich Vernets Genie entwickelt und gebildet, welches wie ein Seeadler auf dem Element des Gewässers und seinen Stürmen zu Hause gewesen. — Einigen Seelen theilt sich der belebende Einfluß von Oben mehr in dem lieblichen, stillen Säuseln des Frühlinges und in dem fröhlichen Gewühl des Tages, andern in der einsamen Stille der Felsengebirge, noch andern aber in dem lauten Toben der Elemente am liebsten mit, und es erhebt sich bei dem einen die innere Schwungkraft gleich dem Paradiesvogel nur in die stille, heitere Luft, während der langgeschwingte Fregatvogel dem heftigen Sturmwind mit einem lauten Jauchzen der Lust entgegenfährt und mitten aus der tobenden Brandung seine Nahrung hervorholt. — Soviel wir aber auch an diesem Tage beim Meere gewesen, so blieb uns doch noch Zeit genug, auch die merkwürdige Stadt kennen zu lernen, auf deren Bekanntschaft wir uns so lange gefreut hatten.

Nismes, das verhältnißmäßig so viel kleinere Nismes, hat die Spuren seiner alten Pracht und der Herrlichkeit des Römerreiches noch so unzerstört erhalten; selbst der kleine Triumphbogen und das Grabmal von St. Remy stehen noch, und so manche kleinere und größere Stadt des südlichen Frankreiches hat aus alter Zeit bedeutungsvolle Reste aufzuweisen; nur Marseille, diese alte Freundin und mächtige Bundesgenossin von Rom, dieses zweite Athen, wie die Römer es mit Recht genannt, hat die Spuren seiner alten Herrlichkeit fast so ganz verloren, wie die Bilder eines schnell vorübergegangenen, luftigen Traumes der Nacht. Die ganze Gegend scheint nichts mehr davon zu wissen, daß einst hier das alte Massilia gestanden, welches die schnell, über Mittag entstandene, Liebe einer gallischen Königstochter den heimathlosen Phocäern zum Wohnsitz geschenkt hatte. Massilia, in welchem schon sechshundert Jahre vor Christo, zugleich mit dem Wohllaut der jonischen Zunge, griechische Sitte und Bildung gelebt; welches als treue Bundesgenossin das von den Galliern geängstete Rom durch reiche Geschenke aus der Macht des Feindes auslösen und wieder aufbauen lassen, welches den Scipio durch seine Flotten die Carthaginenser besiegen, dem Marius durch sein Bundesheer die entscheidende Völkerschlacht gewinnen helfen. Massilia, aus welchem der große Pytheas hervorgegangen, dessen forschender Geist den Sternenhimmel ebenso durchwandelt, wie die Gewässer des Meeres, bis hin zu dem fernen Thule. Massilia, welches selbst Cicero neben Athen stellt, ja über dieses erhebt und in welches August seinen Enkel sendete damit er hier höhere Erkenntniß und Bildung des Geistes schöpfete; die Stadt, welche dem großen Agricola eine

bildende Schule gewesen und deren Herrlichkeit Plinius und Tacitus selbst dann noch preisen, als sie bereits den besseren Theil ihrer Freiheit und Macht verloren hatte und ihre innere Verfassung nur noch ein Schatten von jener gewesen, welche Aristoteles als Ideal bürgerlicher Einrichtung darstellt, und welche Cicero als fast unnachahmlich schildert. Da ist keine Spur mehr von den alten Tempeln, welche die Griechen mit den Göttern zugleich der Stadt gebracht; kein Gemäuer verräth mehr das alte Amphitheater, oder die Stelle, wo sich um die Sitze seiner sechshundert Senatoren das Volk versammelt; kaum ist noch eine Spur vorhanden von den Mauern der alten Stadt, unter denen Maximian an Konstantin zugleich mit der entscheidenden Schlacht das Leben verloren. Es scheint die alte Herrlichkeit dieser Stadt ebenso verwandelt und vergangen zu seyn, als ihre alte Sitte, welche uns die Schriftsteller des älteren Roms als ganz besonders rein und tadellos schildern, während dagegen freilich die späteren in ganz entgegengesezten Ausdrücken von den Massilienfern reden. Denn so wie zu Plautus Zeiten gleichsam sprüchwörtlich massilische Sitten so viel als reine, ehrbare bezeichneten, so war zu Athenäus Zeiten nach einem damals ebenso gemeingültigen Sprüchwort, ein Mensch, der aus Massilia kam, weibischer Entartung verdächtig. Es geschieht öfters nicht ohne eigene innere Schuld, wenn einem Volke so ganz das genommen wird, was es auch äußerlich an Herrlichkeit und Zierde besessen.

Von Zeit zu Zeit wird noch beim Aufgraben des alten Bodens oder beim Reinigen des Hafens in dem Schlamm desselben ein kostbares Denkmal der Vorwelt

gefunden; aber des gefundenen ist im Verhältniß zur ehemaligen Wichtigkeit des Ortes so wenig gewesen, daß man fast vermuthen möchte, die mit dem Römerstaat zugleich versunkene und entartete Handelsstadt habe Handel auch mit den ihr von der alten Zeit anvertrauten, nur einigermassen beweglichen Kunstschätzen getrieben. Freilich war Marseille öfters den Plünderungen und Verheerungen der Barbaren ausgesezt, und es haben hier Vandalen so wie kriegerische Franken gehaust. Es ist dieß indeß auch andern Städten wiederfahren, in denen sich dennoch herrliche Reste des Alterthumes erhielten. — Mehr noch als die Barbaren haben vielleicht der alten Herrlichkeit, so wie dem Wohlstand der Stadt jene innern Zerrüttungen geschadet, denen dieser Handelsstaat bis in die neueste Zeit ausgesezt gewesen. Wenn in dem alten Massilia aristokratische Verfassung herrschte, so war diese durch die Ehrfurcht gegen alte Sitte und Gesetz so veredelt, daß man sie als ein wahrhaftes Glücksgut des Staates betrachten müssen und die damaligen Herrscher und Väter des Volkes sind nicht blos (nach der doppelten Bedeutung des Wortes) die mächtigsten, sondern auch die Besten gewesen. In den spätern Zeiten, wo man öfters den für den Besten gehalten, welcher das meiste Geld hatte, ist die Herrschergewalt an Menschen gekommen, bei denen sie nur ein Werkzeug der Parteienwuth, der Rachsucht und eines Alles neben sich niederdrückenden kleinlichen Neides geworden; das schwache Ruder des Staates hat im blutigen Kampfe bald die eine, bald die andere Partei an sich gerissen, und es mußte zulezt als ein großes Glück für Marseille erscheinen, daß es aus der allzu nachgiebigen Herrschaft der Grafen der Provence schon im

Jahr 1245 an die französische Krone gekommen, welche es dann allmählig unter immer strengere Vormundschaft und Herrschaft genommen. Marseille demnach, ein Rom auf ganz andere Weise, war einst Freistaat wie Rom, ward als eine Freundin des Pompejus von Cäsar bekriegt und überwunden, hiermit zugleich seiner alten Selbstständigkeit beraubt, und von nun an der Herrschaft der Cäsaren und ihrem verderblichen Einfluß unterworfen, mußte mithin auch hierin mit dem ihm einst so schwesterlich befreundetem Rom einerlei Schicksal dulten. Als aber beide, am Abend der alten Weltenzeit und ihrer Macht wiederum zu einem freien Gebrauch der eignen Kraft erwachten, hat sich Rom seiner ehemaligen inneren Macht und Würde erinnert und ist derselben eingedenk geblieben; die jüngere Schwester, Marseille aber hat nach dem vergänglichen Spielwerk des Reichthums und Gewinnes gegriffen und ist hierdurch seiner alten Gestalt und Art immer mehr und weiter entfremdet worden.

Wenn denn auch keine Ueberreste der Baukunst mehr aus der Zeit der Griechen und Römer da wären, so hatte ich wenigstens sehr ansehnliche und schöne aus den Zeiten des Mittelalters erwartet. Denn über Marseille und seine Umgegend hatte ja die Herrlichkeit der provenzalischen Dichtkunst einen ganz besonderen Glanz verbreitet; hier in der Nähe wurden jene Gerichtshöfe der Liebe gehalten bei denen die nach Entscheidung fragenden Troubadours, so wie die Richter und Richterinnen in Versen gesprochen; Gerichtshöfe bei denen die schöne Rostagne aus dem benachbarten Pierrefeu, die geistvolle Bertrande von Signes, so wie ihre Nahmensschwester

aus Orgon, und die lieblich ernste Etienne, Gräfin der Provence, den Vorsitz geführt, welchen jedoch die Damen willig an solche erlauchte Gäste wie Kaiser Friedrich der Rothbart, Richard Löwenherz und König Alphons gewesen, abgetreten. Hatten doch hier und in der Nähe Raymund und Beatrix so viel gelebt, deren Nahmen durch die Gesänge der Troubadours so verherrlicht worden, der gute König Renatus so oft, und besonders im Winter am nördlichen Theil des Hafens so gern verweilt und gewandelt, daß er diesen sein Kamin genannt. Aber diese Erwartung von der etwa noch aus dem Mittelalter vorhandenen Herrlichkeit, bleibt in Marseille, im Gebiet der Baukunst wenigstens, unbefriedigt. So erscheint z. B. die Kathedrale wenig ausgezeichnet. Selbst die Marmorsäulen mit Zierathen überladen, welche man zum Theil für antik gehalten, scheinen von einer Zeit zu zeugen, wo ein verirrter Geschmack über der immer mißlungenen Nachahmung des Alterthumes die eigentliche Aufgabe der neueren, christlichen Baukunst, welche ihm viel näher gelegen wäre, gänzlich versäumt gehabt. Auch unter den andern Kirchen ist keine, welche in Hinsicht auf höhere Würde und Kunst besondere Aufmerksamkeit erregen konnte. — Unter den neuern Gebäuden verdankt das Stadthaus, dessen Fronte an der nördlichen Seite des Hafens ins Auge fällt, dem berühmten Puget einen großen Theil seiner äußeren Verzierungen. Dieser berühmte Meister, welchen einige den Michael Angelo der Franzosen genannt *), hat an dieser Fronte

*) Pugets gewandter Geist hat nicht blos den Plan zu vielen in Frankreich berühmten Gebäuden entworfen, sondern mehrere fleißig gearbeitete Gemälde, viele berühmte

einen bedauernswürdigen Aufwand an Zeit und Kunst zur Ausarbeitung eines bloßen Wappens gemacht (des Wappens der französischen Krone), welches jedoch den Verheerungen der Revolution nur zum Theil entgangen ist. — Wenn man bedenkt und sieht wie in Südfrankreich unter einem eben so glücklichen Himmel als jener von Italien es ist, einem so geistig empfänglichen Volke als die Franzosen es sind, eine solche Fülle von alten Kunstwerken von erstem Range z. B. jene in Nismes, immer zur Nachahmung geblieben, so wundert man sich öfters, daß nicht wenigstens die Baukunst zu ähnlichen Werken sich erhoben, als jene aus dem Mittelalter es sind, welche Italien und die von deutschen Stämmen besessenen Gegenden aufzuweisen haben. Es bedarf aber auch die Kunst, gleich den Pflanzen der Gebirge, einer gewissen Freiheit und ungestörten Alleinherrschaft, welche in dem Boden der kleineren Staaten und in dem die Herrschaft des Geistigen anerkennenden Rom leichter möglich gewesen, als in den zierlichen Gartengängen der französischen Monarchie.

Man sieht von dem ehrenwerthen Puget im Versammlungssaal der Gesundheitspfleger der Stadt, unweit dem Fort St. Jean ein Basrelief, welches die Scenen jener Pest von Mailand darstellt, bei welcher der heilige Borromäus wie ein guter Engel hilfreich und tröstend gewesen. Es ist allerdings sehr fleißig und trefflich gearbeitet.

Aus dem Mittelalter, so sahen wir eben, aus den

Bildhauerwerke, ja sogar eine Maschine zur Bemastung der Schiffe hervorgebracht.

schönen Zeiten der Traubadours, sucht man vergebens in Marseille nach einem ausgezeichneten Denkmal der Baukunst oder der bildenden Kunst überhaupt. Was in dieser Art noch Sehenswerthes da ist, kommt aus Pugets Zeiten her und erscheint öfters als eine Huldigung, welche die Kunst im Vorübergehen dem Reichthum der berühmten Seestadt gebracht *). Aber die liebliche Zeit der provenzalischen Dichtkunst hat dagegen andere Spuren ihres Hierseyns, in Marseille und in der ganzen Provenze zurückgelassen, Spuren welche ihr vormaliges wohlthätiges Einwirken ins Leben noch viel unmittelbarer bezeugen, als Werke der Baukunst es könnten. Es sind dieß jene alten Lieder und Gebräuche, welche eben so wie die Lieder von dem tief poetischen, hochgebildeten Sinne zeugen, aus welchem sie einst hervorgegangen. Diese alten Lieder und lieblichen Geberden des inneren, ehrwürdigen Lebens haben sich ganz besonders bei der Feier des Weihnachtsfestes erhalten, welches wohl, soweit dies von etwas Aeußerem abhängt, nirgends auf der ganzen Welt so schön gefeiert werden kann als in der Provence und namentlich in Marseille. Am Weihnachtsabend ist der ganze Cours, sind alle Läden, alle Häuser, alle Buden der Blumenhändlerinnen, bis zu dem ärmsten Korbe voller Hyacinthen herunter, mit vielen Lichtern erleuchtet. Man darf nämlich nicht vergessen, daß hier von der Provence die Rede ist, wo selbst die Wintermonate des Blumenschmuckes der Gärten nicht entbehren, und wo, an geschüzten Orten, um Weihnach-

*) Auch dem berühmten Mahler David dankt seine Vaterstadt Marseille einige Gemälde.

ten schon Hyazinthen, Tazetten und Tulpen, so wie andere Frühlingsblumen blühen, und mithin auch bei diesem lieblichsten unter allen Festen Gelegenheit geben, die Neigung der Marseiller zum Tragen der Blumen zu befriedigen. Da ertönen dann anfangs einzeln, dann aus allen Gassen und Häusern die der Erinnerung aus früher Kindheit theuern, süßen, uralten Melodien von Weihnachtsliedern, welche zum Theil in einem Provenzalisch, das jenem der Traubadours gleichet, die heilige Nacht und die Freude der Engel, so wie den Jubel der im Felde hütenden Hirten besingen. Als die alten Gebräuche noch bestunden, welche noch jezt in vielen Familien sich größtentheils erhalten, wurde hernach vor einer kleinen, im Zimmer errichteten Capelle, in welcher man zugleich den Kindern des Hauses in einer wohlgeschmückten Krippe die Anbetung des neugebohrnen Heilandes durch Engel und Hirten figürlich dargestellt, ein Tisch, gedeckt mit drei Tischtüchern, aufgestellt. Dreizehn Brode lagen darauf, mit Myrtenzweigen geschmückt, um sie her eine ganze Fülle von Früchten des provenzalischen Himmels, eine Schüssel mit dem gebratenen Huhn oder Welschhahn in der Mitte, dabei süße, feurige Weine. Bei dem patriarchalisch, unter dem Singen der alten Weihnachtslieder gefeierten Mahle, brannte im Camin ein Stock der harzreichen Seefichte, welchen der Hausvater von Zeit zu Zeit mit Oel oder feurigem Weine beschüttet und dieses aufflammende Feuer, wird Feuer der Freundschaft genannt; denn bei diesem Feste herrschet die Heiterkeit der Kindheit, Liebe und Frieden. Die Gäste vom Abend — die nächst Befreundeten und Bekannten des Hauses — sind dann gleich wieder zur Mitfeier des nächsten Mittages geladen.

So hat sich ein Abendstrahl der herrlichen Zeit der Traubadours noch auf den Gipfel des alten, hohen Felsens, der allein bestehet wenn Alles vergehet, geheftet: auf den Gipfel des Felsens der Religion, und scheint von da noch dämmernd in das Thal des armen Jezt herunter. Die Kunst und jede wahre Wissenschaft, wie und was wären sie, wenn ihre Wurzel nicht in diesem Felsen stünde, wenn sie nicht an ihm allein sich festhielten. Es wäre das Lied dieser Engel, durch welche das Gesetz wie die Kunst dem Menschen gegeben worden, nie erwacht, ohne das Kind in der Krippe, dessen Anblick der Stimme ihren Ton und Laut verliehen; das Lied wird verstummen und nie wieder gehört werden, wenn man den liebend staunenden Augen den Gegenstand seines Staunens und seiner Liebe genommen. Dies hat schon die Zeit der Revolution in Frankreich bewiesen, welche mit der Religion zugleich die guten, alten, lieblichen Gebräuche auf mehrere Jahre aufgehoben. Sie konnte aber doch mit allen ihren Schrecknissen *) die Lieder der Kindheit nicht aus der Erinnerung der Provenzalen hinwegnehmen, jene wachten wieder auf, das traulich patriarchalische Mahl begann zugleich mit ihnen wieder, im Camin brannte das alte Feuer der Freundschaft **).

Auch der gute König Renatus, von welchem oben die Rede gewesen, hat, wenn auch gerade kein Denkmal

---

*) Unter dem Beil der Guillotine, welche in der Cannabierestraße errichtet war, starben sechshundert edle Bürger und Familienväter von Marseille.

**) Auch beim St. Ferreol- und beim Johannisfeste haben sich noch alte poetische Gebräuche erhalten.

in Stein, doch ein anderes ungleich festeres und besseres zurückgelassen. Von ihm, sagt man, ist im Jahre 1471 das berühmte Gericht der vier alten Männer gestiftet, das unter den Fischern in Marseille noch jezt besteht: das Gericht jener vier achtbaren Alten, welche jährlich von ihrer Zunft am Johannistage gewählt werden, und welche alle Streitigkeiten und Angelegenheiten ihres Standes weise und einfach schlichten und berathen. Diese alte Stiftung des Königs Renatus ist der wohlthätige Grund, auf welchem noch jezt das innerliche Gedeihen des Standes der Fischer, im Vergleich mit andern Ständen von Marseille ruht. Denn die Fischer dieser berühmten Seestadt zeigen sich als ein zwar seltsames, abgeschloßnes (noch jezt heurathen sie ungern aus ihrer Zunft hinaus) dabei aber höchst achtenswerthes Volk, mitten unter dem andern Volke, und dies ist noch ein Seegen, welchen der gute König Renatus ihnen hinterlassen. Doch von den Gebräuchen und Sitten der Menschen kehren wir wieder zu der Stadt selber und ihrer Umgegend zurück.

So wenig erfreulich auch an einem heißen Tage ein Lustgang hinaus vor die Stadt, in die nach allen Richtungen hin fast ganz baum- und schattenlose Umgegend seyn mag, so war uns hierzu doch die Jahreszeit und der kühlende Mistral günstiger, als jene den in den wärmeren Monaten hieher Reisenden zu seyn pflegt. Der schon oben erwähnte, südwärts, zwischen der Stadt und ihrem Hafen und zwischen dem freien Meere beim Einfluß des Huveaune Flüßchens gelegene Felsenrücken, Mondredon, (Notre Dame de la Garde) ist wohl in der Nähe der Stadt der interessanteste Punkt, den

man besuchen kann. Das Fort liegt 510 Fuß über der Meeresfläche erhöht. Da auf diesen Höhen stund, noch zu Cäsars Zeiten, ein dichter dunkler Hain, dessen eigenthümliche Schauer Lucan *) besingt. Er war mit Recht der alten Zeit unverletzbar heilig gewesen, denn seitdem Cäsars kriegsgewohnte Hand diesen alten, düstern Wald, dessen Wundern sich selbst die Priester des Hains mit Furcht genaht, zu fällen begonnen, ist der wohlthätige, liebliche Erguß der frischen Quellwasser versiegt, der gesunde, heilbringende Aushauch der grünen Zweige und Blätter, unter deren Schatten die bunte Schlange des Aesculaps ihre Wohnung gehabt, ist der Stadt und ihrer Umgegend genommen, und es ist unmöglich, da auf der jezt so kahlen, öden Felsengräte, im Zuge des Mistrals jemals wieder einen Wald zu erzeugen.

Wie schwer oder unmöglich es sey manchen Berggegenden, denen man ihre Urwälder ganz genommen, von neuem, auch nur ein Wäldlein künstlich zu geben, zeigt unter andern der Anblick der Seealpen, an sehr vielen Orten. Auch der Bergzug von Nizza war einst auf seinem jezt so ganz kahlen, unwirthbaren Rücken von dichten Waldungen bedeckt, welche den von den Römern bekriegten Eingebohrnen zum Bergungsorte gedient. Seitdem aber die Verheerungen jener alten Kriege diese Wälder ausgerottet, konnten da nie wieder neue in dem nun der Feuchtigkeit und seiner ganzen ehemaligen Erddecke beraubten Steingrund gedeihen und die Gegend ist wasserärmer, ja an vielen Punkten wasserleer geworden.

*) Pharsalia L. III. v. 399—425.

Jener liebliche Augenschirm und Vordergrund des Waldes, von welchem aus die Alten hier das Meer betrachten konnten, fehlt also zwar dem jezt ganz kahlen, gegen die brennenden Sonnenstrahlen wie gegen den stürmenden Mistral unbewahrten Felsen gänzlich, dennoch aber ist die Aussicht nach dem freien Meere und nach den nahen Inseln auch vom öden Felsen aus schön genug, und man glaubt da hinter dem Felsenvorsprung sitzend, über welchen der Sturm hinbrauset, und hinaus schauend über das Meer, etwas zu ahnden von jenem Gefühl das die Möwe haben muß, wenn sie vom Neste der Felsenklippen aus über die schäumenden Wogen hinüberflattert. Die nächste der Inseln, die man hier vor sich sieht, die Insel Iff, hat sich vordem als Staatsgefängniß furchtbar gemacht. Mirabeau wird unter den lezten der dort Gefangenen genannt. Das auf ihren Felsen gelegene Schloß ist noch jezt fest genug, und wird als Ablagerungspunkt für die nach Elba abzuführenden Gefangenen benuzt. Hierauf folgt die Insel Ratonneau, auf deren öden, dürren Felsen Franz der erste ein minder bedeutendes Fort erbauen lassen. An der entferntesten der drei Inseln, Pomegue genannt, findet sich eine ziemlich bequeme Bucht. Hier, in einer fast anderthalb Stunden betragenden Entfernung von der Stadt, müssen alle aus der Türkey, und anderen, wegen der Pest oder des gelben Fiebers verdächtigen Gegenden herbeikommenden Schiffe die Quarantaine halten, welche, je nach dem Grade der Verdächtigkeit, 9 bis 40 Tage dauert. Während dieser Zeit, welche von den sechszehn achtbaren Männern bestimmt wird, welche den Sanitätsrath oder die Consigne bilden, die, wie bereits erwähnt, am Eingang des Hafens bei dem Fort St. Jean ihren Sitz

hat, dürfen bei Todesstrafe weder Menschen noch Waaren ans Land geführt werden. Aermere Reisende, oder solche, an denen sich auch nur leise Spuren einer Krankheit zeigen, werden vom Schiffe aus in das geräumige Pestlazareth geführt, welches nach der ganz entgegengesezten Seite vom Pomegue, nördlich von der Stadt, an der Bucht de la Joliette gelegen ist. Dieses große Gebäude fällt, wenn man auf dem Felsen bei St. Nicolas steht, wenigstens an einigen Punkten deutlich mit seinen hohen Bogengängen ins Auge, so daß man, nach Süden gekehrt, die zur Quarantaine bestimmte Insel, und, nach Norden gewendet, als weitere Folge der allerdings löblichen Vorsicht der Marseiller: das Pestlazareth sehen kann. Aeusserst lästig ist hier schon der Aufenthalt auf dem Schiffe für die ganz gesunden, dort die Quarantaine haltenden Reisenden; ungleich lästiger jedoch ist noch der Aufenthalt für die Kränklichen und Kranken im Lazareth. Hier wird Jeder, sein Uebelbefinden sey welches es wolle, als ein Pestkranker betrachtet, welcher mit seinen beiden Gefährten: dem Wundarzt des Schiffes und einem dienenden Matrosen argwöhnischer abgeschlossen und verwahrt wird, als der gefährlichste Verbrecher. Die ihn besuchenden Freunde und Bekannten sind durch ein eisernes Gitter, das bis zum Dache reicht, und außer diesem noch durch einen tiefen Graben von dem armen, im Pestlazareth Befangenen abgesondert. Das beständige Durchräuchern der Waaren, der Kleidungen und der Menschen, welche zuweilen durch den fast erstickenden Dampf kränker werden als sie vorher gewesen, die argwöhnische Dazwischenkunft der Patrouillen und Wachen, so bald der eine und andere Lazarethbewohner sich gegenseitig einander nähern und mittei-

mittheilen wollen, macht den gewöhnlich vierzig Tage dauernden Aufenthalt im höchsten Grade peinlich. Mit Recht pflegte man, wenigstens ehehin, zu der Stelle des Capitäns, unter dessen Aufsicht das Lazareth gesezt ist, so wie eines großen Theiles des übrigen Dienstpersonales lauter unverheirathete oder verwittwete Männer zu wählen: denn auch die reichlichste Besoldung vermochte nicht für die Entbehrungen zu entschädigen, welche die nothwendig mit dem Amt verbundene Abgeschiedenheit von aller Gesellschaft und allem ehemals gepflogenen Umgang diesen Männern auferlegte. In der Regel pflegte man auch bei der Besetzung der Stellen, bei der Consigne sowohl als bei dem Lazareth, hauptsächlich auf solche Männer Rücksicht zu nehmen, welche bereits Reisen nach dem Morgenlande gemacht, und dort entweder das Amt eines Consuls bekleidet oder in andern Verhältnissen gelebt hatten, worinnen sie mit der Pest und ihrer ansteckenden Gewalt bekannt werden konnten.

So peinlich auch die Vorsichtigkeitsmaasregeln der Gesundheitspfleger, besonders in früherer Zeit für manche Reisende gewesen, so sind jene doch zugleich im hohen Grade löblich und wohlthätig zu nennen. Marseille hatte in der That gerechte Ursache gegen die verheerende Pest wachsam und auf seiner Hut zu seyn, denn man weiß von zwanzig großen Pestseuchen, welche diese Stadt seit den Zeiten der römischen Herrschaft entvölkert haben. Eine der verheerendsten ist noch die späte, von 1720 gewesen, welche von den damals 90,000 Einwohnern fast die Hälfte (über 40,000) hinweggenommen, hierauf von der Stadt aus, wie ein aus der Tiefe des Todtenreiches hervorbrechender, tödtender Strom, sich über die Dörfer

ergossen, welche damals fast ganz verödet wurden. Selbst nach Toulon, nach Arles, nach Aix kam die Seuche mit furchtbarer Gewalt, und ihre wirklichen, so wie noch mehr die nur befürchteten Fortschritte sezten ganz Frankreich und selbst die Nachbarländer in Schrecken. Es hat diese damalige Pest, allen angewendeten Mitteln trotzend, den vollen Verlauf eines Jahres gehalten. Als das Jahr vom Juli 1720 bis zum Juli 1721 zu Ende gieng, war es, als ob ihre Macht nicht durch die Mittel der Aerzte, sondern durch den Verlauf der Natur selber gebrochen würde und ihre Periode nun zu Ende gienge. Und eine ähnliche Bemerkung hat man bei mehreren solchen tödtlichen, ganze Länder entvölkernden Plagen gemacht. Wenn der Todesengel, der Tiefe *) entsteigend, den gewöhnlichen Weg von Morgen nach Abend nimmt **), welchen der Mensch und der bewegende Impuls aller Hauptschicksale seines Geschlechts genommen, wenn er so dem vom Morgen nach Abend hinausgewichenen Leben nachjaget, und es mit seinem fällenden Pfeil ereilt, ist ihm eine bestimmte Zeit und Stunde für seine Plagen gegeben, und jenem schwarzen Tode, welcher in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (1346 bis 1349) die Länder und Völker vom östlichsten Asien bis zum westlichsten Europa geschlagen, war zu seinem Kriegszug über einen

*) Viele Seuchen werden dem Aufsteigen von schädlichen Dämpfen aus der Tiefe der Erde zugeschrieben. M. v. Schuberts Allgemeine Naturgeschichte oder Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur. S. 251. u. f.

**) Die meisten, besonders tödtlichen Epidemien kamen und kommen aus dem Morgenlande nach unsern Abendländern herüber. Ebendas. S. 253.

Erdstrich von zweitausend Meilen die Zeit von drei Jahren bestimmt, die Cholera morbus, welche in unsern Tagen Asien von Ost nach Westen durchzieht, weilet in jedem von ihr ergriffenen Erdstrich nur fünfzehn bis dreißig Tage und gehet dann weiter nach Westen. So hat die Plage, das Leid und der tödtende Zorn an dem auf Erden lebenden Geschlecht überall sein Maas, seine kurze bestimmte Zeit; das Leben aber wie das Erbarmen währet ewig und gehet von Glied zu Gliede fort.

Die obenerwähnte lezte, allverheerende Pest hat in geistiger Hinsicht Früchte getragen, von denen einige in die Ewigkeit hinüberreichen. Der damalige ehrwürdige Bischof de Belzunce und ein großer Theil seiner Geistlichen haben ihr Leben daran gewagt, um den zum Tode kranken Brüdern außer der leiblichen Labung vor Allem die auch den Leib stärkenden Erquickungen und Tröstungen des Geistes zu bringen. Durch ihr Beispiel sind die Aerzte und viele Bürger der Stadt, an ihrer Spitze der edle Commandant Langeron, zu einem gleichen Wetteifer der Bruderliebe erweckt worden. Serres, ein Schüler des trefflichen Puget, hat Gemählde dieser Pest entworfen, welche im Stadthaus aufbehalten sind. Ihre Treue läßt es errathen, daß Serres selbst ein Zeuge, und zwar ein wohlthätig-hilfreicher jener Noth gewesen.

Wir lernten ebenfalls an diesem Nachmittag noch verschiedene Naturalienhändler, außer denen am Hafen kennen. Noch vor Kurzen wäre bei dem einen (dem billigsten von Allen) Vieles sehr Brauchbare und Seltene gefunden worden. Ein anderer Sammler, den ich später in Nizza kennen lernen, hatte aber schon da ausgesucht und aufgekauft, und für uns nur noch unter andrem einen

wohlerhaltenen Pelikan übrig gelassen, auf welchen wir dann noch als Zugabe einen afrikanischen Nashornvogel und verschiedene Kolibris bekommen.

Den Tausch und Ankauf von Seeproducten des Mittelmeeres erleichtert der treffliche Professor Roux, Director des städtischen Museums, allen Fremden auf die gefälligste Weise. Dieser ausgezeichnete Naturforscher, der zugleich ein sehr geschickter Zeichner ist, macht sich gegenwärtig durch ein Werk über die Vögel und Fische der Mittelmeersküsten um die Naturwissenschaft sehr verdient.

Auch der botanische Garten, am Ende der Alleen Meillan gelegen, verdient Beachtung, sowohl wegen seines Reichthums an Gewächsarten, als auch wegen der sehr zweckmäßigen innern Einrichtung, welche noch jezt an den berühmten Thibeaudeau und an die Freigebigkeit der Kaiserin Josephine erinnert. Man sieht hier viele südafrikanische und neuholländische Pflanzen im Freien. Ein Clima wie das von Marseille, wo im Sommer die Hitze durch den Seewind, Garbin genannt, von Vormittags 10 Uhr bis Abends 6 ziemlich gemäßigt wird *), die Winterkälte aber höchst selten etliche Grade unter den Gefrierpunkt sinkt, (sehr oft hat man im Winter am Tage 12 Grad Wärme) ist allerdings der Pflanzenpflege sehr günstig. — Die Sammlung von Wachspräparaten zum anatomischen und physiologischen Unterricht ist brauchbar; die Stadtbibliothek reich sowohl an Zahl der Bücher **) als auch zum großen Theil an innerem

*) Sie hält sich meist zwischen 21 bis 25 Grad.

**) Die s. g Lyceums-Bibliothek enthält über 90,000 Bände.

Werthe derselben. Marseille besitzt auch eine Academie der Wissenschaften und Künste, welche als ein Erzeugniß jener merkwürdigen Zeit betrachtet werden kann, in welcher die allgemeine Noth und Gefahr der Pest (1720) auch die Kräfte des geistigen Menschen auf alle Weise aufregte und erweckte. Einige Männer jener Zeit, welche wußten, daß die Kraft des Geistes ein Gegengift auch gegen leibliches Erkranken in sich trage, und daß ein heiterer Sinn so heilsam sey, als die heitere Lebensluft der Gebirge, pflegten sich damals in der einsamen Landgegend, wohin sie sich vor der Pest geflüchtet, wöchentlich einmal zu wissenschaftlichen Mittheilungen des Gelesenen und Selbstgearbeiteten zu versammeln. Diese Versammlungen wurden dann auch fortgesezt, als nach dem Vorübergange der Seuche die einzelnen Mitglieder wieder in die Stadt zurückgekehrt waren. Dieß ist dann die Begründung der noch jezt thätigen Academie von Marseille geworden.

Die Sternwarte der Stadt, bei der günstigen Lage unter so südlichem, heiterem Himmel, wäre der Beobachtung sehr günstig. Wir selber sahen mit innigem Vergnügen hier so wie in Montpellier und später in Nizza und Neapel, bereits einen Theil jener südlichen Sternbilder, welche über unsern vaterländischen Himmel niemals heraufsteigen. Die Astronomen von Marseille haben uns, besonders in neuerer Zeit, das Sichtbarwerden mancher Kometen angekündigt, welche nur in diesen südlicher gelegenen Regionen des Himmels erschienen. Die Astronomie ist von frühester Zeit her, als Pflegerin und Lehrerin für die Schiffahrtskunde anerkannt gewesen und Marseille, wie es vor Alters seinen Pythias gehabt, würde

unter günstigen Umständen öfter Männer bilden müssen, die sich, wie jener große Alte, im Gebiet der Astronomie, so wie in jenem der Schiffahrtskunde auszeichneten. Und in der That hat auch diese Stadt manche große Seehelden und ausgezeichnete Mathematiker gehabt. Unter jenen nennen wir hier nur den berühmten Viceadmiral Paul, den Helden und Schützer des Maltheserordens, den kühnen Bekämpfer der Türken; so wie jenen trefflichen Capitain Renaud, der es zuerst gewagt die von Magellan bemerkte Meerenge zu durchfahren.

Das städtische Museum gehört zu den schönsten Zierden von Marseille. Hier ist doch unter anderen auch der größere Theil von dem vereint, was noch von mehr oder minder schätzenswerthen Alterthümern in und um Marseille gefunden worden. Sie sind theils griechischer, theils römischer Art und Ursprunges. Von jenen ist der größere Theil nicht in Marseille selbst aufgefunden, sondern aus andern Gegenden hierher gebracht worden. Sie bestehen aus Grabsteinen, Sarkophagen, Altären, antiken Lampen u. s. Doch ist jene obeliskenartig gebildete Säule von sieben Fuß Höhe, welche man für den berühmten Gnomon hält, womit Pythias die Schiefe der Ecliptik beobachtet, bei Marseille gefunden. Mehrere der schönsten römischen Sarkophagen sind in den unterirdischen Begräbnißgewölben der alten Abtey St. Victor entdeckt worden.

Am Abend, da sich der Mistral fast ganz gelegt hatte, besuchten wir wieder den Cours und die Alleen Maillan. Es genügte uns das, was wir bei solchen Gelegenheiten, während unseres kurzen Aufenthaltes in Marseille, von dem Treiben und Leben seiner Bewohner sa-

hen, um, wenn auch nicht selbst gründlich zu beobachten, doch das bestättigt zu finden, was wir von anderen Seiten über die Marseiller gelesen und gehört hatten. Man nennt die Frauen und Männer dieser Gegend ganz vorzüglich schön; es kommt bei solchem Urtheil viel auf den Maaßstab der Schönheit an, welchen man in sich trägt. Ich meines Theiles habe mich nie gewöhnen können, die Schönheit der Menschengestalt und ihres edlen Antlitzes, in welchem die ganze Welt des Geistigen sich abspiegelt, so zu ermessen und zu beurtheilen, wie die Schönheit eines thierischen Körpers, d. h. nach der Fülle oder dem gröberen Umriß des Fleisches und der Knochen, oder nach Farbe und Alter. Mir kamen die Römer und Römerinnen, vom Greisenalter bis zur Kindheit, großentheils schön vor, denn es ist da die eigenthümliche Ruhe und Majestät des Menschenangesichtes mit dem lieblichen Ausdruck einer höheren geistigen Empfänglichkeit und Beweglichkeit vereint, Kraft mit äußerer Stille. Dieser eigenthümlich liebliche Ausdruck des Menschenangesichtes, worinnen dasselbe einen glatten, ungetrübten Spiegel darstellt, habe ich oft in Italien und in Deutschland, so wie in der Schweitz und in mehreren Gegenden von Frankreich, z. B. in Lyon gesehen, seltener und weniger aber in dem wegen seinen Schönheiten so oft gepriesenen Marseille. Es ist in diesen öfters leblosen oder unruhig (gleichsam hüpfend) bewegten Gesichtszügen solcher weißhäutiger, dabei schwarzäugiger Köpfe meist etwas so Trübes, Unstättes, wie in den Staubwolken welche der Mistral bald so bald anders gestaltet, ein Etwas, auf welchem ein an wahre Schönheit gewöhntes Auge weder ruhen will noch kann. Freilich sagte man uns, daß unter andern diese „schönen Damen“, welche wir in den Abendstun-

den im Cours und in der Gegend des Theaters so häufig sahen, zu einer Klasse von Menschen gehörten, welche leider in Marseille überaus zahlreich ist und welche dort das Glück der Familien untergräbt, das junge, frische Leben in seinem Aufkeimen vergiftet; aber es scheint eine gewisse nichtssagende Leichtfertigkeit und geistlose Sinnlichkeit hier der vorherrschende Charakter auf einem großen Theil der Gesichter zu seyn. Nicht einmal die Gestalten (Wuchs und Umriß) schienen mir sehr bedeutend; höchstens bemerkte man Zierlichkeit statt Grazie, üppige Fülle statt Kraft. Es ist mir, wenn ich mich unter der Menge dieser großen Seestadt herum getrieben, meist so gänzlich frei und unangesprochen zu Muthe gewesen, als fände ich mich unter einem Volke, dem nicht blos meine Sprache, sondern auch meine ganze Art und Weise ebenso fremd und unverständlich gewesen als mir die seine; in der That es war mir zuweilen als fände ich mich in einer sehenswerthen Menagerie unter lebendigen Wesen, welche man betrachtet und von ihnen betrachtet wird, ohne daß ein Leben das andere recht begreift; oder noch besser, es war mir als hätte ich mitten unter diesem Gedränge Siegfrieds unsichtbar machende Darrenkappe auf dem Kopfe und jene auch etwas Aehnliches, so daß sie weder mich noch ich sie recht bemerken können. Diese ganz eigenthümliche Empfindung habe ich noch nie, in keiner andern Stadt gehabt und ich verglich sie im Stillen oft mit jener ganz anderen, welche mich gerade vor sieben Jahren um diese Zeit durch das volkreiche, bürgerlich thätige, ehrenwerthe Hamburg begleitete. Freilich hatte ich auch da und in Altona und Wandsbeck (im Hause und in der Familie des lieben, seeligen Vaters Claudius) Tage und Stunden zugebracht, welche noch immer

fort leben, obgleich seitdem so manches Liebe, das damals dazu gehörte, nicht mehr lebt.

Die Unsittlichkeit und Ausschweifungssucht eines großen Theiles der Marseiller ist leider durch ganz Frankreich und Italien bekannt. Man sucht es zu vermeiden Söhne und junge Verwandte dieser gefährlichen Stadt anzuvertrauen. Und dennoch hat sich in vielen Familien, besonders unter dem Bürgerstand, häusliches Glück, gegenseitige Treue und Ehrbarkeit noch eine Wohnstädte erhalten, darauf lassen ja schon die Seite 298. erwähnten, schönen, alten Gebräuche schließen. Solche Familien, deren wir einige kennen lernten, sind dann auch in einer solchen Stadt, eine desto ehrenwerthere, lieblichere Erscheinung. Namentlich unter den Deutschen, welche in Marseille leben, haben sich wohl die Meisten die bessere deutsche Sitte und Art erhalten. Es sind dies Denksteine, auf denen der Fremde festen und trockenen Fußes durch die Lache die vor ihm liegt hindurch gehen kann.

Neben der hier angedeuteten Unsittlichkeit, soll sich auch unter den Marseillern eine ungezähmte Spielsucht finden, deren Zuge man sich rücksichtslos überläßt, um die Zeit vollends zu tödten und alle jene Töne des Ernstes in ihr zu übertäuben, welche an das erinnern können, was nach der Zeit folgt. Es ist und bleibt, unstillbar durch allen sinnlichen Genuß, in dem Menschen ein eigenthümliches Bedürfniß seiner geistigen Natur, welches eben so laut und dringend wie der Magen die Speise und das Getränk, die ihm angemessene Befriedigung begehrt. Einige Völker der ärmeren, verödeten Landstriche, pflegen, wenn der Hunger sie quält, sein Verlangen durch das Hinunterschlingen von fettiger Erde zu täuschen statt

es zu befriedigen, und berüchtigte Vielfresser, wenn sie den Magen nicht mit Speise zu füllen vermochten, haben andere fremdartige Körper verschluckt, um nur sein lebhaftes Gefühl zu übertäuben. So pflegt auch der mit sich selber und seiner hohen Bestimmung unbekannte Geist des Menschen, das Weh des Sehnens nach der geistigen Speise, statt mit den Strahlen der für das innere Auge wohlthätigen Sonne des Geisterreiches, mit dem Flammenlichte der wilden Leidenschaft zu übertäuben, und wendet sich, da er die Lebenserregung von oben nicht zu finden vermag, zu der gespensterhaften einer Aufreitzung von unten; welche auch vormals dem Heidenthum und seinem wilden Dienst die unwiderstehliche Macht über die Seele der Völker gegeben.

Es giebt indeß auch harmlose Vergnügungen, welche selbst von dem großen Haufen der Marseiller geliebt und gesucht werden. Eine dieser unschuldigeren Vergnügungen ist der wöchentliche Besuch der Bastiden oder Landhäuser und Landhäuschen, deren fast jede Familie in Marseille eines besizt. Selbst der Handwerksmann hat näher oder ferner an der Stadt im freien Felde oder am Hügelabhang seine Bastide mit einem kleinen Gärtchen umher, in welcher er mit seiner Familie den Sonntag zubringt. Der Genuß der freien Luft scheint in der großen, reichbewohnten Seestadt ein fühlbareres Bedürfniß, und von unserem Zimmer aus sahen wir ganz hoch oben, in den Gebäuden einer anderen Gasse, die weiblichen Bewohner der Häuser vor den Fenstern, außen auf einer Art von Balkon sitzen und arbeiten, welcher von Ferne so leicht gebaut geschienen, daß wir für jene Luftbewohner Furcht hegten; Andere saßen eben so hoch

und gefährlich an den geöfneten Glasthüren der oberen Etagen, blos nach unten durch ein leichtes Gitter vor dem Herunterstürzen gesichert. Auch das Fahren auf kleinen Fahrzeugen im Hafen umher, und nach den obenerwähnten Inseln hinaus, gehört, in der besseren Jahreszeit, zu den täglichen Belustigungen. Wäre nur das Wasser des Hafens nicht so gar unsauber und trübe, und so von Kloakengeruch verpestet, mehr als in jedem andern Hafen welchen wir gesehen. Man ist zwar unaufhörlich bemüht die oben erwähnten Reinigungsmaschinen in Gang zu erhalten, aber diese werden, wenn sie den Schlamm des Hafens so heraus schöpfen und umrühren dem Geruch der Nahestehenden selber am lästigsten. Krankheiten aller Art, besonders Fieber, entsteigen dem faulenden Meereswasser, und würden dies noch viel häufiger, wenn nicht der Mistral besser als jede Reinigungsmaschine das Wasser und die Luft vor der Fäulniß bewahrte. Wir lernten diesen Sturmwind in Marseille recht auch von seiner wohlthätigen Seite betrachten, welche schon von den Alten so anerkannt gewesen, daß man seiner Gottheit Altäre errichtet. Als derselbe am andern Tag unsers Aufenthaltes, in heftiger Eile — als ekelte ihm vor dem Geschäft — das Gebiet der Stadt gereinigt hatte, war die Luft sogleich, auf eine recht auffallende, merkliche Weise athembarer und besser geworden.

Auf Handel und Gewerbe der Stadt konnten wir bei unserem kurzen Aufenthalt nur einen flüchtigen Blick wenden. Nach der Südseite des Hafens hin sahen wir öfters den Beschäftigungen zu, welche zum Bauen und Ausrüsten der Fahrzeuge dienten, sahen hier Theer sieden, oder Schiffsseile machen, und Seegel fertigen, dort

die Anker und andere eiserne Geräthschaften schmieden; noch anderwärts wurden schadhafte Fahrzeuge ausgebessert oder ganz neue gezimmert. In der Altstadt besonders interessirte uns der Anblick der Seifen-Fabriken und Handlungen; denn die Seife von Marseille gehört zu den berühmtesten Fabrikaten der Stadt, und schon ihre ungleich reinlichere Bereitungsart, aus Olivenöl statt aus dem meist übelriechenden thierischen Talg muß sie empfehlen und ihr einen großen Vorzug vor der unsrigen geben. Zur Bereitung von einem Centner dieser Seife werden 40 Pfd. Soda, und 70 Pfd. Oel gebraucht *), wozu man hauptsächlich die minder feinen Oele der italienischen Küstengegenden nimmt. Noch immer darf man rechnen, daß Marseille jährlich gegen 500000 Centner Seife siedet und großentheils versendet, obgleich jezt viele Städte, namentlich Genua den Gewinn dieser Fabrication mit ihm theilen. Auch die Nudeln, so wie das Stärkmehl von Marseille werden gerühmt; verarbeitete Korallen sahen wir ungleich weniger als in Neapel, und die welche wir in der lezteren Stadt gesehen, schienen uns auch zugleich schöner und geschmackvoller gearbeitet und waren hierbei doch wohlfeiler. Uebrigens besteht der Weltverkehr der reichen Seestadt großen Theils in Handel mit rohen Naturerzeugnissen: mit Baumwolle, welche noch immer häufig aus der Levante hierher kommt, mit Wein des südlichen Frankreichs, Südfrüchten aller Art, Oel und Seide, welche Italien so wie Frankreich und andere Küstengegenden des Mittelmeeres hieher senden.

*) Auf diese Masse rechnet man gewöhnlich 115 bis 117 Pfd. Seife.

Der Handel von Marseille war freilich in den Zeiten vor der Revolution, als ein großer Theil seiner Kaufleute Adelige gewesen, ein anderer als er jezt ist. Hat doch hier jener bekannte Kaufmann, Georg Roux gelebt, welcher wie ein zweiter Polycrates vom Glücke so übermäßig und ungewöhnlich begünstigt gewesen, daß er mit den Ungewittern und Stürmen „gegen welche seine Fahrzeuge einen Freipaß hätten“ Scherz getrieben und in seinem Uebermuth im Jahr 1740 dem König von England den Krieg angekündigt. Anfangs hat die kleine Flotte des Kaufmanns einige Vortheile errungen. Als aber der Hochmuth des Glücklichen aufs Höchste gestiegen gewesen, hat ein Blitz das Linienschiff entzündet, die Fregatte ist im Sturm gescheitert und die eilf Kauffartheischiffe, ihres Schutzes beraubt, sind in die Hände der von Roux so verachteten Engländer gefallen. Noch kaum vor der Revolution war die Zahl der jährlich im Hafen aus- und einpassirenden Schiffe gegen 5000, jezt ist sie nur etwa 1600. In jener früheren Zeit beliefen sich die Handelsgeschäfte von Marseille jährlich auf siebenzig Millionen Gulden, sie haben sich aber nun in demselben Verhältniß vermindert.

Der lezte Tag in Marseille, der 14. April, war ein ganz besonders heiterer Frühlingstag. Wir brachten ihn bis zum Abend mit Einkaufen, Besehen und Herumziehen in der Stadt und an ihrer Meeresküsten-Gegend zu. Am Nachmittag sahen wir auch die, wie man dafür hält, aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung herstammende unterirdische Kirche von St. Victor. Hier sollen die Christen in den Zeiten der Verfolgungen sich zur Feier der heiligen Geheimnisse versammelt haben.

Der Eingang zu den unterirdischen Gewölben verbarg sich in den südlich nach dem freien Meere hin gelegenen Felsenklippen. — Noch einmal wurde auf der Höhe die Gesammtaussicht über den Hafen und die Stadt hin, so wie jene nach dem freien Meere genossen. — Ich machte an dem lezten Nachmittag auch noch die Bekanntschaft eines jungen Naturforschers (Schülers des berühmten Decandolle in Genf) der mit uns in demselben Hause, unmittelbar unter unserem Zimmer wohnte. Er zeigte uns sehr gefällig seine hier und in den benachbarten Küstengegenden gesammelten Schätze, und in Allem was er sprach und uns zeigte wurde die treffliche Schule des großen Naturforschers kenntlich, aus welcher dieser junge Schweitzer hervorgegangen war.

Das was wir da gesehen und gehört, mehrte die Sehnsucht recht bald nach Nizza und dort selber ans Sehen und Sammlen, besonders von Seethieren zu kommen. Der Frühling in jener Gegend war schon so weit vorbeigerückt, daß wir längst nicht mehr hoffen durften alle jene prachtvolle Arten der Tulpen, Anemonen und andern Blumen welche am südlichen Fuße der Seealpen schon von Februar an die Wiesen und Feldränder bedecken, noch blühend zu treffen. Aber mit der Blumenwelt des Landes hat auch die Blumenwelt des Meeres: die große Familie der Strahlenthiere und selbst der Weichthiere, ihre beste, der Beobachtung und dem Sammlen günstigste Zeit im Frühling. Da brannte uns das schöne, breite Pflaster von Marseille unter den Füßen; die Reisegefährten, bis auf einen, waren schon gestern zu Fuße nach Toulon voran; auch von uns wurde beschlossen noch in dieser Nacht mit der Deligence nachzureisen.

Es war heller Mondschein; die einige Stunden vor Mitternacht abgehende Deligence kommt in dieser Jahreszeit gerade mit dem Morgen in das wunderherrliche Thal von Olioulles, so glaubten wir wenig zu verlieren wenn wir einen Theil des Weges bei Nacht machten; um so weniger, da der durch die nächtliche Fahrt gewonnene Tag zum Besuchen und Besehen von Hyeres angewendet werden könnte. — Diese voreilige Eile, dieses unzeitige Sparen mit der Zeit, hat mich später oft gereut, und noch jezt, wenn ich an das nur im Fluge gesehene, Thal vor Olioulles denke, geschieht mir wie dem Jäger der Alpen, welcher zwischen die Klippen der Felsenwarte gelehnt den neulich auf diesen Höhen gesehenen Lämmergeyer schon seit gestern aufgelauert, und welchen nun gegen Morgen ein Augenblick des Schlummers betreten, aus welchem ihn der Flügelschlag des eben vorüber geflogenen Geyers zu spät erweckt. —

Zwar geschlafen habe ich wenig oder nicht in dieser Nacht, sondern immer zum offenen Fenster der nicht sehr besezten Diligence hinausgesehen in die vom Mondschein und später vom Morgenlicht beschienene Gegend, aber die Eindrücke welche ich dabei empfangen, sind so tief und mächtig gewesen, daß sie, wie ein recht lebendiger Traum von dem fern über Land gegangenen Geliebten, das Sehnen nahe und recht zu sehen und zu genießen nur aufgeregt, nicht befriedigt haben.

Die Diligence, bis zu welcher uns der freundliche Landsmann Negges noch begleitet hatte, fuhr an den Bäumen des Cours und an den halbbeleuchteten Läden und Kaffeehäusern, dann vor der Stadt außen zwischen den Mauern der Gärten so eilig hin, daß wir uns

nach kaum einer Viertelstunde schon mitten im Thal der Bastiden sahen, deren Gemäuer und Baumgruppen der Mond weithin beleuchtete. Es zieht sich ein großer Theil des Weges gen Aubagne (Barthelmys Geburtsort) nahe an den lieblichen, fruchtbaren Ufern der Veaune hin, aus deren Gewässer uns ein kühlender Hauch entgegen gekommen. In Aubagne waren bei der schönen Mondnacht noch die meisten Bewohner munter und in lebhafter Bewegung, als wir da durchfuhren; aus einem Garten erschallte Musik und Gesang.

Hierauf wurde die Gegend nächtlich still und ernst. Waldung von Seefichten und Gestrüpp bedeckten den Bergabhang über welchen sich die Straße jenseits Aubagne hinanzieht; die Form der Felsen in dem engen, wasserlosen Thale durch das wir kamen, schien den Kalkstein anzudeuten. In Cujes wurde ziemlich lang gehalten. Es war schon tief in der Nacht, und doch waren die Zimmer des Wirthshauses oder Posthauses, bei welchem unser Wagen stille stund, noch voller schmausender, ziemlich lauter Gesellen, welche, ich weiß nicht welches? Volksfest, hier auf ihre Weise gefeiert. Was half es uns aber jezt, so hell auch der Mond schien und so klar und blau der Himmel war, daß wir heraustraten in das merkwürdige Kesselthal, das nach Saussure einst ein See gewesen, und hinaufschauten nach den Höhen des merkwürdigen Berges St. Beaume, der nicht weit von Cujes gen Norden hin liegt; sahen wir doch, wenn auch das was wir dafür gehalten, wirklich der Gipfel des Berges war, nichts von der Grotte, welche die Sage und die fromme Anhänglichkeit des Volkes, das jene Grotte für den vieljährigen Aufenthaltsort der heiligen

Mag-

Magdalena gehalten, eben so reich gemacht als die in ihrem Innern Stalaktiten erbauende Natur. Jene Grotte liegt 2814 Fuß hoch über dem Meere, der Gipfel des Berges um noch 210 Fuß höher. Man hat von da eine mächtige, weite Aussicht über das Meer und seine Küstengegenden, bis zu den Ebenen der Rhonemündung hin. — Es hat die fromme Zeit des Mittelalters fast immer an solche Orte und an solche Genüsse der Natur, welche den innern Menschen am meisten aufzuregen und emporzuflügeln vermögen, die Erinnerung an das Leben heiliger Seelen oder an heilige Begebenheiten zu knüpfen gewußt, damit das Andenken an die unsichtbare Welt des Geistigen im Bunde mit dem mächtigen Eindruck der Sichtbarkeit desto fester gegründet und unverlöschlicher werde, und damit die Pfeile einer himmlischen Liebe, beflügelt von dem verwandten Hauche jener Liebe, welcher durch die Natur gehet, desto tiefer ins Herz dringen. Es hat auf diese Weise der Mensch den innern Sinn der Natur errathen und ihr für jene Gedanken das passende Wort gegeben, welche die Stumme, ohne den helfenden Geist des Menschen vergeblich auszusprechen ringet.

Jenseits Cujes — welches auch durch die Menge der Capern berühmt ist, die in seiner Umgegend gebaut und von hier versendet werden, — gelangt man in einen Wald, welcher sonst durch Straßenräuber sehr unsicher und berüchtigt gewesen. Auf Beaussset lag nächtliche Stille, jenseits desselben, als in der Ebene der Schlummer sein altes Recht an uns verlangen wollen, erhub sich das Morgengrauen und mit ihm ein frischer, stärkender Hauch vom Gebirge, welcher den müden Augen wieder Munterkeit gegeben und Frische.

Da kam denn, mit der Morgendämmerung zugleich, das wundervolle Engthal von Olioulles, das man mit den Termopylen verglichen. Ein klares Bergwasser rauscht in ihm herunter, die Straße ist an den gähen Wänden der öfters in Thurm- oder Pfeilerartige Formen auslaufenden Felsenkluft hinweggeführt. Es spricht dieses Thal von älteren und mächtigeren Schrecknissen, als jene späteren gewesen, welche vor nicht gar langen Zeiten hier noch lauernde Räuberbanden verbreitet: von Schrecknissen einer gewaltigen, durch vulcanische Kräfte bewegten Natur. Da wo jezt das Bergwasser rauscht, scheinen einst, aus der sich hier spaltenden Tiefe, Lavamassen hervorgedrungen; durch die gleich am Eingange des Thales erscheinenden, grotesken Sandsteinpfeiler mit kuglichen Knäufen und Kuppen, scheine heiße Fluthen hindurchgerissen zu haben. Doch fallen die Zeiten dieser Natur-Begebenheiten jenseit der Zeiten einer sicheren und anerkannt gewissen Geschichtsforschung hinaus, während dagegen nur einige Meilen westwärts von Olioulles, bei dem nahe am Meere gelegenen Tauranty (Tauroentum) alte römische Gebäude, welche noch im vierten Jahrhundert bewohnt gewesen scheinen, tief unter den von Wind und Wellen herbeigeführten, losen Sand verschüttet sind *).

*) Bei Toulon, an den Bergabhängen, dringt ein kieslicht-kalkiches Cäment aus dem Boden herauf, welches die losen Gerölle und Sandmassen gar bald zu einer ziemlich festen Sand- oder Puddingsteinartigen Masse, Saffre genannt, verbindet, so fest, daß man diese Masse, wo sie in der Nähe der Seeküste vorkommt, mit Pulver sprengen muß. Diese Verhärtung jenes neuentstehenden Sand-

Gegen Olioulles hin zeigten sich in den Spalten des Engthales und nach seinen Höhen hin Palmen und südamericanische Agaven, neben der müßig die Felsenwände zierenden morgenländischen Form der Aloën. Die aufgehende Sonne säumte schon den Gipfel der Berge und Felsen, da war es, als wir gen Olioulles herauskamen, als träten wir aus den öden Felsengebilden des steinigen Arabiens in das Lilienthal von Sarona. Denn um Olioulles zeigen sich schon Orangengärten im Freien und es grünt und blüht das ganze schöne, von Felsen engumschlossene Thal.

Auch vor Toulon ersteigt die Straße eine gar günstig und zur Uebersicht wohlgelegene Anhöhe. Wir sahen schon von hier den lieblichen Küstenrand, an welchem die Stadt liegt, noch besser aber überblickten wir die ganze Gegend vom Meere aus und von einigen nachbarlichen Höhen.

---

steines an der Luft, erfolgt so schnell, daß man deshalb zu vermeiden sucht, an manchen Stellen die Aecker lange brach liegen zu lassen.

11. Toulon und Hyeres.

Die nächste Umgegend von Toulon hat einen ungleich großartigeren, erhabneren Character als die Umgegend von Marseille. Hohe Gebirge mit gähem Abhang und wellenförmigem Umrisse laufen bis ganz in die Nähe der Stadt und bis unmittelbar an ihre Küste; weit hinaus ins Meer sezt sich noch ihr Zug, Landzungen und Inseln bildend fort. Es bestehet ein Theil dieser Gebirge aus Urgebirge und die ziemlich nahe Umgegend der Stadt hat Glimmerschiefer und Thonschiefer. Die Abhänge der nur an ihren Gipfeln nackten Berge, sind mit kräftigen Baumpflanzungen und wohlangebauten Gärten bedeckt, aus denen allenthalben Landhäuser hervorblicken; die tiefere Gegend wird von Bächen und kleinen Flüssen durchzogen. Hier werden schon die Gewächse einer wärmeren Zone im Freien wachsend gesehen, Wälder von Lorbeerbäumen beschatten das niedere Thal, Orangen- und Citronenbäume stehen neben schönen Granatbäumen am Fuß der Berge; von ungewöhnlicher Größe ragt neben ihnen der Feigenbaum hervor, allenthalben zeigt sich auf dem kalkichen Boden und an dem Gemäuer der Capernstrauch, welcher den Bewohnern dieser Gegend

jährlich eine sichere Ernte bringt *). Der Mandelbaum bildet Hecken und Gebüsche, wie bei uns der Schlehdorn; auf den Höhen steht die Scharlacheiche.

Es war noch sehr früh am Tage als wir in der Stadt ankamen. Unser erster Gang war zum Hafen. Da genossen wir zum erstenmal den Anblick einer Menge von großen Kriegsschiffen, so groß wie wir sie noch nie gesehen. Handelsschiffe sieht man da wenige; Alles erinnert mehr an das ernste, gewaltsame Geschäft des Krieges, als an Handel und Gewerbe. Die wenigen Kauffartheischiffe, welche im Hafen lagen und deren Größe uns in Marseille würde bedeutend geschienen haben, kamen uns im Angesicht der riesenhaften Linienschiffe, wie kleine Barken und Bote vor. Das nämliche Schiff unter andern, mit welchem wir selber später nach Nizza gehen sollten und welches dann unser Gepäck dahinbrachte, kam uns, da wir es in Nizza wieder sahen, recht ansehnlich und groß vor; in Toulon, da wir es neben den Linienschiffen gesehen, fragten wir sehr bedenklich, wie man auf einem so kleinen Fahrzeuge eine so weite Reise machen könne?

An der westlichen Seite des Hafens fällt sogleich das Arsenal mit seinen mächtigen Gebäuden ins Auge. In ihm der Riesenkörper zweier, noch im Bau begriffener, Linienschiffe, neben ihm im Meer einige da vor Anker liegende, ausgebaute, und zum Theil ausgerüstete. Auch an der dem Arsenal gegenüber liegenden (östlichen) Seite

*) Aus dem Hafen Toulon werden jährlich einige tausend Centner Capern, einer zu 70 bis 80 fl. ausgeführt.

des Hafens, sieht man Schiffe im Bau oder Ausbessern begriffen, und Hunderte von Arbeitern, welche mit ihrer weiteren Ausrüstung beschäftigt sind. Es ist der Hafen schon seit Heinrichs IV. Zeiten, welcher das alte Telo Martius oder Toulon mit Mauern und Gräben umgeben und einen Thurm am Meere errichten lassen, in einigen Vertheidigungsstand gesezt worden; jene furchtbaren an der Meeresküste hin gelegenen Festungswerke und Citadellen jedoch, welche diese Seestadt fast unüberwindlich machen, sind unter Ludwig XIV. erbaut.

Wir trieben uns, nachdem wir in einem Caffeehaus am Hafen unser Frühstück genommen, zuerst planlos am Hafen und in der Stadt herum. Besahen eine Naturalien-Handlung, der es nicht an mannigfaltigen und vielen, wohl aber an guterhaltenen Gegenständen fehlte; eine Buchhandlung, in welcher ein schätzenswerthes Kupferwerk wohlfeilen Kaufes gewesen; eine Porcellan-Handlung, an deren Waaren wir, was die Auszierung und besonders die Mahlerei betraf, sogleich den durch das ganze Land gehenden, sich überall gleich bleibenden Charakter der Pariser Arbeiten erkannt.

Es war jezt schicklichere Zeit geworden unsern deutschen Landsmann, den Hannöverischen Consul: Herrn Lehmann, an den wir empfohlen waren, aufzusuchen. Wir fanden bei ihm sehr freundliche Aufnahme, und er wurde uns durch die ganze Stadt und ihre Merkwürdigkeiten ein unermüdeter, wohl unterrichteter Begleiter.

Zuerst fuhren wir, in einem kleinen Fahrzeug, hinaus aufs Meer. Es besteht der eigentliche Hafen aus

zwei, durch einen aufgemauerten Damm von einander getrennten Theilen: aus der sogenannten alten und neuen Darse, welche unter sich durch einen Canal verbunden sind, beide aber auch unmittelbar einen Ausgang nach dem Meere hinaus haben. Die alte Darse ist jener Hafen, in welchem die Kauffartheischiffe und einige meist kleinere, aber unbewaffnete Kriegsschiffe stehen, die neue ist der eigentliche, beim Arsenal befindliche Standort der meisten und bedeutendsten Kriegsschiffe. Aus dem Hafen gelangt man erst in die kleinere, etwa drei Stunden im Umfang haltende Rhede, welche allenthalben von Bergen umschlossen ist und eine schöne Aussicht auf die Stadt und ihren bergigen Hintergrund, so wie auf das halbmondförmig am südwestlichen Ufer sich ausbreitende Dorf Seyne gewährt, den gewöhnlichen Zielpunkt der Wasserlustfahrten der Touloner. — Zwischen dem grossen Thurm und dem Fort Eguillette hindurch gelangt man hierauf in die äußere, größere Rhede, welche nach Süden und Westen durch das Cap Cepe geschlossen wird, das durch eine schmale Landzunge mit dem westwärts bei Sixfour herablaufendem Gebirge verbunden ist, und an dessen nördlicher Seite die Gebäude des Lazarethes deutlich ins Auge fallen. Gegen Südost zeigt sich das Gebirge bei Carquairanne oder das Vogelgebirge, welches durch Saussüre's Beschreibung etwas genauer bekannt geworden. Es finden sich hier Glimmer- und Thonschiefer, so wie weiterhin Kieselschiefer; am Bergabhange selber ein Kalkstein, in welchem häufig Nieren und Nester von concentrisch zusammengefügten, stänglichem Kalkspath gesehen werden. Die Ufer sind allenthalben mit ganzen Waldungen von Oelbäumen und andern, besonders Feigenbäumen bedeckt, denn die Feigen von Toulon

werden, ihres Wohlgeschmacks wegen, vor andern Feigen gerühmt.

Auf unserer Fahrt ins Meer hinaus, kamen wir an einem ziemlich weit von der Stadt vor Anker liegenden Schiffe vorbei, welches schon mehrere Male die Fahrt um die Welt gemacht hatte und jezt sich bereitete den kühnen Lauf noch einmal anzutreten. In dem Wirthshaus wo wir eingekehrt waren, lernten wir den Lieutenant und einige andere junge Leute von der Mannschaft dieses Schiffes kennen, deren Bekanntschaft uns sehr interessant geworden. Auf unserm Rückwege fuhren wir dicht neben einigen, beim Arsenal gelegenen Linienschiffen vorüber, an welchen wir von unserm kleinen Fahrzeug aus wie an hohe Kirchen oder Fürstenpaläste hinaufblickten. — An der Spitze des Hafendammes fiel uns die Maschine ins Auge, durch welche die Mastbäume aufgerichtet werden. — Nachdem wir wieder gelandet, sahen wir noch einige Zeit lang den Arbeitern des Schiffsbaues an der alten Darse zu und betrachteten hernach das Innere der Stadt.

Toulon hat schöne, freie Plätze, mit herrlichen Baumalleen. Besonders der Paradeplatz wird von hohen, schönen Bäumen beschattet und ringsum stehen prächtige Häuser und Paläste. Die Fronte des Stadthauses, das am Handelshafen liegt, ist durch zwei Brustbilder von Sclaven, welche den Balcon stützen und welche ein Werk des trefflichen Puget sind, merkwürdig. Die Arbeit und Kraft der Muskeln ist fleißig dargestellt. Die Cathedrale, an welcher sich der Geschmack der älteren und neueren Zeit auf sonderbare Weise gepaart haben, enthält auch einige Arbeiten von Puget und seinen Zöglingen. —

Sonst hält man etwa noch außer dem nachher zu erwähnenden Arsenal für sehenswürdig: das Hôtel des Seepräfecten am Paradeplatz, den bischöfflichen Pallast, nicht weit vom Cours, das Haus das Puget sich nahe beim Stadthaus an dem Kai der alten Darse erbaut hat, und selbst das Gebäude worinnen Fischmarkt gehalten wird, und dessen Dach auf zehn dorischen Säulen ruht.

Wir fanden heute, am 15. April, mitten unter den duftenden lieblichen Orangen, welche um diese Zeit in ganzen Schiffsladungen aus Nizza, Majorka und andern Gegenden gebracht werden, bereits Mandeln von diesem Jahre, noch in ihren grünen Schaalen. Freilich zeigte sich beim Aufbrechen derselben, daß der Kern so unreif und milchig war, daß er für uns noch nicht genießbar schien. Die Tochter unsers Wirthes belehrte uns aber durch ihr Beispiel, daß man hier zu Lande die grüne, fleischige Hülle mit sammt dem milchigen Kerne zu essen pflege. Es war uns dies übrigens nicht das einzige Zeichen des ganz besonders milden und begünstigten Clima's von Toulon, das fast wie Nizza keinen Winter kennt, und in welchem die Gewächse der wärmeren Zone ungleich besser im Freien gedeihen, alle Garten- und Feldfrüchte um mehrere Wochen früher reifen, als in dem nahe gelegenen, den kalten Stürmen so ausgesezten Marseille.

Am Nachmittag besahen wir in Gesellschaft unseres freundlichen Consuls das Arsenal. Dieses ist eine Stadt im Kleinen, in welcher Handwerker, Künstler und Arbeiter von allen jenen Arten leben, welche zum Erbauen, Ausstatten und Auszieren einer Stadt der Gewässer: ei-

ner ganzen Kriegsflotte und aller ihrer Bewohner nöthig sind. Man tritt durch ein Gitterthor hinein, welches nach einer Zeichnung des Herrn Langes im J. 1738 gebaut und verziert ist. Es ruht auf dorischen Säulen. Seetrophäen erscheinen da neben der Bildsäule des Mars und der Minerva, und neben Genien welche nicht Lorbeerkränze, sondern ganze Büsche von Lorbeerzweigen und Palmenblätter tragen. In der Mitte steht das Wappenschild, umgeben von Trophäen und von Hörnern des Ueberflusses, welche bis oben mit Muscheln gefüllt sind.

Nachdem wir am Eingang unsere Einlaßkarten vorgezeigt, stunden wir zuerst eine Zeitlang bei den Zimmerleuten, welche hier Schiffsbauholz zugehauen und die einzelnen Theile zu den riesenhaften Gebäuden bereits zusammenfügten. Vom Eingang rechts steht das ungeheure, über neunhundert Fuß lange Gebäude für die Seilerei der Marine. In dem untern Geschoß sieht man da in dreyen der Länge nach neben einander laufenden Gängen Ankertaue von einer Länge und Stärke bereiten, wie sie für Kriegsschiffe der ersten Größe nothwendig sind. In der oberen Etage fanden wir eine Menge Galeerensclaven, welche Werg zum Kalfatern der Schiffe bereiten, und Hanf für die Weber des Segeltuches, so wie für die Seiler spinnen. Alle Spindeln der in diesem Saale arbeitenden Sclaven werden durch ein Rad in Bewegung gesezt, welches zwey von ihnen, denen die eine Hand an den Rücken gefesselt gewesen, traten. Diese leztere Arbeit gehört zu den schwersten und der Gesundheit nachtheiligsten, und nur größere Verbrecher werden mit ihr belegt. Eine neben dem Rad angebrachte Tafel, unter welcher eine Almosenbüchse befestigt war, hat das

Begehren, womit diese trüben, aus dem bleichen, abgezehrten Gesicht hervorstarrenden Augen jeden Fremden anblicken, in Worten ausgesprochen, indem sie die Besuchenden zu milden Gaben für die beiden Elenden, fast über Menschenkräfte Arbeitenden, aufgefodert. — Unten, neben der Seilerei, ist die Segeltuchfabrik. Von hier aus besahen wir auch die große, wohl eingerichtete Bäckerei, aus welcher täglich nicht blos alle das Brod hervorgeht, dessen die tausende von Sclaven, welche die kleine Stadt bewohnen, und die Matrosen der eben vor Anker liegenden Schiffe zu ihrer Ernährung bedürfen, sondern auch jenes, das zur Versorgung der etwa auslaufenden königlichen Schiffe auf die lange Zeit einer Fahrt nothwendig ist. Die Oefen der Bäckerei feierten jezt, am Nachmittag. Dagegen fanden wir in der Schmiede, die unter der Aufsicht von mehreren Meistern, an zwölf Heerden und Amboßen arbeitenden Galerensclaven, in voller Thätigkeit. Und eben so in den Schmelzhütten und Kupferhämmern, in denen das Kupferblech zum Beschlagen der Schiffe von außen gefertigt wird. Von den Stückgießereien und den Werkstätten zum Gießen der Kugeln und Bomben wurde uns auch die innere Einrichtung gezeigt und die Waffenwerkstätte besucht.

In den großen, der Seilerei gegenüber gelegenen Gebäuden sahen wir in dem einen Saale die Schreiner, mit dem Fertigen der in einem Schiffe nothwendigen Geräthschaften, beschäftigt; anderwärts fanden wir Bildhauer. Am interessantesten und lehrreichsten war uns das Verweilen im Saal der Modelle, worinnen Kriegsschiffe aller Art, unter andern aber auch das Modell zu dem Kasten gesehen wird, in welchem Grognard sein künst-

liches Bassin zum Trockenstellen der Kriegsschiffe aufbaute. Ueberall in jenen großen Gebäuden, so wie überhaupt in dem ganzen Bereiche des Arsenals, sahen wir uns von solchen, roth und braun gekleideten, Ketten oder wenigstens eiserne Ringe am Fuße tragenden, Unglücklichen umgeben, welche hier entweder wahrhafte, schwere Verbrechen oder auch leichter erscheinende, augenblickliche Verirrungen, z. B. Subordinationsfehler abbüßen. Es wirkt freilich auch hier dieses Zusammengesperrtseyn einer ganzen Schaar von Verbrechern und Leichtsinnigen eben so nachtheilig in geistiger Hinsicht, als das Zusammengesperrtseyn der an ansteckenden Fiebern Leidenden in den engen Raum eines Lazarethsaales. Bey diesen wie bei jenen, wird die Krankheit zu einer furchtbaren Uebergewalt gesteigert, und es entstehen Uebel der zusammengesezteſten Art, indem einer dem Andern durch Ansteckung zu der schon gehabten Krankheit auch noch die seinige mittheilt. Mit Recht hat man daher auch das Arsenal in Toulon eine Hochschule des Lasters genannt, wo der Leichtsinnige öfters vollends zum Bösewicht reift. Es gehören Lehrer von einer wahrhaft göttlichen Gewalt der Liebe dazu, Lehrer deren Rede mit der Kraft des Donners und mit der mild erwärmenden Macht der strahlenden Sonne zugleich begabt ist, wenn das Wort der Religion das furchtbar dichte Gewölk der Dünste, welche aus einem solchen geistigen Krankenlager aufsteigen, durchdringen und irgend eines dieser Todtengebeine beleben soll. Die Stimme der lockenden Liebe wirkt öfters bei solchen Menschen ganz vorzüglich auffallende Wunder. — Das Loos der hieher Verurtheilten ist übrigens jezt ungleich weniger hart als es in früheren Zeiten gewesen. Zwar sieht man sie noch immer, sobald die Pfeife des Aufsehers oder Argou-

sins ertönt zitternd und mit sclavischer Furcht vor Schlägen, mit herabgenommener Mütze dastehen, zwar bewohnen sie noch immer die scheußlichen Bagne und arbeiten hart, aber dies sind nur geringe Leiden gegen die früheren. Vormals wurden die Galeerensclaven, wie der Name es sagt, mit Ketten an die Bänke der Galeeren geschmiedet, und mußten hier in Frost und Hitze, Sturm und Ungewitter mit dem Aufwande aller Kräfte rudern. Wenn dann das Schiff, auf welchem sie dienten in ein Gefecht verwickelt wurde, traf die Gewalt der feindlichen Geschütze öfters diese halb nakten, frei und ungeschüzt an den äußeren Seiten des Schiffes herumsitzenden Sclaven zuerst und am stärksten. Schon seit längerer Zeit ist jener schwerere Galeerendienst abgekommen, und die französischen Kriegsschiffe haben eine ähnliche Einrichtung als die der Engländer und anderer Nationen. Den größeren Theil des Tages über finden sich jezt die Sclaven in gesunden, luftigen Sälen, und in den Werkstätten des Arsenals vertheilt, wo man sie zu den verschiedenen Arbeiten benuzt, und ihnen hierbey das halbe Tagelohn der andern Arbeiter reicht *), auch ihnen erlaubt, daß sie sich in den Nebenstunden mit anderen künstlichen Arbeiten beschäftigen, welche sie in der mannichfaltigsten Gestalt den besuchenden Fremden feil bieten, und in größeren Massen an Kaufleute verhandeln.

*) Selbst mit dem Hanfspinnen kann sich ein Galeerensclave, je nachdem er schon mehr oder weniger Uebung in diesem Geschäft hat, täglich 5 bis 10 Sous (7 bis 14 Kreuzer) verdienen. Für die schwereren Arbeiten ist der Tagelohn — wenn die Arbeit nicht als Strafe auferlegt ist wie das Radtreten — größer.

Einige boten uns sehr niedlich mit halberhabener Arbeit verzierte Kokos- oder andere, kleinere Palmennüsse an, Andere hatten Etuis oder ähnliche zierliche Kleinigkeiten, noch Andere flochten Strohhüte. Zulezt waren unsere Taschen und der Strickbeutel mit den hier eingekauften Waaren so ganz erfüllt, dafür aber auch, theils zum Behuf dieses Welthandels im Kleinen, theils durch die Ausgaben an Solche, welche nichts zu verhandeln hatten als Bitten und gute Worte, so von allem mitgebrachten Silbergelde entblößt, daß wir den Beutel des gutmüthigen Consuls, der sich auch einen Strohhut und verschiedenes Andere gekauft, zur einstweiligen Aushülfe nehmen mußten. — Unter den anwesenden Galeerensclaven fanden sich auch mehrere deutsche Landsleute. Auf Befragen wie sie hieher gerathen? gaben sie gewöhnlich irgend ein leichteres Vergehen z. B. Desertion von ihrem Regiment aus Heimweh, oder sogar ihren Edelmuth als Ursache an, aus welchem sie z. B. einem armen Cameraden hätten etwas Geld verschaffen wollen und es deshalb bei einem Andern, der es in Ueberfluß gehabt, stillschweigend entlehnt hätten. — Am Abend werden sämmtliche Sclaven in ein niederes Seitengebäude, Bagne genannt, (oder, wenn die Zahl größer ist, in alte, zu einer Art von Caserne eingerichtete Galeeren) abgeführt, wo man je zwey und zwey mit einer langen Kette an eine Bank befestigt, die ihnen zugleich auch zum Eßtisch und zur Schlafstätte dient. Der tiefste Schlaf und die stärkste Eßluß müßte, so sollte man meinen, hier auf diesen Bänken durch den verpesteten Gestank gestört werden, welchen die gleich daneben angebrachten Erleichterungskübel aushauchen. Es ist eine große Wohlthat für die Gefangenen, daß sie täglich aus dem stinkenden, dumpfi-

gen Behältniß herausgeführt werden, zur Arbeit im Freyen, oder in den luftigeren Sälen. Die gewöhnliche Kost besteht, außer dem Brod und Wasser, für Solche welche ein neueres Vergehen oder Trägheit vom Arbeiten ausschließt, in trockenem Gemüse, besonders in Bohnen; das gewöhnliche Lager aus einigen unreinlichen, wie halb verfault aussehenden Decken. Wohl aber können die, welche durch Arbeit sich etwas verdienen, oder von bemittelten Freunden Unterstützung erhalten, von dieser alsbald von den Aufsehern in Verwahrung genommenen Geldzubuße sich etwas Fleisch und Wein, so wie bessere Decken und Wäsche verschaffen. Ohnehin bekommen die arbeitenden Galeerensclaven etwas Wein zu ihrer dürftigen Kost. Es ist mithin wohl keine Lage besser geeignet, selbst dem trägsten Menschen das Arbeiten als eine hohe Wohlthat; das nicht arbeiten dürfen, mit allen seinen hiesigen Nebenfolgen, als ein Unglück erscheinen zu lassen, als die Lage eines Galeerensclaven zu Toulon.

Das Zeughaus mit den in ihm aufgestellten Geschützen und Gewehren ist noch immer sehr ansehnlich und reich. Die Bergwerke eines ganzen reichen Landes, sollte man meinen, können in mehreren Jahrzehenden nicht so viel Metall geben als man da beisammen verarbeitet sieht, wo sich allein Anker finden deren einer über sechszig Centner wiegt. — Mit besonderem Vergnügen verweilten wir in den beiden ungeheuern Gebäuden, welche in neuerer Zeit meist durch die Hände der Galeerensclaven zur Baustätte großer Kriegsschiffe aufgeführt sind, die nun hier, so wie die Arbeiter selber, vor dem Regen geschüzt stehen. Wir sahen in diesen Gebäuden zwey, was die Zimmerung und die äußere Bekleidung

mit Holzwerk betrifft, fast ganz fertige Körper von Kriegsschiffen. Da kann man ein solches Riesengebäude der Gewässer erst in seiner ganzen, einem gewaltigen Kirchengebäude gleichenden Höhe und Ausdehnung von oben bis unten überblicken, und begreift nun wohl, wie die Bevölkerung einer ganzen kleinen Stadt, mit den Lebensbedürfnissen für eine Monate lange Reise und mit allen ihren kriegerischen Waffen in einem solchen Schiffe Raum finden könne.

Mastbäume sahen wir anderwärts, welche zu einer Länge von mehr als hundert Fuß aus den kräftigsten Theilen der Stämme von vier oder fünf Edeltannen zusammengefügt waren.

Das oben erwähnte, künstliche Bassin, welches Grognard in einem (auf einem Floße) auf dem Meere erbauten, alsdann in seine Tiefe versenkten, dreihundert Fuß langen, hundert Fuß breiten hölzernen Kasten begründete, sahen wir auch. Die Riesenlast von achtzehnhundert alten Kanonen, welche nebst anderem alten Kriegsgeräthe und unzählichen Steinen in den schwimmenden Kasten hineingebracht wurden, zog das gewaltige Gebäude auf den Grund nieder, so daß sein Saum nur noch wenig über die Oberfläche des Meeres herausstand. Hierauf wurde mitten im Meer, und doch gegen das Eindringen des Wassers vollkommen gesichert, an den Wänden des Kastens hinan das eigentlich, gemauerte Bassin in Gestalt eines Schiffes, 280 Fuß lang, 80 Fuß breit aufgeführt. In diesem ist eine Oeffnung angebracht, weit und groß genug, daß da das größte Kriegsschiff hinein kann; diese Oeffnung wird mittelst einer Art von kurzem Schiff, das mit großen Lasten beschwert ist, und

das

das man aufziehen und niederlassen kann geschlossen. Die Thür wird aufgezogen, das Wasser dringt ein und nun kann das größte Linienschiff, das hier ausgebessert werden soll, hineingeführt werden. Wenn dieses geschehen ist schließt man den Eingang wieder, das Wasser wird dann durch zahlreiche Pumpen herausgeschafft, und das Schiff so trocken gelegt, daß man es bis zu dem untersten Theil des Kieles in Arbeit nehmen kann.

Zulezt stiegen wir denn auch noch von dem Arsenal hinüber in ein gewaltiges Kriegsschiff von hundert Kanonen, welches 180 Fuß lang und über 40 Fuß breit war. Ein solches Schiff, welches gegen zwölfhundert Menschen zu fassen vermag, gleichet einem großen aus drei Etagen erbautem Pallast oder Hotel, nur daß hier der Rang der Etagen nicht wie bei den auf dem Lande erbauten Häusern von unten nach oben abnimmt, sondern umgekehrt von oben nach unten. Denn die oberste, mit ihren vielen aufs bequemste und sogar prächtigste eingerichteten Zimmern ist der Aufenthaltsort der Officiere, und auf ihrem freien Verdeck (gleichsam Dache) ist der Spielraum für die Arbeiten der Schiffsleute und zum Auf- und Niedergehen an der freien Luft und im Angesicht des Meeres in Friedenszeiten, bei feindlichen Angriffen aber und in Zeiten des Kriegs zum Aufstellen des Militairs. Die zweite Etage dient zu Schlafsälen und Aufenthaltsorten für die gemeinen Soldaten und für das andere dienende Personal. In der untern sind die Magazine und Kriegsvorräthe, enthaltend: zehn bis zwölftausend Pfund Pulver, sechs bis achttausend Kugeln, Schießgewehre und Waffengeräthe aller Art, dabei alle nöthige Lebensvorräthe für tausend oder zwölfhundert Menschen

auf mehrere Monate. Man erstaunt, wenn man nur die Menge des Wassers beachtet, welche eine solche Menschenmenge auf solche Zeit nöthig hat. Unten im tiefsten Raume findet sich dann auch noch der in einem so befrachteten Schiffe immer noch nöthige, zwey bis dreyhundert Centner wiegende Ballast. Daneben und dazwischen, oben und unten, hört man das Gebrüll der Ochsen und Kühe, das Blöcken der Schaafe und die Stimme der andern Thiere, welche zum Schlachten oder um Milch von ihnen zu haben, in eine solche schwimmende Stadt lebendig mitgenommen werden. — Unter den Kriegsschiffen, die wir im Hafen von Toulon sahen, steht auch noch jenes da, auf welchem Napoleon aus Aegypten zurückkehrte, es steht aber da wie eine verödete alte Burg, leer und verlassen.

Es war uns wohl, da wir uns aus dem Arsenal heraus wieder im Freien sahen. Das viele Merkwürdige und Interessante, was man dort erblickt, vermag nicht das quälende Gefühl zu unterdrücken, daß man sich hier an einem Orte befinde, welchen die Menschen selber sich zu einer Art von Hölle gemacht haben.

Die lezten Abendstunden wurden noch sehr angenehm am Meeresstrand und auf dem schönen, mit hohen, schattigen Bäumen bepflanzten Cours zugebracht. Im Meere spielten, beim Glanze der Abendsonne, schwimmende Medusen in alle Farben des Regenbogens, unter ihnen bunte Fische; in dem Felsen der Küste zeigte sich die Arbeit der da hineinbohrenden, steinessenden Pholaden und die am Strande herumliegenden leeren Gehäuse mehrfacher Arten von Stachelschnecken (Murex) erinnerten uns daran, daß in den lezten Zeiten der rö-

mischen Monarchie (bis zum 5. Jahrhundert hin) Toulon ein Hauptort für die Bereitung des Purpurs aus Meerschnecken und dem Coccus der Scharlacheiche gewesen. — Lieblich war da, gegen Sonnenuntergang, von einem erhöhten Punkte am Hafen der Hinausblick aufs Meer und auf die grünen Felsengebirge der Küste; lieblich dann auch das Verweilen in der breiten, viel besuchten Hauptstraße (dem Cours) der Stadt. Ueberall, im Cours sowohl als in den andern Gassen, verbreiten zahlreiche Springbrunnen und laufende Wasser, die zu kleinen Bächlein sich ansammlen, angenehme Kühlung, denn Toulon ist eine rechte Stadt der Wasser, in welcher man über achtzig laufende und springende Brunnen zählt, deren flüssiger Krystall fast in alle Häuser vertheilt wird. Das Meer hat man auch aus allen Gegenden der Stadt ziemlich nahe; ins Freie hinaus kann man aber nur an zwei entgegengesezten Punkten der länglich gebauten Stadt gelangen: beim Thor von Frankreich und beim (östlichen) Thor von Italien.

Wir beide hatten das Anerbieten unseres freundlichen Landsmannes, des Herrn Consuls, bei ihm zu übernachten, angenommen, und fanden auch hier in der zahlreichen, heitern und muntern Familie eine Art von deutscher Heimath, obgleich nur der Consul selbst deutsch mit uns zu sprechen vermochte.

Am andern Morgen, Sonntags den 16. April, waren wir bei früher Zeit schon unter den Bäumen am Cours und bald hernach in der Diligence, welche täglich von Toulon nach dem lieblichen Hieres abgeht. Die Straße folgt einige Zeit jener, welche nach Frejus und Nizza führt, die wir am Morgen darauf zu Fuß durch-

wanderten, alsdann zieht sie sich rechts nach der Küste hinüber. Schon der Weg dahin kündigt das Paradies an, das den Reisenden in wenig Stunden erwartet; Gartenanlagen und Rebenpflanzungen wechseln mit Olivenwäldern ab, zwischen denen wohlgebaute, reiche Dörfer und Landhäuser zerstreut sind. Zur Rechten, auf einer Anhöhe, liegt Garde mit seinem alten Schlosse, und wenn diese Gegend auch nicht mehr von den Gesängen der alten provenzalischen Dichtkunst ertönet, so hört man wenigstens aus jeder Hecke den Gesang der Nachtigallen. Gleich den Rosen, an Größe und Farbe, hatte der eben im vollen Aufblühen begriffene, rothe Cistus seine ansehnlichen Blumen entfaltet. Jeder Rand, jede Wiese war mit den buntfarbigen und duftenden Frühlingsblumen des südlichen Himmels geziert. Gleich in den äußersten Gärten von Hyeres fiel uns ein einsamer, hoher Palmenbaum ins Auge, und über das Gemäuer stieg der Duft der blühenden Orangenbäume empor. Nach Süden und Westen hin lockte das sonnenbestrahlte Meer mit seinen waldigen Inseln zu seinem Ufer. An dem üppig grünenden Bergabhang, über welchen höher hinan der eigentliche, ernste Hintergrund der ganzen Gegend, — ein nacktes, zackiges Hochgebirge emporsteigt — lehnt sich das Städtchen an, beginnend nach oben mit dem alten Gemäuer des Klarissenklosters. Nahe bei diesem lädt ein halbverfallenes Schloß zu den Erinnerungen an jene Zeiten ein, wo diese Hallen von den Gesängen der Troubadours ertönten, bei deren Gerichtshöfen und Wettkämpfen die vielbesungene Dame von Hyeres öfters den Vorsitz geführt.

Der Zug nach dem Meere hin war der mächtigere. Sein Ufer ist von der Stadt fast eine Stunde weit

entfernt. Es zog sich unser Weg von der Vorstadt aus, bei welcher wir abgestiegen, zwischen hohen, grünenden Hecken hin, an denen lieblich duftender Jasmin eben in voller Blüthe gestanden und zu deren Füßen der zierliche, südfranzösische Erdrauch sich gezeigt. An den Oelbaumgärten und Weinpflanzungen vorüber, jenseits der niedern Gebüsche von Pistazien und Terebinthen, wurde von uns ein Sandsteinhügel erstiegen, auf dessen Zinne uns die stille, festlich geschmückte Natur daran zu erinnern geschienen, daß heute der Tag sey, welcher dem Menschen nach einem alten, heiligen Gesetz zur Sabbathsfeier gegeben worden. Es hat sich da, unter und neben den rosenroth blühenden Cistusgebüschen ein Blumenteppich ausgebreitet, so bunt, so mannichfach, als ihn nur die wärmeren Sonnenstrahlen der Provence zu weben vermochten. Das reine Weis des Liliengewächses, neben dem Blaulichschwarz im Grund der nachbarlichen Schmetterlingsblüthe; das liebliche Roth des Cistus neben dem prangenden Gelb des Arnopogon; das reinste Blau des noch am Felsenabhange verspäteten Immergrüns oder der Iris, neben dem saftigen Grün des Terebinthengebüsches, darunter einsam und selten das mit silbernen Wolken durchwebte Braun der Ophrys: sie sind ein Abbild jener siebenfältigen Strahlen und Gaben des Lichtes, jener Gaben mannichfalt, welche aus einer oberen Welt der Kräfte in die Seelen hinabkommen, sobald diese aus dem niedern Boden des alltäglichen Gedränges und des leidenschaftlichen Bewegens sich hervorgerungen an den heitern, lichten Tag der innern Sabbathsstille. Am nördlichen Saume des Hügels verbreiteten Lorbeerbäume, denen der Traum des Blühens schon vorüber gewesen, einen dichten Schatten, an welchem der Mor-

genthau, gleich der Thräne, welche des Vergangenen gedenkt, nahe am Mittage noch verweilet. Daneben das Gebüsch der Mandel, deren Frucht schon der Reife entgegeneilt; nach Osten und Süden hin ein Wald der immergrünenden Eiche. Der Himmel als Dach des Tempels blau und klar; es hat der Wind seinen Hauch zurückgehalten, damit der Duft der zur Sonne gewendeten Blüthen ungestört, gleich anbetenden Gedanken, auf und niederwandeln und mit dem Odem des Quelles, der aus dem Thale heraufsteigt, sich vermischen könne, und damit nicht der tändelnde Schmetterling oder die arbeitsame Biene, welche im Sammetbette der eben erblühten Cistusrose entschlafen, zu frühe geweckt, diese Stille des Sabbaths stören möchten. Das blühende Gesträuch selber stehet gleich nach oben gerichteten, betend gefaltenen Händen da; Lilien und Tulpen der Wüste werden gleich andächtigen Augen bald zur Erde gesenkt, bald nach oben gewendet gesehen. Am Thalabhange weidet ruhig und geräuschlos eine Heerde von Lämmern, deren Hirt unter dem schattigen Lorbeerbaume träumend dalehnt; nur aus der Ferne wird der sich antwortende und fragende Gesang zweier Nachtigallen gehört.

Vom südöstlichen Abhange des Hügels herunter, in dessen stillen Blumentempel wir lange verweilet, gieng unser Weg durch einen Wald von Scharlacheichen, unter denen sich nur sparsam die rundblättrige Eiche mit eßbaren Früchten gezeigt. Jenseits des Wäldleins öffnet sich die ganze, volle Aussicht nach dem Meeresufer. Da hinabwärts, wo das Gapeauflüßlein ins Meer fällt, war einst, mitten in dem blühenden Paradiese, die alte Stadt Olbia „die Gesegnete, die Glückseelige“ gelegen.

Mit Recht so genannt, wenn ein fast immer heiterer Himmel, ein fast ohne Aufhören blühender Frühling und zugleich Früchte tragender Herbst für sich allein glückseelig machen könnten. Anjezt deutet nur noch ein altes, verwaistes Gemäuer, das in der trockenen Jahreszeit aus dem Moorgrund und Schlamm, welchen der seitdem verwilderte Lauf des Gapeau dahin geführt, hervorragt, die Stätte des gepriesenen Olbia an, dessen alte Herrlichkeit schon vor einem Jahrtausend die Sarazenen hinweggenommen. Selbst der nachmals wieder neu entstandene Anbau, klein und vereinzelt wie eine Nachthütte im Kürbisgarten, wurde in den stürmischen Zeiten des Mittelalters von feindlichen Schiffen und Seeräubern so oft wieder zerstört, daß der noch immer an der schönen Stätte der alten Heimath fest haltende Rest der ehemaligen Bewohner von Olbia, sich hinaufflüchtete in die Bergschluchten, wo er, bei den ersten Morgentönen der provenzalischen Dichtkunst das Städtlein Hyeres, und das nun vereinsamte, abgelegene Gebäu von Notre Dame begründet.

Von diesem Punkte wird die ganze Gegend überblickt. In mächtiger Form, wunderlich zackig, gleich alten, riesenhaften Burggemäuer in mehrere Gipfel endend, wird als Stützpunkt aller dieser Herrlichkeiten das nahe Hochgebirge gesehen. Ohne dieses Gebirge wäre Hyeres nur eine üppige Landschaft, kein Paradies, denn ein solches ist nie blos lieblich und mild, sondern zugleich ernst und groß. Unbeschreiblich schön und wahrhaft erquickend ist dann aber neben diesem mächtigen Hintergrund der Hinausblick auf die hochwaldigen, ganz nahe gelegenen hyerischen Inseln. Dies sind die Stöchaden

der Alten, in einer Reihe von Ost nach West gelegen, davon die drei größesten die Namen Prote, Mese (auch Pomponiana) und Hypäa geführt, jezt aber Porquerolles, Portecros und Titansinsel heißen. Am Fuß und Saume der reichbelaubten Kastanienwälder und der Seefichten, noch mehr aber an den sonnigen, dürren Felsen und Sandgestaden der Inseln ist der Boden noch immer von dem heilsamen Gewürzkraut bedeckt, welches, wie man glaubt, von den Stöchadischen Inseln seinen Namen erhalten *) und dessen Heilkräfte Plinius und Dioscorides gepriesen. Der gewürzhafte Duft wird, in der Zeit der Blüthe, von den da Vorüberschiffenden schon in einiger Entfernung von den Inseln bemerkt und erregt den am Boden Schlafenden Traumgebilde von sonderbarer Art. Vormals sollen diese Inseln Orangengärten enthalten haben und Wohnsitze vieler wohlhabender Menschen; jezt sind sie nur wenig bewohnt und ihre Wälder werden vom Ufer herüber fast nur noch von Freunden der Jagd, welche den hier häufigen, wilden Schweinen nachgehen, oder von Holzhauern und vom Meere aus von den Schiffern besucht, welche hier das frische, süße Quellwasser schöpfen, das selbst aus ganz kleinen, mitten im salzreichen Meere gelegenen Felsen, hervordringt. Es ruht noch immer auf diesen einst so schönen Inseln jener Schrecken, welchen selbst noch in neuerer Zeit Seeräuber verbreitet, die in den einsamen, waldigen Buchten, — die wenige Besatzung auf Porquerolles nicht achtend — öfters vor Anker lagen und hier auf Beute lauerten.

Die schöne, von allen Seiten gegen Sturm geschüzte

*) Das Stöchasskraut: Lavandula Stoechas.

Bucht der eigentlichen Küste von Hyeres, ist, seit jener altvergangenen Zeit, wo sie ein von den Tempelrittern geschüzter Hafen gewesen, von welchem aus die Pilgrime nach Palästina sich eingeschifft, nur wenig mehr zum Zufluchtsort größerer Schiffe benuzt worden. Schifferbarken, welche von da auf den reichen Thunfischfang ausgehen, und kleine Handelsschiffe, welche die Orangen und andere Südfrüchte des Landes gen Toulon und Marseille führen, sind jezt fast die einzigen Segel, welche man an diesem Strande erblickt. Freilich wird auch hier ein Zurücktreten des Meeres, ein Anwachsen der sandigen Küste bemerkt; wiewohl ungleich minder als bei Cette. Der eine Theil der Bucht wird zur Saline benuzt, aus welcher sich, besonders gegen Abend, ein lieblicher Violengeruch durch die ganze Gegend verbreitet. Selbst das Meer gewinnt zwischen diesen grünenden Ufern und baumreichen Inseln den Schein jener Ruhe, in welcher der kräftige Halbgott nach Vollendung der ihm auferlegten zwölf Arbeiten den Traum und Vorschmack des künftigen Götterlebens genossen. Es ruht da wie ein tiefer blauer See, dessen Wellen, von keinem Schaum entstellt, in gehaltener Kraft sich an die grüne Küste hinanlegen.

Wir wollten auf die uns ganz nahe liegende, baumreiche Landzunge zugehen welche an ihrem äußersten Ende nur durch einen schmalen Meeresarm von der nahen Insel Porquerolles getrennt scheint. Der Weg über die grünenden, an manchen Stellen mit unzähligen weißen Blumen wie mit einem Schleier bedeckten Wiesen, schien uns aus der Ferne lieblich und leicht. Wir fanden es aber in der Nähe nicht so, denn vor uns wurde der Grund bald so

sumpfig, daß wir links neben den einzelnen Bauernhäusern und Fischerwohnungen den Damm zu suchen genöthigt waren, welcher in der Nähe eines kleinen Dorfes den Sumpf durchzieht, und einen festen Weg nach der links von der Landzunge gelegenen Küste bildet. An diesem Damme stunden häufig, jungen Cypressen gleichend, die schlanken, edelgeformten Gebüsche der afrikanischen Tamariske (Tamarix africana) deren zarte weiße Blüthen eben im Aufbrechen waren. Im Gebüsch, nahe am Ufer, blüheten die mysteriösen Formen mehrere Orchideen, bald die Gestalt der gelbgezeichneten Spinne oder des silbergefleckten Käfers nachbildend. Die einsame Ufergegend war von dem Duft der mannichfaltigen Gewürzkräuter erfüllt; die verlassenen Behausungen der edlen Steckmuschel (Pinna nobilis) und anderer Seebewohner, in deren Heimath und Nähe wir uns jezt zum erstenmale sahen, lagen häufig im Sande herumgestreut. Ich habe an wenig Punkten das Meer so schön, so klar und spiegelrein gesehen wie hier, obgleich die Küstengegend selber, im Vergleich mit der großartigen und gewaltigen um Nizza und Genua, mehr nur lieblich und beschränkt gefunden wird. — Die Sonne hatte schon längst den Gipfel ihrer Tageshöhe erreicht, und fieng bereits an von diesem wieder herabzusteigen, und noch war es hier an der Küste so kühl wie an einem Mayenvormittag, denn ein lieblicher Hauch wehte vom Meere und von den waldigen Inseln her. Der grobe Leib des Menschen will aber auch die schönste Natur nicht blos mit dem Auge und Ohre genießen, sondern verlangt diese auch mit seinen unteren Wurzeln zu ergreifen; wir fühlten lebhaft daß wir noch ganz nüchtern, oder wenigstens ungegessen waren, und so schwer uns das Scheiden vom Meere geworden, mußten

wir doch an die Rückkehr zur Stadt denken. Auf dem näheren Wege den wir jezt einschlugen, fanden sich gegen die Stadt hin reiche Pflanzungen von hohen Oelbäumen, untermischt mit Myrthen, Granatbäumen, Lorbeer- und Feigenbäumen. Nur noch einzelne Töne verriethen in den duftenden Hecken des gelbblühenden Jasmins die Nachbarschaft der Nachtigallen, welche jezt, in den heisseren Stunden des Mittags, verstummten.

In dem wohleingerichteten Wirthshaus fanden wir bereits zahlreiche Gäste bei der Wirthstafel versammelt; wir aber begaben uns in ein kühles, einsames Zimmer, dessen Fenster nach dem Meere hin und nach den nahen Orangengärten die Aussicht gab. Hier aßen wir in Gesellschaft des Besitzers eines am Meere gelegenen Landhauses, in welchem, wie wir nachher erfuhren, diesen Winter eine Familie aus Frankfurt am Main gewohnt hatte. Es gehörte selbst dieses stille, kühle Zimmer, mit seiner Aussicht, fern vom Geräusch der Wirthstafel, zum Ton dieses ganzen Sonntages in Hyeres, und das Mittagsessen, an dem mit der Fülle der Provence reich begabten Tische, wurde für uns beyde ein Familienfest in der Fremde.

Am Nachmittage machte ich noch, freilich nur in einigen Augenblicken, die Bekanntschaft der eben erwähnten Landsleute aus Frankfurt am Main, welche heute auch in dem Städtchen waren und sich eben zur baldigen Heimkehr nach dem Vaterlande anschickten. Ein solches kurzes Beisammensein mit dieser interessanten Familie und mit einem jungen sie begleitenden Arzte, welcher in der Naturwissenschaft sehr unterrichtet erschien, konnte nur den Wunsch nach baldigem Wiedersehen des lieben

Vaterlandes, und der Menschen die man dort kennt und liebt, lebhafter aufregen.

Es war jezt noch ein anderer Gang zu machen, der schon längst im Herzen beschlossen war, nach welchem wir uns schon seit etlichen Tagen gesehnt hatten. Da, auf dem stillen Kirchhof des Cypressen reichen Hyeres liegt ein deutscher Jüngling begraben, welcher das werthe Baiernland verlassen, um unter dem lieblichen Himmel der Provence die liebliche Kraft der Jugend, und Genesung von der ihn verzehrenden Krankheit zu suchen. Wir hörten von diesem stillen, trefflichen Jüngling in Toulon und auch noch hier in Hyeres, mit inniger Liebe und Theilnahme erzählen. In demselben Wirthshaus, das wir (eben deßhalb) auch zu unserem Ruheort gewählt hatten, hatte er gewohnt, und den Traum von einer ihm immer näher tretenden ewigen Jugend geträumt. Je näher sein Ende gekommen, desto lieblicher war die Ruhe und der Friede seines Angesichtes geworden, und das Heimweh nach dem irdischen Vaterlande hat sich nach jenem mit dem jenseitigen vermischt. — Selbst der Gottesacker von Hyeres, am einsamen Bergabhang gelegen, trägt den der ganzen Umgegend gemeinsamen Charakter eines blühenden Gartens.

Wie in einem Trauerspiel von Shakespeare gesellt sich in dem Traum unseres Lebens zu den ernsteren Augenblicken, welche die Tiefe der Vergangenheit und des Künftigen betrachten, immer wieder von Neuem das tändelnde Spiel der Gegenwart. Kaum vom Gottesacker wieder zur Stadt gekehrt, lockte uns da im schattigen Garten eines Wirthshauses ländliche Musik, und der Anblick eines provenzalischen Tanzes zu sich hin. Diese

Tänze sind allerdings sehenswerth, denn sie stellen die Weise des Volkes in einem leichteren, faßlicheren Bilde dar, als vielleicht, den Gesang ausgenommen, irgend ein anderer Zug des äußeren Lebens. Das tanzende Paar, von Zeit zu Zeit am dargebotenen Tuche sich erfassend, bewegt sich mit solcher Leichtigkeit und Anständigkeit, daß man wohl bemerkt, es sey den Bewohnern dieser lieblich reichen Gegend wenigstens der Sinn für das äusserlich Zierliche und Schöne angeboren und anerzogen. Es war da keine Bewegung, welche die Harmonie der wohlgeordneten Wendungen und Schritte gestört hätte; die Stellungen edel und gehalten, Leichtigkeit und Schnelle wie sie nur der Provenzale dem Körper abzugewinnen vermag. Jedes dieser Paare würde auch unter einem ganzen Haufen der geübtesten Tänzer unsers Vaterlandes, die Augen, von allen Anderen hinweg, zumeist auf sich gezogen haben.

Wir besahen hierauf noch die berühmten Orangengärten von Hyeres. Ein edler, hoher Palmenbaum steht in dem Einen, weit über die Granaten und Lorbeerbäume hervorragend. Es ist ein weiblicher Palmenbaum, welcher mitten im blühenden Garten zu trauern scheint, denn er ist einsam und eine Wittwe. Vor mehreren Jahrzehenden stund neben ihm ein eben so hoher, männlicher Palmenbaum, welchen der Mistral getödtet. Seitdem sezt der übrig gebliebene nur Früchte an, ohne sie zu zeitigen. Jüngere Palmen stehen mehrere in der Gegend, welche hier freudig zu gedeihen scheinen.

Die Orangenanlagen, so ausgedehnt der Umfang der einen und andern auch ist, stehen doch an innerem Gedeihen in keinem Vergleich mit denen um Nizza. Man

sieht nur wenig so alte, starke Stämme unter ihnen, wie sie dort jeder größere Garten in Menge aufzuzeigen hat, auch stehen ihre Früchte an Saftigkeit und Wohlgeschmack jenen von Nizza, und noch mehr denen von Majorka weit nach. Hyeres, so sehr es sonst von allen Seiten bis zum Meere hinab vor den kalten Winden geschüzt wird, stehet dennoch nach dem schmalen Thale gegen Toulon hin dem Mistral offen, welcher, wenigstens in einzelnen Wintern, einige, wenn auch nur leichte Fröste mit sich hereinführt in diese der nordischen Kälte sonst unbekannte Gegend. Im vorigen Jahrhundert gab es mehrere solche Winter in denen die Orangenbäume vom Froste getödtet oder doch stark beschädigt wurden, namentlich jenen von 1709, den von 1768, vor allen aber jenen von 1789, der für ganz Südfrankreich so verderblich gewesen. Auch im jetzigen Jahrhundert hat der Winterfrost schon mehrere verheerende Einfälle in das glückliche Thal gemacht, und den größern Theil der noch aus dem vorigen Jahrhundert zurückgebliebenen Bäume vollends zu Grunde gerichtet.

Man läßt hier die Orangen, welche meist nach Paris versendet werden, viel seltener ihre volle Reife erreichen als in Nizza. Die Früchte werden schon gebrochen, wenn sich nur ein leiser Anfang der gelben Färbung zeigt; das weitere Reifen, wozu noch sechs Wochen gehören, wird ihrer Zusammenschichtung in den Kästen und Fässern überlassen, worinnen man sie (jede einzelne in Papier gewickelt) versendet. Vielleicht geschieht dieß zur Schonung der hier ohnehin vielen Gefahren ausgesezten Bäume, deren Blüthen schon dann die Erndte des Herbstes wieder ankündigen und begründen, wenn die ersten Früchte des Jahres, im Frühlinge, zu reifen be-

ginnen. Denn dieser Baum des fernen Ostens wird zweimal im Jahre in voller Blüthe und mit reifen Früchten zugleich geschmückt gesehen: einmal im Frühling, das anderemal im Herbste. Läßt man die in unseren gemäßigten Climaten dann noch nicht vollkommen reife, sondern erst reifende Frucht noch am Baume, während die Blüthe des nächsten Halbjahres sich entfaltet, so wird jene während dieser Zeit etwas saft- und geschmackloser, gewinnt aber von Neuem Saft und eigenthümlichen Geschmack, wenn der Baum die neuen jungen Früchte ansezt, und mit seinen mütterlichen Säften zu säugen beginnt. Eine solche verspätete Frucht wird dann zwar lieblicher und milder, entzieht aber auch zugleich den jüngeren Geschwistern einen Theil der nöthigen Nahrung, so daß Zehen um der Pflege des Einen willen oft darben müssen. — Die Orangen von Hyeres wollten uns nach jenen aus Majorka, welche wir schon in Languedoc und in Marseille gekostet, nicht schmecken. — Auch für die Betrachtung und den Genuß der Orangengärten hatten wir übrigens die günstigste Zeit zu unserer Reise gewählt. Eben als wir in Hyeres waren, fiengen die ersten Knospen der Orangenblüthen an sich zu öffnen, und der gröſsere Theil der Bäume war des goldenen Schmuckes seiner häufigen, reifenden Winterfrüchte noch nicht beraubt. — Hyeres ist auch noch wegen seiner trefflichen Feigen und guten Granatäpfel berühmt, so wie durch die Fülle seiner auserlesenen Gemüse, namentlich der Artischocken: jener Lieblingsdistel, welche der Franzose höher achtet, als alle Lilien seines Feldes. Die Gärten, auf deren Beeten und Terrassen die auserlesensten Blumen prangten, werden durch einen Quell gewässert, der sich vom Bergabhang herunter ergießt; einige empfangen ihre

Nahrung aus dem Bache, der an dem andern Ende der Stadt fließt. Das Wasser wird in steinernen Behältnissen, mitten in den Gärten gesammelt, und dann weiter durch Begießen und durch kleine Wassergräben den Gewächsen zugeführt. —

Erst in den spätern Stunden des Nachmittags fuhren wir wieder, — heiter und fröhlich gestimmt wie der Abend den wir genossen — in unserer Diligence nach Toulon zurück. Im Städtchen Lavalette wurde nur wenig verweilt, ein Theil des Abends dann noch in Toulon, in der Gesellschaft der schon oben erwähnten Weltumsegler zugebracht.

Es sollte an diesem Abend, durch die Erzählungen von den wohlbestandenen Gefahren auf wildem Wasser und unter wilden Menschen, jemand anders zu den Handwerk des Weltumseglens angeleitet und geführt werden: die gute Hausfrau nämlich, welche bis dahin blos Feldzüge zu Lande gemacht, nun aber auch in den nächsten Tagen den Dienst zur See antreten sollte. — Von Toulon nach Nizza geht auf geradem Wege keine Diligence ab, sondern man muß, will man zur Post reisen, wieder über Marseille nach Aix zurückkehren, oder Extrapost nehmen. Zur abermaligen Rückkehr in eine Gegend, welche wir seit schon fast acht Tagen verlassen, und die uns deßhalb unendlich weit abgelegen geschienen, konnte sich unsere immer vorwärts strebende, unsterbliche Seele, zum Extrapostnehmen, unser sterblicher, immer mehr rückwärts kommender Beutel nicht entschließen; auch ein Lohnkutscher den wir befragten verlangte von uns fast den Preis der Extrapost. Dagegen hatte nun unser Freund,

H. Lehmann ein Schiff für uns aufgefunden, welches eben Orangen aus Nizza ausgeladen hatte und schon übermorgen wieder dahin abgehen wollte, um neue zu holen. Diese Gelegenheit war wohlfeil und schien am schnellsten zum Ziele zu führen, denn bey günstigem Wind fährt man in anderthalb Tagen von Toulon nach Nizza. Der Hausfrau wurde das Schiff schon Tags vorher im Glanze der Abendsonne, heute aber im schönsten Mondenlichte gezeigt, dabei die innere Einrichtung und Bequemlichkeiten, von denen zwar bis jezt noch nichts zu sehen gewesen, aufs beste gerühmt. Orangen in Menge und alle Seltenheiten des Meeres wurden ihr versprochen, Seekrebse und Seespinnen, Muscheln und Schnecken. Es wurde die Ruhe, die liebliche Kühle, das schnelle Vorwärtskommen auf dem spiegelglatten Meere gepriesen; sie aber blieb bei ihrem ängstlichen Gesichte, womit sie das Lob des Seelebens so anhörte, wie ein Kind das Lob aller guten Eigenschaften der Ruthe, mit welcher es eben gezüchtigt werden soll. Ich selber hatte mir, ich weiß nicht war es ein böser Wille meiner Phantasie oder vorgefaßte Meinung, den Landweg von Toulon nach Nizza, der doch einer der schönsten, reichsten Theile unserer ganzen Reise gewesen, so wüst, so beschwerlich ja gefährlich vorgestellt, daß ich lange Zeit von keinem andern Ausweg, als von dem zur See wissen wollen. Nachdem ich jedoch fast eine Stunde lang sowohl auf der Landcharte als auf dem Tisch die Seereise mit der Hausfrau bis nach Nizza mehr wie dreimal, und jedesmal ohne alle Gefahr und in der größten Bequemlichkeit gemacht hatte, war sie dennoch so wenig an das gefürchtete Element gewöhnt worden, daß sie bei ihrer Aeußerung: sie wolle dreimal lieber den be-

schwerlichen Weg zu Fuße machen, als einmal den sehr bequemen zur See, festgeblieben.

Es wurden derselben jezt, in einer langen und lebhaften Erzählung und Beschreibung der Mühseligkeiten des Landweges und seiner Schreckniſſe, alle nur erdenkliche Martern angethan. Sie mußte Hunger und Durst leiden, die größten Grobheiten des rohen Landvolkes erdulden, wurde beraubt, mußte zwei bis dreimal, nur auf dem Weg bis Cannes, ihren Mann vor ihren Augen von Räubern entweder halb erschoſſen, oder ganz und gar getödtet sehen, mußte über die schrecklichſten Gebirge und sogar am Meere hin klettern, in Gegenden wo kein Mensch den Weg zum andern hin wußte, und erst in Antibes wurden die Leute wieder etwas höflich und umgänglich. Wäre es, so fügte der Erzähler aus jenen Phantaſien, die das Leſen alter Reiſebeſchreibungen in ihm zurückgelaſſen, hinzu, schon Herbst, so hätte man in dieſer unwirthbaren Gegend wenigſtens noch die Wahl, ob man ſich der Gefahr zu verdurſten oder etwa lieber der, erſchoſſen zu werden, ausſetzen wolle; denn die Bauern dieſes Landſtriches ſind ſo wild und unmenſchlich, daß, wenn ein Wanderer aus Durst etwa an einer kleinen Traube ſich vergreift, ſogleich der Beſitzer des Weinberges nach ihm ſchießt; alle ihre Worte ſind ein wildes, ungeſtümes Schreien, ihre Lebhaftigkeit iſt Wildheit, jede Miene vermag ihren Zorn zu erregen, welcher keine Sättigung kennt als den Mord. Die Mörder fliehen dann in die einſamen Gebirge, und bilden da Räuberbanden, zu denen ſich öfters die Galeerenſclaven geſellen, welche aus Toulon entfliehen, oder auch in ungebeſſertem Zuſtand entlaſſen werden. Räuber welche zu

allem fähig sind. Besonders sey das Esterel-Gebirge, durch welches unser Weg hinter Frejus führte, und Gott weiß welches andere Gebirge noch, das an unserer Straße läge, von Räubern ganz und gar besezt, und sie habe jezt nur die Wahl, ob sie all unser weniges Reisegeld mitnehmen, und den Räuberbanden geben, oder ob sie keines mitnehmen und sich der augenblicklichen Ermordung von den über ihre vergebliche Bemühung aufgebrachten Räubern aussetzen wolle. — Der Erzähler hatte unter allen diesen tausendfältigen Gefahren, so wie in der erlittenen Hungersnoth den größten Muth, und die männlichste Fassung gezeigt, er gab aber der Hausfrau zu bedenken, ob sie sich getraue einen ähnlichen Muth zu haben, wie er; sie solle vor allem erwägen, daß der durch die öden Gegenden hindurch wahrscheinlich unvermeidliche Tod von Durst viel schrecklicher sei, als der vom Hunger; die Schiffsleute welche so bereit wären uns mit nach Nizza zu nehmen, hätten, das habe er selber gesehen, nicht blos Wasser und Wein, sondern sogar ein ganzes Fäßchen braunes Bier aus der Brauerei unsers Herrn Consuls mitgenommen.

Zum Glücke für die arme, gequälte Hausfrau war der Consul selber während eines Theiles jener Erzählung ins Zimmer hereingekommen, und dieser schlug jezt halb lachend so gewaltig unter die Räuberbanden drein, daß bald der ganze Weg, bis nach Nizza hin, von ihnen gereinigt gewesen. In wenig Minuten hatte er auch eine Menge Ortschaften und Wirthshäuser, worinnen Wein und Caffee zu haben gewesen, und mehr Wasser auf die Straße herbei geschafft, als beinahe der Hausfrau lieb gewesen. Was die Bauern beträfe, so wären diese besser,

oder wenigstens nicht schlimmer, als die reisebeschreibenden Federn in deren Gesellschaft sie erst so schlimm geworden. Diese Leute hätten mehr Geld als oftmals die Reisenden, welche bei ihnen vorbeikämen, und würden sich an zwei Fußgängern ohne Gepäck gerade nicht vergreifen wollen. — So sah sich denn der anfängliche Erzähler von dem Weg zum Meer durch die Hausfrau und den mit ihr verbündeten Consul gänzlich abgeschnitten, und es wurde für den andern Morgen die Fußreise zu Lande beschlossen.

12. Fußreise von Toulon nach Nizza.

Der Morgen dämmerte kaum, da giengen wir schon durch die engen, noch ganz stillen Gassen der Altstadt hinauf nach dem Thor, das nach Italien führt. Unser freundlicher Landsmann, der Consul, gab uns das Geleite bis vors Thor; der Händedruck beim Abschied: „auf fröhliches Wiedersehen“ war herzlich.

Aussen zwischen den grünen Feldern und Rebengärten war schon der helle Morgen erwacht und weithin waren die Berge mit ihren Gärten und Landhäusern und das Meer sichtbar; Landleute, die zur Stadt giengen mit Gemüse und Milch, begegneten uns. Wie frei und froh athmete sichs da außen: mit den Häusermassen der Stadt, war es, als hätten wir einen schweren, drückenden Leib zurückgelegt, und mit ihm zugleich das aus seinem Gewebe und Gewirr von Adern hervorgegangene Gedränge von unnöthigen Besorgnissen. Die thörichte Furcht der Menschenseele wird am öftersten dadurch beschämt, daß das Gefürchtete in Kurzem das Lieblichste wird, nach welchem die Seele später eben so viel Sehnen und Heimweh behält, als sie vorhin Scheu dagegen getragen. Auch uns ist diese Fußreise von Toulon nach Nizza, nächst je-

ner von Nizza nach Genua, die liebste, wertheste Erinnerung aus der ganzen diesmaligen Reise geworden.

Unfern der Stadt, wo eine kleine Anhöhe noch einmal den vollen Blick nach der Meeresbucht und ihren mächtigen Schiffen erlaubt, blieben wir einige Augenblicke stehen. Ein Schiff in vollen Segeln näherte sich zum Hafen; Fischerbarken waren nahe und fern noch mit dem Fange beschäftigt oder schon in der Heimkehr begriffen, die Kriegsschiffe aber, mit kaltem, untheilnehmenden Ernste, lagen unbewegt, wie kleine Gebirge, mitten unter dem beweglichen, thätigen Volk der Barken und Kähne und Kauffahrtheischiffe, und wie Thürme über die Stangen eines Hopfenfeldes, ragten die riesenhaften Mastbäume über die andern Fahrzeuge hinaus.

Unser Auge aber wendete sich nach Osten, wo jezt die Sonne an den vorauseilenden Strahlen wie an Seilen der Liebe emporgezogen worden, und muntern Schrittes, immer gegen das aufgehende Gestirn hin, begannen wir die Tagereise. Bis gen Lavalette, im Gesange guter, deutscher Morgenlieder, keimte die Empfänglichkeit und erwachte der innere Sinn für die ganze Lust dieses wunderreichen, der Erinnerung sehr theuer gebliebenen Tages. In Lavalette, wo nur erst einzelne Thüren und Läden der frischen Morgenluft und dem Lichte sich öfneten, fanden wir noch kein Frühstück für uns bereit, wohl aber in einem etwas weiterhin gelegenen Dorfe mit ansehnlichen Häusern. Es lächelte die Hausfrau, und erinnerte ihren alten Riß an seinen gestrigen, aus den Erzählungen, Gott weiß welcher alten Reisebeschreibung zusammengewebten bösen Traum, von der Grobheit und halbwilden Weise der Landleute um Toulon, als uns

hier ein etwa sechszehnjähriges Mädchen bediente, in deren Mienen und Bewegungen eine solche Grazie, in dem übrigens gar nicht schönen Gesicht so viel freundliche Milde gewesen, daß sie, in etwas andern Kleidern, im deutschen Vaterlande auch der hochgebildetsten Gesellschaft als wohlgeeignetes Mitglied wäre anständig gewesen. Dieselbe äußere Würde, welche mehr als bloße Zierlichkeit geschienen, dieselbe Freundlichkeit, fand sich bei der alten Mutter und bei einem jungen Landmanne, welcher sich noch zu uns gefunden. Freundlich fragte man uns, als wir die überaus billige Forderung für das Frühstück bezahlten, ob wir wohl auch mit der Bewirthung zufrieden gewesen?

Gegen Solieres hin wird das herrliche Thal immer reicher. Zur Rechten die düsteren, waldbedeckten Berge der Küste, bei Hyeres; zur Linken das Gebirge, das sich von dem nördlich von Toulon gelegenen Caumefelsen nach Nordosten zieht; über den grünen, baumreichen Vordergrund der Hügel ragt ganz nahe eine kahle, abgerundete Kuppe: der Coudonberg, mächtig herauf. Bei dem lieblich, in der Ausbeugung des Thales gelegenen Solieres, begegnet man wieder dem Gapeauflüßlein, dessen klares Wasser das Thal überall, bis nach Hyeres hin, kräftiger grünen und blühen machet. Vor Euers an einem kleinen Bache, neben dem reichblühenden Gesträuch der Cistusrosen, im Schatten der Bäume, ruheten wir einige Zeit. Nur die Rabenkrähe, welche eben den Jungen vom Gebirgsabhange Futter gebracht, erinnerte hier noch an die heimathliche Natur, sonst war an diesem Bache, bis auf wenige Gräser, fast die ganze, belebte Natur, eine andere als die unsrige; Käfer und Bienen und Blumen,

so wie selbst die Bäume, schienen die zwar liebliche aber unbekanntere Sprache einer fremden Provinz mit uns zu reden. Es sind jedoch an einem solchen Tage, wie uns dieser war, noch andere, tiefere Eindrücke, welche die Seele von dem Sitz ihrer alltäglichen Gewöhnung losmachen und sie vom Boden aufheben.

Von Cuers hinaus gesellte sich ein Landgutsbesitzer zu uns, der nach seinen in der Nähe des Städtleins gelegenen Oelgärten und Weinbergen gieng. Seiner Lobrede, welche er der Provence gehalten: „diesem Garten von Frankreich", der Angabe aller der Feigenarten und köstlichen Früchte, welche im Sommer und Herbste da wachsen, hätte es nicht bedurft, um uns für diese Natur Augen und Herz zu öffnen; wir verstunden diese fast näher und besser, da nach einiger Zeit der gutmeinende Lobredner seines Landes und der Wohlhabenheit desselben sich von uns trennte und uns allein ließ.

Die Gegend wurde von hier an immer gewaltiger, stiller, lieblicher. Ein solches Paradies, mitten in der frischen Fülle des Frühlings kann kein im Norden Gebohrner sich träumen und denken, sey auch seine Phantasie so wunderreich als jene eines Ariost. Es lebt allerdings im Geiste des Menschen eine findende, bildende Schöpferkraft, wie in der Atmosphäre der Planeten eine Kraft des Selberleuchtens; diese Kraft jedoch wird durch die Strahlen einer höheren Sonne geweckt und genährt, und wächset in dem Maaße, in welchem jene Strahlen einwirken. Auffassen und tief in der Erinnerung behalten und bewegen kann der Mensch solche vorhin noch nie gesehene Wunder, selber erfinden und schaffen kann sie nur der Geist, dessen „Werde" dem Licht

gerufen, in welchem die Welt sich erst sichtbar wird und welcher die Wunder dieser Welt selber begründet.

Die Sonne steiget jezt höher gegen den Mittag. Ein kühler Wind jedoch, so frisch als habe er eben noch im Meere, jenseits der Gebirge gebadet oder in dem dichten Schatten ihrer Kastanienwälder sich ergangen, ziehet das Thal herauf den Wanderern entgegen und lässet dem Frühlingsmittag der Provence nur sein klares, liebliches Licht, ohne die drückende Wärme. Auf dem Weg hin streuen hohe Maulbeerbäume, deren Laub unlängst erst hervorgebrochen, ihre Schatten. Zur Linken, am nördlichen Bergabhange, an welchem die Straße hinläuft, unter den Reben und Baumgärten, wird der Frühling in seinem ganzen Liebreiz, gleich dem auf der Lotosblüthe schlafendem Chrishna gesehen: schweigend und unbewegt; mächtiger aber in dieser schlafenden Gestalt das betrachtende Auge zur Liebe reizend, als wenn er in der wachen Jünglingsgestalt, bewaffnet mit Bogen und Pfeil, sich aufmachet, die Thiere des Gebirges zu jagen. — Jenseits der Myrtengesträuche und der Wälder der knospenden Feigenbäume erhebt sich, mit Blüthen überschneyt, die wohlbekannte, kräftige Form der Obstbäume, und es stehet neben den dunkelgrünenden Nußbäumen, gleich einem edlen, schlanken Fremdling unter den kräftigen Hirten des Thales, die zierliche, lieblich blühende Mannaesche; oder das glänzende Grün des Erdbeerbaumes hebt sich auffallender neben dem silbernen, dem Mondlichte gleichenden Schimmer der Oelbäume hervor. Es sind diese Gebirge ein Wohnsitz der lebendigen Wasser, und es rinnen häufig aus jeder Schlucht, aus jeder Einbeugung des Bergabhanges Quellen und Bäche, frisch und klar

nach dem Thale hinunter. Nach Süden hin, zur rechten Seite des Weges, wogen, röthlich blühend und blau, die Felder der Hülsengewächse, neben ihnen das Getraide, in schon volleren Aehren; an den Bächen des Thales Gemüsegärten und kräftig grünende Wiesen, auf denen tief und dunkel der Schatten der hohen Cypressenwälder ruhet. Jenseit des Thales weilet jedoch das Auge am liebsten auf dem mächtig hohen Mohrengebirge, welches südwärts das paradiesische Land vom Meere scheidet: zackig und nackt mit dem Haupt an die Wolken steigend, an seinem Abhange aber überall bekleidet mit dem dichten Gewand der Wälder von Kastanien, Edeleschen und Eichen. Hier in diesem Thale wird den ganzen Frühlingstag hindurch, vom Morgen bis zum Abend, der Gesang der Nachtigallen gehört, klagend, aus den Hecken des duftenden Jasmins: daß in dem Gebüsch der Myrten die Blüthe noch nicht erwachte und daß die rothe Gluth der Granaten noch verzeucht zu kommen. Dazwischen wird seltener, über den Lilien des Thales, in den Wipfeln der Cypressen die Stimme der Tauben gehört, singend: „wenn die Myrte kömmt und das dunkle Roth der Granatblüthe, dann vergehet die stille, keusche Lilie des Thales. Ich aber, ich liebe dich, weiße Lilie am Bache, Blumenfürstin! mehr als die Blüthe der Granaten und Myrten.“ — Ja, in diesem Lande eines beständigen Frühlinges glaubt die liebende Seele ein Abbild jener Gefilde zu sehen, da die Stimme der Wächter nimmer schweiget, da die Bäume, hoch und hehr, immer grünen und blühen und jeden Monat ihre Früchte bringen. „Siehe der Feigenbaum hat schon längst Knospen gewonnen, die Turteltaube lässet sich hören auf unsern Bergen und im Thale der Cypressen. Die Lilie duftet

am Bache, der Weinstock blühet und giebt seinen Geruch. Liebliches Säuseln aus klarem Himmel, Rauschen der Quellen vom Berge, wie Stimmen des Freundes und der Freundin. Bist du mir hier näher gewesen, du meine Liebe! als sonst im Lande meiner Wallfahrt? Das Auge, thränend, suchet dich auf den Würzbergen und auf den grünenden Auen. Die Seele, tief getroffen, sehnet sich. O daß ich Schwingen hätte, heute noch, aus dem Unfrieden zum Frieden, aus den Irrsaalen der Fremde zur Heimath! — Ja, was ich begehrt, das hab ich nun, was ich gesucht, das fand ich. O daß ich Arme hätte, dich fest zu halten, Lebensathem des Geistes!"

Die innere Wonne erreicht wohl öfter im Menschen jenen Grad, wo sie diesen beredt und laut jauchzend macht, selten aber jenen, wo sie ihn stumm machet. Ich wenigstens habe diese Art des innern Wohlseyns nur wenige Male in meinem Leben so erfahren, wie an diesem ersten Tage unserer Fußreise durch die Provence. Wir giengen schweigend neben einander, ruhten zuweilen auf dem hochwüchsigen Rasen im Schatten der Manna-Esche oder der Cypresse und tranken vom Bach am Wege. Die Straße erschien uns so einsam wie keine andere, die wir bis dahin in Frankreich gesehen, erst am andern Tage, jenseits Lüc, wurde sie belebter. Viele Stunden weit begegnete uns kein Reisewagen. Kein Landfuhrmann, sondern nur etwa ein ländliches, ins Feld oder nach den Gärten fahrendes Gespann. Ein silberhaariger, von Alter erblindeter Greis saß da am grünenden Feldrand, neben ihm spielte ein wunderschöner, etwa dreijähriger Knabe mit einem Hündchen, nahe dabei weidete eine Ziege mit ihrem Gaislein. Dem Al-

ten schien mit dem Anblick all der wunderlieblichen Natur um ihn her auch das Gehör entschwunden. Er hörte nicht daß jemand zu ihm sprach; der Kleine aber verstund die fremden Leute nicht. Blind, in solchem Paradiese und auch noch gehörlos. Wohl dann, wenn der Mensch von innen den Zugang in ein anderes Paradies gefunden, dessen Licht nie vergeht, dessen Töne ohne Aufhören vernommen werden!

Unser freundlicher Landsmann, der Consul, hatte, die Rüstigkeit der Hausfrau verkennend, uns gar zu kleine Tagemärsche angesezt. Da, wo wir nach seiner Meinung das erste Nachtlager nehmen sollten, in dem etwa 5 Stunden von Toulon entfernten Cuers, waren wir schon vor Mittag gewesen, da wo wir am zweiten Mittag essen sollten, in Puget, hatten wir schon heute um zwei Uhr ein wenig geruht und uns zum Weitergehen gestärkt, und schon am ersten Abend erreichten wir das etwa zwölf Stunden von Toulon entfernte Gonfaron, welches der Consul uns zum zweiten Nachtlager angewiesen.

Jenseits Puget, gegen Pignan und Gonfaron hin, wird die Gegend noch immer großartiger und zugleich lieblicher. Die Quellen und Bäche, welche — wenigstens in der Jahreszeit, in welcher wir hier waren — vom nördlichen Gebirge, links am Wege hinab nach dem Thal rinnen, werden immer häufiger und reicher; man hört die eine öfters noch rauschen, wenn man die andere schon wieder blinken sieht. Das düstere südliche Gebirge rückt näher heran, auf einem seiner höchsten Gipfel sieht man schon aus weiter Entfernung die Capelle von Notre Dame des Anges, die Cypressen im

Thale, so wie die Granatbäume und Oelbäume am Bergabhang werden immer hochwüchsiger und kräftiger. Der Gesang der Nachtigallen wurde jezt in den späteren Nachmittagsstunden lauter und lauter am rauschenden Bache hört, es war, als sollte die Herrlichkeit dieses Tages vom Morgen bis zum Abend in jeder Stunde noch immer wachsen.

Die Sonne stand noch sehr hoch am Himmel, als wir in Gonfaron, gegen das andere Ende des Fleckens hin, in einem freundlich gelegenen Wirthshaus einzogen. Die gutmüthige Tochter des Hauses, als ich sie französisch angeredet, entschuldigte gegen mich das schlechte Französisch der Provence, das sie spräche „Ihr Andern“ (vous autres), die ihr nicht weit von Paris oder in Paris selber gebohren seyd, habt es freilich leichter als wir, ein gutes Französisch zu sprechen, denn es ist euch so angebohren, wie uns das Provenzalisch. — Ich aber, der ich gerade in einer bescheidenen Stimmung gewesen, versicherte sie dagegen, daß ich ihr gern, wenn das geschehen könnte, mein gutes Französisch gegen ihr Provenzalisch abgeben wollte.

Aus der Küche und durchs Zimmer im Erdgeschoß, wurden wir hinauf geführt in den oberen Theil des Hauses. Hier, aus unsrem geräumigen, wohleingerichteten Zimmer sahen wir, ausruhend von des Tages Lust, noch hinunter auf die Beschäftigungen der Leute, hinüber auf das ganz nahe gelegene, südliche Hochgebirge und seine sich immer tiefer und dunkler beschattenden Schluchten. Auf dem Sofa, hinter dem Kissen, entdeckte ich ein altes geschriebenes Liederbuch voller provenzalischer Gesänge. Lieblich tönte mir heute Alles, was ich da las

im innern Ohr, denn dieses war so lebendig und geöf-net, wie nur selten; es war mir, wo ich den Inhalt der alten Lieder, (darunter solche, wie S. 299. erwähnt worden) auch nicht wörtlich verstund, als vermöchte ich ihn doch überall leicht zu errathen.

Der schöne, heitre Abend lockt noch zum Betrachten der Umgegend und besonders des Gebirges. Unmittelbar fast bei dem Orte, am nördlichen Bergabhang werden jene merkwürdigen Sandsteinlager gesehen, deren schon Saussüre erwähnt *). Schichten und Lagen von röth-lichblauem Sandstein wechseln mit andern grünfarbigen. Der Sandstein ist auch sonst in seiner ganzen Masse mit bunten (besonders grünen) Thongallen untermischt und das Bindemittel der einzelnen Körner oft weit mehr tho-nig als kiesligt. Unmittelbar auf diesem buntfarbigen Sandsteine ruht dann der Kalk auf, deutlich und dünn geschichtet, an vielen Stellen reich an Versteinerungen. Wir lernten ihn selber und seine Auflagerung auf dem Sandstein mehr noch am andern Tage, auf dem Wege von Gonfaron gen Lüc und auch jenseits Lüc nach Vi-dauban hin kennen. Denn überall sieht man da, wie dies schon Saussüre beobachtet, jenen Sandstein, und über ihm den Kalk.

Das Gebirge nach Süden hin, das hier, oder viel-mehr schon zwischen Gonfaron und dem eine Stunde von da abgelegenen Pignan die bedeutendste Höhe vom Thal herauf erreicht, hätte freilich noch ungleich mehr Anziehendes gehabt, als das nördliche, an dessen Rand

*) Voyages dans les Alpes T. III. 269.

wir den ganzen Tag hingegangen waren. Aber seine mächtige Höhe, die vom Ort aus so nahe geschienen, entzog sich den ermüdeten Füßen so weit und lang hinauf, der Weg, nur bis zum eigentlichen Abhang des Gebirges, neben den hochwüchsigen Cypressen vorüber, dehnte sich noch so fern hinaus, daß an kein genaueres Sehen und Betrachten zu denken war. Es besteht übrigens dieser südliche Höhenzug aus Urgebirge, und die einzelnen Trümmer| welche ich da gesehen, waren Serpentin, Glimmerschiefer und vor allem Granit. Die Umrisse des Gebirges erinnerten mich sehr lieblich an jene in dem Thal bei Heiligenblut, gegen den Großglockner hin. Lange Zeit behielt ich ein fernes, von den lezten Strahlen der Abendsonne beschienenes, weißlich (wie Granit) schimmerndes Berggestürze vor Augen, welches ganz aus über einandergerollten Steinen und Felsentrümmern gebildet ist, die sich, gleich einem Strom, bei einem früheren Bergfalle, in die Schluchten des nördlichen Abhanges ergossen. Anderwärts schien durch ähnliche Züge des Gerölles, in den Schluchten, der Lauf der Bergwasser nach großen Regengüssen, im Winter und Frühling sich anzudeuten. Der Berggipfel Pouchoudo welcher höher noch als sein Nachbar: der Berg von Notre Dame des anges unweit Gonfaron sich über das Thal erhebt, wird gegen 3000 Fuß hoch geschäzt, man soll auf seiner Höhe eine entzückende Aussicht auf die Kette der Alpen, über das Meer und das ebene Land der Provence genießen, den Gebirgspaß bei Tende und Corsica sehen. Hier bei Gonfaron ist auch der Punkt des Gebirges, welcher dem ganzen, dreißig Stunden weit, von Hyeres bis zum Esterelgebirge fortlaufenden Höhenzug jenen Namen gegeben, den er noch jezt in der Sprache des Landes führt:

Gebirge der Mauren. Denn zwischen hier und St. Tropez sind noch die Trümmer des festen Schlosses Garde Frainet oder Fraxinet zu sehen, welches einst den christlichen Waffen so furchtbar gewesen. Die Mauren, als ihnen kein Carl Martell, kein Carl der Große mehr Schrecken geboten, hatten im Jahr 888 von neuem die Provence verheert, des Hafens bei St. Tropez sich bemächtigt und gleich Raubvögeln ihren festen Horst auf das Felsengebirge gegründet. Von hier aus fielen ihre leichten Schaaren bald hier bald da ins Land ein, mordeten und raubten und führten die gemachte Beute mit sich in den sicheren Schlupfwinkel des Gebirges. Bis sie im Jahr 932 (gerade zweihundert Jahre nach der Völkerschlacht in welcher Carl Martell die sarazenische Macht bei Poitiers gebrochen) Wilhelm der erste, Graf von Provence, mit welchem sich die Blüthe der damaligen Ritterschaft vereint, in ihren Felsenschluchten selber überfallen und ihren Horst zerstört. Seitdem kannte das Land umher die Schreckniſſe der Mauren nur noch aus dem Inhalt der alten provenzalischen Lieder, wohl aber behielten die zackigen, waldigen Mohrengebirge, bis in ziemlich späte Zeiten, Schreckniſſe anderer Art, welche Räuberhorden da verbreitet, die selbst bei dem schön gelegenen, von weit her ins Auge fallenden Kirchlein von Notre Dame des anges einen Bergungsort und zugleich Spähepunkt über das ganze Thal hatten. Anjezt sammelt der Landmann des Thales ruhig und furchtlos in diesen dichten Waldungen jene berühmten Kastanien ein, welche für die köstlichsten und größten in ganz Frankreich gehalten werden, oder beraubt die hier in Menge wachsende Korkeiche ihrer nützlichen Rinde.

Aus dem Gebüsch der Lorbeerbäume kam jezt die von der Gebirgsweide gesättigte Heerde der Ziegen hervor, ein Hirtenmägdlein sang mit lauter Stimme, das Abendroth fieng schon an zu bleichen, der Mond aber regte die leisen Schwingen seines Lichtes über Berg und Thal. In den Häusern entzündete sich das Feuer der Herde, dessen zündenden Saamen — eine glühende Kohle — die Mägdlein des Ortes, zu bequem sich selber Licht zu schlagen, aus einer benachbarten Schmiede oder von einem andern schon flammenden Herde sich geholt. Wunderschön war die Aussicht von den Fenstern unsers Zimmers aus, nach dem ernsten, düstern Mohrengebirge hin, auch noch bei Mondschein. Dazu ein lieblicher Gesang aus der Ferne, von wohllautenden Männerstimmen.

Es war der Schein des untergehenden Mondes, nicht das Morgenlicht, was die Hausfrau und durch diese auch mich so frühe geweckt hatte. Doch war in unserm Wirthshaus schon ein lautes Leben, denn eine Familie aus Toulon, die noch am gestrigen Abend gekommen war und mit uns zu Abend gegessen hatte, brach so zeitig schon auf. Auch wir beschlossen denn uns zur Abreise zu rüsten.

Die Sterne stunden noch hell am Himmel, vom südöstlichen Gebirge her leuchteten die Feuer der Glashütten oder Schmelzöfen, als wir, in Begleitung unseres gefälligen Wirthes, der uns bis dahin führte wo die Straße nach Lüc von der rechts im Thale fortlaufenden sich scheidet, aus Gonfaron heraus ins Freie traten. Der Wirth schied von uns und wir sahen uns im waldigen, noch nächtlich dunklen, stillen Thal allein. An dieser Einsamkeit und Stille ist der guten Hausfrau

wenig gelegen gewesen. Erst eben noch mit dem Wirth war die Rede von den Thieren, welche in diesen Gebirgen leben und darunter war auch der Wölfe Erwähnung geschehen. Da verkleidete sich jedes rauschende Blatt in einen augenblicklichen Schrecken, und bald kam noch ein anderer, mehr als augenblicklicher dazu.

Eben als der Morgen zu grauen begann begegneten uns zwei Männer, deren Aussehen allerdings verdächtiger gewesen, als es vielleicht seyn wollen. Sie trugen starke, knotiche Stöcke in der Hand, der eine hatte einen fast leeren Sack und ein Beil über die Schulter. Sie schienen aus dem Gebüsch vom felsichten Abhange, links am Wege herauszukommen und als wir sie gefragt, ob dieß der rechte Weg nach Luc sey, und uns hierdurch als Fremde verrathen, blieben sie stehen und der eine, der schon voraus gewesen, kehrte wieder um. Da hub die gute Hausfrau ihre Füße auf und eilte so schnell voraus, daß ich ihr mit sehr verstärktem Schritte kaum zu folgen vermochte. Ihr hatte es geschienen als wenn die beiden Männer uns folgten. Endlich fieng das scheue Reh wieder an Muth zu fassen, und, je heller der Morgen geworden, desto mehr die Schritte zu mäßigen, so daß es nun auch möglich wurde die Gegend etwas genauer zu betrachten und ihre Herrlichkeit zu genießen.

Das Thal, das sich bei Gonfaron sehr verengte, eröffnet sich gegen Luc hin in eine weite, kesselförmig von Bergen umringte Ebene. Jenes höhere Gebirge, welches bisher nahe zur Rechten gewesen (das Mohrengebirge) zieht sich weit von der Straße hinweg; zur Linken aber behält man das Sandsteingebirge mit den bunt wechslenden Lagern und nach seinen Höhen den Kalk-

stein, mäßige Anhöhen und Felsenwände bildend; nach dem Fuße hin von Olivengehegen, weiter hinan von Eichen- und Kastanienwäldern bedeckt. Dieser Thalkessel zwischen Gonfaron und Lüc ist wohl, was die Masse der Gewächse betrifft, der reichste, fruchtbarste gewesen, welchen ich auf der ganzen Reise durch das südliche Frankreich gesehen. Ich habe die Sonne öfters über den Wellen des Meeres auf- und untergehen sehen: hier sahe ich sie aus einem grünen, wogenden Meere voller Bäume und Blumen, ja ganzer blühenden Auen auftauchen. Die ersten Strahlen durch das unübersehliche Gehege der frisch grünenden Maulbeerbäume und silberfarbigen Oliven hindurchbrechend, fielen auf die langen, lasurblauen Streifen, welche die hohen, blauen Schwertlilien an den Wassergräben hin gebildet, die nach allen Richtungen das herrliche Thal befeuchten.

Es ist eine eigene Sache um die Blumenwelt, und ihr tiefes, inneres Verhältniß zu dem betrachtenden Menschen. Die von Menschenhänden gemachten, der Gottesverehrung bestimmten Tempel werden in der Sprache des Geistes ein Gleichniß, eine Hieroglyphe des Menschenleibes genannt. Dann sind dies auch in ihrem Maaße die Blumen; denn in ihnen stellt die bildende Kraft der Natur etwas dem ganz Aehnliches dar, was der durch die gleiche, in ihm nur vergeistigte Kraft bewegte Kunstsinn des Menschen in den Tempeln abbilden will. Da sind nicht blos die äußerlichen Aehnlichkeiten der Säulen, der Hallen, des hohen, sapphyrenen Deckengewölbes, der Wände und des dreigetheilten Innern, sondern es ist eine tiefere Uebereinstimmung und Gleichbedeutenheit, welche in dem Menschen bei dem längern Hineinschauen

in eine Blume ganz dasselbe Gefühl erregt, was das Weilen in einem Tempel erweckt.

Ich weiß jemand, der öfters, besonders aber das eine Mal an einer sehr tiefen Traurigkeit gelitten, welche wohl ihren Grund in einer Art von Heimweh gehabt. Dieses innre Weh hat sich gestillt, wenn er in der Oede, in welcher er damals gelebt, an den Boden gelehnt, in die Blüthe einer Lilie, ja selbst nur in die Blüthe einer kleinen Feldwicke hineingeschaut, es ist ihm da einstmals an einem vorher gar traurigen Pfingstheiligabend in der Fremde, geschieden von so Vielem, das ihm theuer gewesen, in der glocken- und tonlosen Wüste so innig froh und wohl zu Muthe geworden als höre er in Nürnberg alle Glocken das Fest einläuten und gienge in das hohe, herrliche Tempelgebäu von St. Lorenzen hinein.

Kann es einem nun schon so wohl werden, bei dem Hineinschauen nur in eine einzige Blume, wie erst, wenn man da ein ganzes Meer von Blumen aufwallen und wogen sieht. — Der Morgenwind, wie ein Geist der Andacht und der Liebe von oben her, wehete durch alle diese Blumentempel und bewegte ihre sapphyrenen Gewölbe. Die Stimmen der singenden Vögel waren nun auch wach geworden und tönten aus den grünen Gebüschen so wie aus den öden Felsen. Wie sollte da der Mensch schweigen! So viel, so gern, so laut habe ich noch nie Lieder des tiefsten Wohlseyns gesungen, als auf dieser Frühlingsfußreise durch die Provence; es war mir, als sei ich selber zu einem, wenigstens innerlich geflügelten Sangvogel geworden.

Vor Lüc, das mit seinen Kirchen und Klosterge-

bäuden mahlerisch am südlichen Abhang des Berges gelegen, geht ein reicher Bach voll klaren Gebirgswassers in das Thal herein. Hier ruhten wir einige Augenblicke und kamen dann bei dem Erwachen seiner Bewohner in das Städtlein hinein. Da sollten wir eine Diligence treffen, mit welcher es möglich gewesen wäre, ein Stück Weges zu fahren; sie war aber bereits sehr besezt, und der sonderbare, zulezt sehr grobe Conducteur, wollte uns weder weglassen noch wollte er sich darüber erklären, ob wir beide, was er anfangs in Gegenwart des Postmeisters ganz bestimmt verneint hatte, Platz in der Diligence finden könnten. Ohne mich wollte die Hausfrau durchaus nicht fahren, wir machten uns daher wieder zu Fuß auf den Weg und kamen erst später auf die Vermuthung, daß der Conducteur wenigstens eins von uns beiden ohne Wissen des Postmeisters noch habe einschalten wollen, das andere aber mit Wissen desselben einnehmen.

Es reute uns nie, wenn und wo wir so allein mit einander zu Fuße gegangen, am wenigsten aber dießmal von Lüc nach Vidauban. So genossen wir doch das Paradies um uns her noch näher und länger und besser. Man ist hier überall in einem blühenden Garten und wären auch nur die mächtigen Felder voll rothblühender Bohnen, voll Kichern und Artischoken, die Oelgärten und duftenden Weingärten, und die dunklen Kastanienwälder auf den Hügeln umher vorhanden, ohne den gewaltigen Hintergrund des Mohrengebirges, so wäre diese Ebene schön genug. — An der Seite der Straße eine kleine Kirche, außen von der Natur, innen von der Hand des Menschen mit Blumen reich geschmückt. Auch ein ansehn-

liches Landhaus oder Schloß steht unweit Lüc, dabei ein Garten, dessen französischer Geschmack die Fülle der dortigen Natur nicht ganz bewältigen kann. Hohe Cypressen ragen an vielen Orten aus den übrigen Bäumen hervor. Zur linken Seite des Weges ist ein reicher Wasserquell zum steinernen Brunnen gefaßt, eine Inschrift auf steinerner Tafel drückt dem damaligen Besitzer des Landhauses die Dankbarkeit der Bewohner der Gegend für diese Wohlthat aus.

Dann kommt man auf der meist mit Bäumen bepflanzten Straße an die Stätte des alten Forum Voconii, wo Antonius die Armee des Lepidus, mit ihrem Feldherrn selber, für sich gewonnen. Es weiß die Sage des Volkes nichts mehr von jenem Gewonnenwerden des einen ehrgeizigen Strebens vom andern, nichts mehr von der beide überbietenden Klugheit des Octavian und selbst der alte Nahme hat sich ganz aus der Geschichte verloren; es stehet da ein Dörflein, Canet genannt. Uns ist die Stätte merkwürdig geworden, weil wir hier zum ersten Male die buntfarbige Aspisnatter (Vipera Aspis) zwar todt, aber noch ganz wohl erhalten am Wege gefunden. So gieng der fast vier Stunden weite Weg von Lüc nach Vidauban ganz leicht, wie ein Spaziergang vorüber.

In Vidauban, noch vor dem Thore, wurde beschlossen dem rückgängigen Glücke der Diligence zum Trotz auch einmal Extrapost zu nehmen bis zur nächsten Station nach le Muy. Es war dieses nicht der vortheilhafteste Einfall, denn ausserdem, daß der am Poststall stehende Mann meine zweimalige Frage, ob noch außer dem Verlangten etwas zu bezahlen sey? so verstanden,

daß er für dieß und jenes noch eine Nachrechnung machte, wodurch uns, wie wir später erfuhren, diese Fahrt fast doppelt so theuer gekommen, als andern Leuten, fuhren wir auch gerade während der noch kühleren Vormittagsstunden, und mußten dann in der heißesten Mittagsstunde von le Muy aus zu Fuße gehen. Aber auch so war es schön genug. Konnte man doch vom Wagen aus das besonders bei Le Muy überaus mahlerische Gebirge ruhiger betrachten und den Argensfluß mit seinem tiefen, üppig grünen Ufer.

In Le Muy auf der Post mußten eben sehr vornehme Herrschaften angekommen seyn. Die Postmeisterin, die Marqueurs, sogar die Person, welche das sonst so viel Zutrauen erweckende Amt eines Hausknechts bekleidet, sahen alle so gepuzt aus, in der Küche dampften so viel Gerichte, daß es uns gleich beim ersten Blick geschienen, als sey dies eben kein gemüthlicher Aufenthaltsort für uns gemeine Leute. Wir giengen daher, ohne ins Haus hineinzutreten durch den Hof und dann zum Oertlein hinaus, in der Hoffnung, daß ja wohl bald wieder ein einsames Wirthshaus am Wege oder ein Dörflein uns Gelegenheit zu einer kleinen Erquickung geben werde.

Anfangs gieng es noch ganz gut, wir hatten im Wagen ausgeruht und so der Müdigkeit und des Hungers etwas vergessen. Blühte doch auch da jenseits Muy und an den Rasenrändern die große goldgelbe Lämmerbartblume (Arnopogon Dalechampii) in solcher Menge, daß sie wie ein goldener Strom im smaragdgrünen Bette erschienen. Aber freilich genossen wir diese Freude nicht lange ungetrübt. Da eine Gegend kam, sandig und kie-

sig und öd, und nirgends ein Ausblick auf ein Oertlein oder Haus am Wege, erinnerte uns der Magen recht ungescheut daran, daß er heute den ganzen Tag noch nichts bekommen als eine Tasse schlechten Kaffees. Denn wir waren ganz nüchtern aus Gonfaron gegangen, hatten dann in dem etwa anderthalb Stunden von dort entlegenen Lüc, in Eil — der Diligence wegen — Kaffee und einige Bissen Brodes genommen, waren hernach, ohne nur auszuruhen vierthalb Stunden weiter, nach Vidauban gegangen, dort, ohne uns nur zu setzen, in den Postwagen gestiegen und nun auch an der so reich besezten Küche der Frau Postmeisterin in Muy, aus bloßer Scheu vor den vornehmen Leuten, vorübergelaufen. In der That, so wie in der Hausfrau heute am Morgen alle Schreckniſſe der neulich erzählten Räubergeschichten wach geworden waren, so lebten in ihr unter den grünen Föhren und Seefichten, welche jezt statt der Oelbäume am Wege stunden, alle die neulich gehegten Bilder des Sterbens vor Durst auf. Da stunden wir auf einmal zu unserer Verwunderung an einem ziemlich tiefen Wasser, über welches nirgends eine Brücke zu finden war. Ein alter Mann bot sich jedoch als Brücke an und trug zuerst die Hausfrau, dann zu meinem großen Ergözen auch mich, dem dieses seit seiner Kindheit nicht wiederfahren, über das Wasser hinüber. Es ist im Kleinen wie im Großen, ein einziger lächelnder Sonnenblick macht den lästigen Regen eines ganzen trüben Tages vergessen; so waren auch durch das unvermuthete Vergnügen, welches dieses kleine, glücklich bestandene Abentheuer uns gemacht, Müdigkeit und Hunger und Durst vergessen. Aber freilich nicht auf sehr lange Zeit. Denn der Weg nach Pugeton dehnte sich noch so

lang und weit (es ist von Muy fast drei Stunden entfernt) und kam uns hungrigen und müden Menschen so öde und uninteressant vor, daß mehrmalen unter uns die Frage entstanden, was wohl bei der Postmeisterin in Muy alles zu essen gewesen seyn müsse, und ob nicht vielleicht doch, wenn man sich darum bemüht hätte, durch die Freundschaft des Hausknechtes ein einsames Plätzchen, fern von der vornehmen Wirthstafel, irgendwo im Hause wäre zu haben gewesen und daselbst etwas zu essen. Doch das Alles war jezt zu spät und nachdem man (was auf dieser ganzen Reise noch kein einziges Mal geschehen war) lange Zeit von nicht viel anderem gesprochen, oder wenigstens an nicht viel Anderes gedacht, als an Essen und Trinken, da war denn auch das lezte, saure Stück Weges vergangen und wir standen endlich in dem schon lange aus der Ferne gesehenen und noch länger ersehnten Pugeton. Hier gab es doch auch gleich ein reinliches, bürgerliches Gasthaus, nach unsrem Sinne. Da ist nun zwar wenig Auswahl von Gerichten gewesen, denn es gab nur eines, nämlich Eier, aber diese, sammt dem Wein und Brod, waren gut und genügten uns vollkommen. Der Wirth, welcher mir wahrscheinlich meine tiefe Kenntniß der französischen Sprache nicht angesen hatte, sagte einigen Nachbarn, welche da im Nebenzimmer Wein tranken, ganz laut, wir wären gewiß Engländer. Diese hätten den Eigensinn, bei allen ihrem sehr vielen Geld öfters lieber zu Fuße zu gehen, als zu fahren; unser Wagen sey vielleicht schon voraus oder käme nach. Uns aber war weder von dem sehr vielen Geld noch von unserer Abstammung aus England etwas bekannt.

Nach dem Essen schlief die gute Hausfrau, mit dem Kopf auf die untergelegten Arme gelehnt, ganz sanft. Die Wirthin indeß hatte auf einem großen, weißen Tuche auf den Boden des Zimmers, auf welchen die Sonne heiß herein schien etwas ausgebreitet, das wie kleine Pflanzensaamen unter Sand gestreut aussah. Die eben wieder erwachte Hausfrau trat hinzu und fragte ganz in Gedanken auf deutsch: was dieß wäre? worauf die Wirthin sehr ausführlich auf provenzalisch etwas antwortete, was weder jene noch ich verstanden. Zur grossen Verwunderung der Wirthin kostete jezt meine „reisende Engländerin" etwas von dem vermeintlichen Pflanzensaamen, bemerkte aber zu ihrem Erstaunen nach wenig Minuten, daß dieser Saame lebendig geworden sey und daß auf dem weißen Tuche tausende von kleinen Thieren sich bewegten. Es waren Eier von Seidenwürmern *), welche unsere Wirthin in die Sonne gelegt hatte, damit sie hier auskriechen und bald hernach ihre natürliche Nahrung an dem eben hervorbrechenden jungen Maulbeerlaube empfangen möchten.

So trafen wir denn von heute an auf der ganzen Reise von Frejus bis nach Neapel fast täglich mit dem merkwürdigen Thierlein zusammen, das sich der Mensch in jenen wärmeren Gegenden zu einem wahrhaften Hausthier herangezogen hat, welches für ihn spinnen muß. Ich habe mich oft an der Zärtlichkeit gefreut und an dem Interesse, mit welchem Frauen und Kinder jene

*) Diese Eier, wovon jeder weibliche Seidenspinner vier bis fünfhundert von sich giebt, sind so klein, daß fast 100000 von ihnen auf eine Unze gehen.

zarte Brut der Würmer pflegten und behandelten, so wie etwa bei uns Bäuerinnen die eben aus dem Ey gekrochenen jungen Hühner oder Gänse, oder Bienenväter ihren zärtlichst geliebten Bienenstock. Wir hatten zu dem Anfang unserer Reise in dem südlichen Frankreich jene glücklichere Jahreszeit gewählt, wo der Maulbeerbaum seines Blätterschmucks noch nicht beraubt, im ersten Ausschlagen begriffen gewesen. Später haben wir diesen schönen Baum durch ganze Gegenden hindurch so entblä ct r odt gesehen, wie bei uns die Bäume mitten Vint Ebenso fiel auch die Zeit unserer Ankunft enen ieren Ländern gerade in den Monat, wo die idenw ihre Eier verließen und noch ganz zart ren und dauerte so lange bis die Zeit des Einspinnens gekommen, ja bis die Schmetterlinge hervorgiengen, von denen die Brut des nächsten Frühlinges abstammen sollte. — In einem höheren Flor habe ich freilich die Zucht der Maulbeerbäume (und des Seidenwurmes) nirgends gesehen als in der Provence. In manchen, ziemlich großen Strecken, giebt der breitwüchsige, schattige Maulbeerbaum der Gegend den vorherrschenden, eigenthümlichen Charakter, wie anderwärts der Oelbaum oder die Kastanien. Schon im fünf und zwanzigsten bis dreißigsten Jahre erreicht jener nützliche Baum eine Höhe von acht und dreißig bis vierzig Fuß; beschattet alsdann freilich mit seinen Zweigen ein Stück Landes von achtzig bis hundert Fuß im Umkreis, giebt aber auch von da an jährlich gegen 4 Centner saftiger, zuckerstoffhaltiger Blätter zur Ernährung der Seidenwürmer und bleibt gewöhnlich so ergiebig bis zu seinem siebenzigsten oder achtzigsten Jahre. Doch freilich gehört manches Pfund Blätter zur mehrmonatlichen Ernährung von so viel gefräßi-

gen Seidenraupen als zum Gewinn von nur etlichen Loth Seide nöthig sind. Denn obgleich der feine, zarte Faden, der das innere Gewebe des Kokons bildet, 900 Fuß lang ist; so wiegt er doch nur etliche Gran und zweitausend Kokons liefern noch kaum ein Pfund reiner Seide. Die Räupchen und Raupen aber brauchen täglich zweimal so viel an Gewicht von Blättern, als sie selber schwer sind.

Der Weg von Pugeton nach Freijus wurde uns sehr kurz und höchst unterhaltend. Da lag nach der einen Seite das Meer, nach der andern das hohe, zackige, waldbewachsene Esterelgebirge vor uns; das so langgefürchtete und für den beschwerlichsten Theil dieser Fußreise gehaltene. Eine schöne, breite Straße zog sich über dasselbe hinauf, die wir jedoch, da sie uns eine ganz andere Richtung zu haben schien, nicht für die hielten welche uns nach Cannes und von da weiter nach Nizza führen sollte. Frejus selber, in seiner fruchtbaren, baumreichen Ebene, kündigt sich gleich beim ersten Blicke als merkwürdige, alterthümliche Stadt an. Schon aus weiter Ferne sieht man die Bögen der alten römischen Wasserleitung weit und hoch über das grüne Feld und seine Weingärten hinübersteigen, die Gemäuer die noch die Stätte ankündigen, an welcher vor achtzehn Jahrhunderten ein weltberühmter Hafen gewesen, zeigen sich tiefer hinab, an einer andren Seite der Stadt und weiter hin wogt da, wo einst auf der Meeresfluth Schiff an Schiff gedrängt gewesen, gleich einem kleinen grünen Palmenwald, ein weites Gefilde voller Stabrohr, (Arundo Donax).

Gleich bei den ersten Häusern der Stadt, links, noch

vor dem Thor fallen die Trümmer des alten römischen Amphitheaters ins Auge. Es ist nur noch Wenig und Unbedeutendes von jenem alten Gebäude zu sehen; auch scheint das Amphitheater in Frejus nur zu den kleineren, minder bedeutenden in seiner Art gehört zu haben. Einige Stiere weideten da, der alten Herrlichkeit spottend, in der ehemaligen Arena und an den zusammengestürzten Sitzen das Gras ab; nicht weit davon fließt der Bach Argent (der bei den Alten öfter erwähnte Silberfluß: flumen argenteum) mit muntern Plätschern vorüber. Es war noch nicht vier Uhr des Nachmittags als wir in dem gleich rechts am Eingang in die Stadt gelegenen Wirthshaus eintrafen und hier ein freundliches, nach dem Meer hinausgehendes Zimmer bezogen. So waren wir denn auch in dem alten forum Julii, das einst durch seinen prächtigen, bequemen Hafen, welchen August erbauen lassen, für das Römerreich so wichtig gewesen, und das für den Freund des besseren Alterthumes noch jezt ein hohes Interesse hat, da es der Geburtsort des edlen Agrikola war, dessen Leben Tacitus beschrieben. —

Schon nach einigen Minuten waren wir, in Gesellschaft eines Führers, der ungerufen herbeigekommen, auf dem Weg nach den römischen Alterthümern. Da steht noch jenes sogenannte goldene Thor: ein Stadtthor der alten Hafenstadt, durch welches einst die waffengeübte Armee des Cäsar zum Kampf gegen Pompejus gezogen; jenes Thor, durch welches das siegreiche Seevolk des August, welcher nach der Schlacht von Actium die dreihundert von Antonius erbeuteten Schiffe hieher vor Anker legen ließ, unter dem Zujauchzen des Volkes hereingegangen.

Es ist jenes Thor aus abwechselnden Lagen von einem zum Serpentin- und Urtrapp gehörigen Gestein, das bei St. Tropez gefunden wird und von Backsteinen erbaut, und ein dorisches Capital das an einem benachbarten Hause zum Baustein benuzt worden, hat wahrscheinlich vormals einen Theil des zerstörten Thores gebildet. Unfern vom Bache Argent gegen das Meer hin, kommt man rechts zu dem Gemäuer eines alten Pantheons von geringer Ausdehnung. Gegen Osten oder links vom Flüßlein sieht man das Gemäuer des alten berühmten Hafens, welcher jezt ganz von Feldern ausgefüllt ist, und die Reste eines römischen Leuchtthurms. Der Hafen war seiner Zeit einer der größten, denn seine Länge betrug 1800, die Breite 1080 Fuß. Anjezt hat sich das Meer über eine halbe Stunde weit von jenem ehemaligen Hafen zurückgezogen und bis hinüber an das östliche zackigte Gebirge des Cap Roux, so wie an das südwestliche gegen St. Tropez hin einen breiten Gürtel von Flugsand gebildet, der an den sumpfigeren Stellen von Rohrgewächsen, anderwärts von Gemüsefeldern oder andern Pflanzungen nüzlicher Gewächse erfüllt wird. Das Gemäuer des alten Kais am Hafen ist noch so fest und wohlerhalten, daß man bequem auf seinen breiten Steinen hingeht.

Wir bemühten uns hier, nachdem wir unsern gar zu gesprächigen Führer bezahlt und entlassen hatten, vergebens, unmittelbar ans Ufer zu kommen. Bald waren wir in einen so feinen Flugsand gerathen, daß wir bei jedem Schritt tief in ihn versanken, bald hinderten uns bebaute Felder und Gartenanlagen, oder wir sahen uns auf einer andern Seite, wo wir nur noch einen Büchsen-

schuß von der Küste entfernt waren, unvermuthet von einem tiefen Sumpfe gehemmt, der sich mit seinem Wald von Rohr nach beiden Seiten hin weit ausdehnte. So schien das mächtige Element, dessen Wellen uns nach dem heißen Tage eine erwünschte Kühlung versprochen hatten, vor uns zu fliehen, wie vor der Stadt, welche mit seiner Nähe und mit ihrem Hafen einen alten Hauptvorzug verloren. Auf unserem Rückwege nach der Stadt kamen wir bei mehreren kleinen, mitten im Felde gelegenen Häuschen oder Hütten vorbei. Fast überall ist das Stabrohr in Menge um die Wände hergepflanzt und wo der Boden zu trocken ist, fördert man sein Wachsthum durch häufiges Begießen. So stehen diese Hüttchen im Sommer in einem schönen grünen Wald von hohem Rohr versteckt. Es ist indeß nicht der Schatten, oder gar der mahlerische Eindruck, dem zu Gefallen die Umwohner von Frejus das Stabrohr so häufig anbauen und pflegen. Man sagt, daß diese Gegend jährlich um 20 bis 24000 fl. solchen Rohres verkaufe, von welchem in und außer Frankreich der mannichfaltigste Gebrauch gemacht wird. Da will denn jeder Hüttenbewohner auch seinen kleinen Antheil am Gewinn haben, so wie er in dem für Frejus ganz besonders ungesunden Augustmonat seinen Antheil an den Fiebern bekommt, welche ihren Ursprung aus eben jenen Sümpfen nehmen die man dem Anbau des Stabrohres zu Gunsten nicht ganz austrocknen läßt. Denn in dieser Jahreszeit soll ein ganz kurzes Ausgesetztseyn der feuchten (thauigen) Morgen- oder Nachtdünste fast unvermeidlich gefährliche Krankheiten erregen, deren Noth freilich im December, wenn das alsdann fest gewordene Rohr geerntet und verkauft wird, längst wieder vergessen ist.

Da stunden wir denn endlich wieder aus dem Flugsand und aus den sumpfigen Rohrgewälden heraus auf dem trockenen, festen Kai des alten Hafens. Wir ließen uns noch die jezt mit Feld- und Gartengewächsen überkleideten alten römischen Magazine zeigen. Es sind ihrer fünf, von so bedeutendem Umfange gewesen, daß sie allerdings die nöthigen Vorräthe zur Ausstattung und Ausrüstung einer ganzen Flotte in sich zu fassen vermochten. Die Ruinen finden sich am östlichen Theil des Hafens und auch die innern Gewölbe sind meist mit Schutt erfüllt. Da auf den Trümmern der alten, mächtigen Vorrathskammern, welche einst den Werth von Millionen in sich gefaßt, saß eine Gesellschaft von Fischern. Ein Alter zählte kleine Geldstücke — wahrscheinlich die Gesammteinnahme für mehrtägige Fischzüge — und machte davon so viele Häuflein als Personen waren. Dabei gieng eine große Flasche voll rothen Weines im Kreise herum, gegen welche der eine — wie mir schien ein gewesener Soldat — eine so besondere Zärtlichkeit bezeugt, daß er sie gewöhnlich gar nicht wieder vom Munde geben wollte. Dazu ein Brod von einer für diese Gegend auffallenden Schwärze (wahrscheinlich Kastanienbrod). Die Leute waren aus dem benachbarten, am Fuß des östlichen Vorgebirges gelegenen St. Raphaël, welches jezt die Stelle des Hafens auch für Frejus vertritt, und in neuerer Zeit dadurch bekannter geworden ist, daß Bonaparte hier, aus Aegypten zurückkehrend, gelandet.

Wo der römische Fischmarkt gewesen, der vor mehrern Jahren hier ausgegraben worden, konnte uns niemand sagen. Nach andern Resten und Trümmern der alten Stadt, welche wenigstens fünfmal so groß gewesen als

die

die jetzige, hat man nicht nöthig zu fragen: sie fallen noch immer, colossal durch Umriß und Bauart, neben den neueren Gebäuden leicht kenntlich ins Auge. So die Ueberreste der alten Stadtmauern und Mauerthürme (die lezteren am Hafen), so beim alten Jesuitercollegium die Ruinen eines Tempels, bei welchem eine schöne Statue der Venus Urania gefunden worden.

Wir weilten zulezt noch, eine kleine Anhöhe hinansteigend, auf einer östlich von der Stadtmauer gelegenen Terrasse, auf welcher steinerne Bänke unter schattigen Bäumen, mit der unbeschreiblich schönen Aussicht nach dem Esterelgebirge und nach dem Meere zugleich, liebliche Ausruhepunkte gewährten. In die Stadtmauer, welche neben dem freien Platze hinläuft, sind mehrere hier aufgefundene römische Alterthümer eingesetzt. Die wichtigsten, welche man bei Frejus gefunden, unter andern einige Marmorstatuen sind schon in früher Zeit nach Paris gekommen. Auch einige neuere Denkmäler mit Inschriften zeigen sich an jener Mauer.

Auf diesem anmuthigen Erholungsplatz fanden wir mehrere Bewohner der Stadt. Nach dem Wunsche der Hausfrau befragte ich zuerst zwei jüngere Bürger um den Weg über das Esterelgebirge hinüber nach Cannes, und über seine etwanige Gefahren. Diese sagten, der Weg sey sicher, übrigens aber zum zu Fuße gehen zwar nicht breit, dagegen desto länger. Die Hausfrau war mit diesem Bescheid noch nicht zufrieden, denn sie hatte ja diesen Weg in der Erzählung zu Toulon schon mehrmalen gemacht, und war jedesmal auf ihm von Räubern angefallen worden. Auf ihr Anrathen fragte ich daher noch, in dem besten Französisch welches ich aufzutreiben ge-

wußt, zwei vornehm gekleidete ältliche Herrn, welche am oberen Theile der Terrasse auf und nieder giengen, was sie wohl von den Räuberbanden im Esterelgebirge gutes Neues wüßten. Diese lächelten und sagten, daß bei der vortrefflichen Einrichtung der Gensdarmerie in Frankreich Jemand das Gebirge mit einem Hut voll Geld in der Hand durchwandern könne, ohne das Mindeste fürchten zu dürfen. Wenn irgend einmal noch ein des Raubes Verdächtiger hier ergriffen und eingeführt würde, so sey dieß eine solche Seltenheit, daß das Volk, wie zu einem außerordentlichen Schauspiel zusammenliefe.

Von jener Terrasse hat man nicht sehr weit zu den noch stehenden Bögen der alten römischen Wasserleitung, welche das Gewässer der Siagne aus der Gegend des sechs gute Stunden in gerader Linie abgelegenen Monts der alten Hafenstadt zuführte. In der Nähe der Stadt, an der Straße die nach Cannes führt, sind noch 12 Bögen stehen geblieben die wir theils noch heute, theils am andern Morgen sahen. Der höchste dieser Bögen ist gegen 54 Schuh hoch und trägt auf seinem Gipfel noch die Reste des 5 Fuß hohen Canales. Bei einer der Arkaden ist ein ziemlich tiefes, aus mehreren Kammern bestehendes unterirdisches Gewölbe zu sehen, welches wie man glaubt zu einem Wasserbehältniß bestimmt war, aus dem vielleicht die benachbarten Gärten und Felder ihre Nahrung bekamen. — In der Stadt selber, in der Stephanskirche, wurden auch noch die 8 Säulen mit Schaften von schwarzem und corinthischen Capitälern von weissem Marmor aufgesucht, welche hier im ersten Drittheil der Kirche eine Taufcapelle bilden.

In einer Art von Caffeehaus, am kleinen Marktplatz

gelegen, wurde denn statt der vergeblich ersehnten Labung des Seebades das vaterländische Getränk des Braunbieres gesucht und gefunden. Schon die jungen Bürger auf der Terrasse hatten uns, außer der Sicherheit unsers morgenden Weges, auch diese Erleichterung des heutigen kennen gelehrt. Der Wirth, oder ein anderer ins Haus gehöriger Mann, der unter den Fahnen der großen Armee Deutschland durchzogen, und dem wir uns durch unsere Sprache als Deutsche verriethen, erzählte uns sehr freundlich, daß das beliebte und gesunde Getränk des Braunbieres seit etlichen Jahren fast in allen Städten von Frankreich gefunden würde. Wir brachten die lezten Stunden des Abends, beim Abendessen, in dem großen Saale unseres Wirthshauses, noch sehr angenehm in Gesellschaft zweier Herrn zu, — eines älteren und eines jüngeren — welche mit uns zu Nacht speisten. Der ältere, ein ehemaliger Offizier und wahrhaft gebildeter Mann, war auch im lieben deutschen Vaterlande gewesen und sprach mit großer Achtung von unserer Nation. Mit der Geschichte und den Alterthümern seines Vaterlandes zeigte er vertraute Bekanntschaft, auch interessirte er sich sehr für Naturkunde und lehrte uns, in Beziehung hierauf, einige leider von uns nicht selber gesehene merkwürdige Gebirgs- und Küstengegenden in seiner anschaulichen und verständigen Beschreibung genauer kennen als dies je aus Büchern möglich gewesen wäre. Erst gestern oder heute noch, so erzählte er uns ferner sey ein junger Naturforscher aus Nizza hier gewesen, und später erfuhren wir, daß dieß derselbe gewesen sei, dessen Bekanntschaft und Gefälligkeit unsern Aufenthalt in Nizza späterhin so reich und angenehm machte: Herr Verany der Jüngere.

Mittwochs am 19. April mit Anbruch des Tages traten wir denn ganz allein den von der Hausfrau so gefürchteten Weg über das Esterelgebirge an. — In unserm Wirthshaus war wohl das Dienstmädchen wach, aber noch kein Feuer; auch in einigen Caffeehäusern der Stadt, nach welchem uns das Mädchen hingewiesen, schlief noch Alles. Wir mußten daher abermals, wie gestern, mit einem recht nüchternem Magen und Sinn hinaus aufs Gebirge — unter die Räuberbanden.

War doch außen vor dem Städtlein schon Vieles wach und lebendig. Vor allem ein mächtiger, muntrer Wind, welcher die Wellen des Meeres so hoch emporhub, daß man ihr Bewegen aus weiter Ferne wahrnahm, und welcher uns das heutige Bergsteigen gar sehr erleichterte. Dann ein kleines Füchslein, das unter einem zerfallenen Bogen der alten, römischen Wasserleitung, an welcher die Straße hingeht, dastund und sich mit muntern Augen umschaute. Jenseits der Oliven- und Feigengehege, jenseits der Weingärten und fruchtbaren Felder, am Fuß des Gebirges, bot ein Bächlein, an welchem die großen Blüthen der italienischen Aronswurz (Aron italicum) in Menge gesehen wurden, wenigstens ein frisches, klares Wasser zur Erquickung dar, denn das Wasser in Frejus war für uns ungenießbar gewesen und an den Bauernhäusern, welche am Ende der Ebene stehen, fanden wir theils die Thüren noch verschlossen, theils aber die nicht sehr tröstliche Auskunft: daß hier nichts zu haben sey.

Jezt hub sich denn die Straße aus der Ebene hinauf nach der Höhe und das Gebirge begann, das mir in vieler Hinsicht eines der merkwürdigsten gewesen ist,

welches ich auf dieser Reise gesehen habe und dadurch noch doppelt lieb und vertraut geworden ist, daß ich es in Nizza immer von meinen Fenstern aus erblickte. Auf jedem Schritte wird auf diesem Gebirge die Aufmerksamkeit eines Freundes der Natur aufgeregt und gespannt und es überrascht ihn bald hier der schnelle Wechsel der Gebirgsarten am Wege, oder die ihm vielleicht noch neue Form der Gewächse, anderwärts aber eine großartige Aussicht nach den Alpen, oder in ein fruchtbares Thal, oder auf das sturmbewegte Meer.

Der guten Hausfrau war es etwas unheimlich beim Aufsteigen aufs Gebirge. Alles so still, nirgends ein Mensch zu sehen auf dem Wege; es war als wenn in diesen Gebirgsschluchten die Mitternachtsstille selber dem vorübergehenden Menschen auflauerte, und so oft der immer stärker werdende Sturm die Wipfel der alten Fichten und Scharlacheichen ergriff, war es wie Geschrei der Eulen und Kraniche. Der schöne, basaltische (?) Mandelstein da am Wege, oft bedeckt von bunten Sandsteinlagen, die Bandjaspisartigen Bildungen, nichts der Art wollte die Hausfrau zum Verweilen bringen; auch nach den alten, ziemlich hohen Korkeichen, die sie doch zum ersten Mal hier gesehen, mochte sie nur einen flüchtigen Blick hinrichten und es war ihr eben nicht viel daran gelegen, daß ich zu einigen dieser Bäume, welche seit nicht gar langer Zeit erst ihrer schwammigen Korkrinde beraubt schienen, näher hintrat und ihr erzählte, daß man gewöhnlich in jedem siebenten oder achten Jahre dem Baume, ohne ihn dadurch am kräftigen Fortwachsen zu hindern, den üppigen Ansatz der Ueberrinde nehme, alsdann diese Rinde in Stücken schneide, welche

durch aufgelegte Steine zu horizontalen Tafeln gepreßt werden, aus denen man die Korkstöpsel macht *). Sie wäre gern schnell voraus und doch schien es ihr auch in anderer Hinsicht besser diesen Weg mit als ohne ihren Reisegefährten zu machen. Da kamen von der Höhe herunter zwei bewaffnete Reuter. Sie waren bald bei uns. Es waren zwei kräftige Gensdarmen, die uns von Kopf zu Fuße aufmerksam betrachteten und dann freundlich grüßend vorüber ritten. Diese Wächter des Gebirges waren meiner Begleiterin zum großen Trost, sie gieng jezt schon ruhiger vorwärts, genoß ungestörter den Rückblick auf das Meer, dessen Wellen jezt die Morgensonne beschien, auf den Hafen von St. Raphaël und das Hochgebirge von St. Tropez.

Da wo die Straße fast den höchsten Punkt ihres Aufsteigens auf das Gebirge erreicht, steht ein kleines Haus, von Gensdarmen bewohnt und zugleich zum Wirthshaus dienend, in welchem man wenigstens Brod und Wein, auch wohl Eier haben kann. Es fällt dieses Haus, in seinem freundlichen, noch neuem Aussehen von weither ins Auge: wir hatten es schon gestern auf dem Wege von Puget nach Frejus und von Frejus aus selber bemerkt, auch heute, als einen tröstlichen Gegenstand — da wir seine Bestimmung wußten — schon oft und lange zu ihm aufgeblickt. Man rechnet hieher von Frejus aus zwei Stunden, wir aber hatten kaum andert-

*) Obgleich man schon im zwölften Jahre des Baumes mit diesen periodischen Entrindungen den Anfang macht, erreicht er doch meist ein Alter von mehreren hundert Jahren.

halb Stunden gebraucht. Die Aussicht die man von diesem Häuslein und aus seinen Fenstern hat, wäre allein des Hinaufsteigens werth. Gleich neben sich sieht man das gäh ansteigende Gebirge mit seinen Porphyrwänden und Pfeilern. Die Bäume, zum Theil wie durch eine Feuersbrunst des Waldes halb niedergebrannt und an ihren Stämmen verkohlt — vielleicht um die Schlupfwinkel der Räuber, welche dieses einst waldreiche Gebirge so unsicher machten, zu entblößen — geben jenen Bergwänden und gähen Schluchten ein noch furchtbareres Ansehen. Links hinabwärts sieht man in ein enges, tiefes Thal, dessen Abhänge gleich vom Hause an mit Weingärten und Feldern voll Gemüse und Getraide bepflanzt sind. So wird denn der Contrast desto mächtiger, wenn man von den öden Gebirgsmauern oder aus der engen Thalschlucht hinweg den Blick zurückwendet nach der Ebene die man eben verlassen; eingefaßt auf der einen Seite vom zackigen Esterel und Cap-Roux-Gebirge, auf der andern vom Mohrengebirge; dazwischen weit hinaus das glänzende Meer und die Denksteine der alten römischen Macht und Herrlichkeit, um das alte und neue Frejus her.

In der Gensdarmeswohnung selber fanden wir niemand zu Hause als eine alte, freundliche Frau und zwei kleine Kinder. Es hiengen aber die Waffen der Wächter des Gebirges an den Zimmerwänden umher: als wollten sie dem Wandrer auf dem weiten, einst so übel berüchtigten Wege Muth einsprechen. Die geschäftige und gesprächige Alte trug uns Brod und Wein auf, brachte dazu, ohne unser Verlangen, treffliche, süße Mandeln, Nüsse, getrocknete sehr lieblich schmeckende Trau-

ben und Feigen. Dazu — denn zum Weintrinken schien es uns noch zu frühe — ein Trunk aus der gleich jenseits des Hauses an der Bergwand kommenden Quelle. Die Alte nöthigte uns etwas Anisbrandwein unter dem Wasser zu kosten, so sey es gesünder und gebe mehr Kraft zum Bergsteigen. Während wir denn so gegessen und getrunken, hat unsre Wirthin ihre ganze Gesprächigkeit und fragende Neugier auf die Hausfrau gerichtet. Da sie durch mich gehört, daß diese kein Französisch spräche, hat sie die Hände vor Verwunderung zusammengeschlagen und die unglückliche Frau auf dieselbe Weise und mit denselben Ausdrücken bedauert, als wenn sie überhaupt gar nicht sprechen könne, gänzlich taubstumm sey. „Wenn ich nicht Französisch sprechen könnte, sagte sie, ich möchte gar nicht auf der Welt leben.“ Darauf mußte denn ich den Sturmwind ihrer Rede über mich allein ergehen lassen. Auch auf die alten Räubergeschichten kam das Gespräch. Ha, sagte die Alte, wenn sich doch nur einmal wieder einer sehen ließe, damit doch unsere Gensdarmes auch zeigen könnten, daß sie ihr Brod nicht umsonst essen. Seit mehrern Jahren, so sezte sie in einem fast bedauernden Tone hinzu, ists auf dieser Straße übers Gebirge so ruhig und sicher wie hier im Zimmer, „wir sind eben unsrer gar zu viel bewaffnete Leute für eine Hand voll solchen Gesindels.“

Sehr erquickt durch unser Frühstück sezten wir denn die Füße weiter über das Gebirge fort. Die freundliche Alte begleitete uns mehrere Schritte über ihre Wohnung heraus und zeigte uns, daß wir den mühsamsten Theil des Berges bereits überstiegen hätten; denn von hier an gehe der Weg zuerst ziemlich eben fort und senke sich dann

jenseits wieder bergabwärts. Wir schritten denn wieder allein an den Wänden des Porphyrgebirges hin, das hier überall entblöst hervorsteht. Hier wo die Straße sich nach einer Einbuchtung des Gebirges hineinwendet, welche an beiden Seiten durch Vorsprünge der Felsenwände begränzt wird, ist die Gegend, in welcher sonst fast immer Räuber lauerten. An den beiden Felsenvorsprüngen von denen man weit, nach beiden Seiten hin die Straße überschauen kann, hatten sie ihre Schildwachen stehen, welche das Annähern der Reisenden, oder auch in andern Fällen das Herbeikommen der Soldaten durch Zeichen verkündeten. Die Reisenden ließ man gewöhnlich bis gegen die Mitte der Einbuchtung kommen, dann gaben die im dichten Gehölz und zwischen den Klippen versteckten Räuber Feuer auf sie und beraubten meist ohne Mühe die Erschrockenen. Näherten sich während des Raubes die berittenen und bewafneten Straßenwächter, so gaben dies die Schildwachen durch ein lautes Pfeifen zu verstehen, augenblicklich zerstreute sich dann das Gesindel in das Gehölz und hinter die Felsenklippen, und niemand konnte ihm in diesen ungangbaren Gegenden so schnell folgen, der nicht selber so gut mit dem Labyrinth der dicht überwachsenen Felsenmassen bekannt gewesen wäre als die hier einheimischen Räuber. Ehe dann die verfolgenden Soldaten, welche noch dazu bei jedem Schritte fürchten mußten, daß sie die Kugel eines versteckten Räubers oder ein rollendes Felsenstück ereile, nur halb am Berge hinan waren, fand sich das Gesindel schon an irgend einer Meeresbucht des jenseitigen Abhanges in Sicherheit. Als Sauſſüre und der ältere Piktet hier reisten, zeigte ihnen der Courier von Rom, der mit ihnen in Gesellschaft war, gerade an dieser Stelle die Trümmer des

Mantelsackes seines Cameraden, der wenige Tage vorher da überfallen und beraubt worden war. Jezt aber ruhet ein tiefer Frieden über der Stätte, an welcher sonst so manches Menschenblut geklebt. Die Felsenvorsprünge sind zum Theil hinweggesprengt, der dichte Wald durch Niederfällen und Abbrennen so gelichtet, daß er fast schattenlos und ausgestorben erscheint und daß man jezt weit hinan und hineinwärts auf die Klippenbestreuten Abstürze und gähnenden Felsenschlünde sehen kann.

Von hier an wird der Weg über das Gebirge immer wundervoller und reicher. Links hinüber von der Straße, nach Norden, ein tiefes, herrlich angebautes Thal, durch welches der Argent strömt; es liegt dort im Grunde Roquebrun und weiter hinwärts am Bergabhange das von reichen Gewürzgärten umgebene Grasse, berühmt durch seine Parfümerien und köstlichen Früchte, berühmt durch die unvergleichlichen Aussichten, welche man auf seinen baumreichen, freien Plätzen, neben den wasserreichen Springbrunnen genießt. Höher hinan entfaltet, wie ein brütender, weißköpfiger Adler, die hohe Alpenkette ihre mächtige Schwinge über das Paradies zu ihren Füßen; auf dem Felsenhaupte glänzt ewiger Schnee. Am meisten jedoch wird der Wanderer auf diesem Gebirgswege durch die Aussichten auf das nahe Meer überrascht, welche sich ihm unvermuthet nach der rechten Seite hinab, durch die weiten Bergschluchten öffnen. Da sieht man die felsichten leriniſchen Inseln mit ihren Bastionen und Gebäuden, die waldreiche Bucht bei Napoule und das grüne, im Sturme auf und nieder wogende Gefilde der Rohrgewächse. Das Meer hat man so nahe, daß wir vom Gebirge herunter das Anbranden der hohen, mit

weißem Schaum bedeckten Wellen an die Felsenklippen und das Treiben der mächtigen, sonnenbeglänzten Wogen weit hinaus gen Süden erkannten. Freilich wehte auch an diesem Tag ein bedeutender Sturm. Dieses mußten unsre schifflustigen Reisegefährten erfahren, von welchen wir geglaubt hatten daß sie am heutigen Tage schon im Hafen von Nizza anlanden könnten. Sie waren zwar gestern schon von Toulon ausgefahren und heute beim frühen Morgenroth schon in der Nähe der hyerischen Inseln gewesen, von da aber hatte sie der plötzlich ausbrechende Sturm wieder zurückgeworfen an die äußere Rhede von Toulon und sie hier, im Angesicht der Stadt, an einer felsichten Halbinsel mehrere Tage lang gefangen gehalten, so daß es die Schiffer nicht einmal wagen konnten, sie nach Toulon überzusetzen.

Wie ein Paradiesgarten, mitten in der felsichten Wüste, erschienen die Garten- und Baumanlagen des alten Schlosses Estrelse. Das Schloß, an welches noch einige Häuser angebaut sind, darunter ein ansehnliches Wirthshaus, dient jezt zu einer Poststation, und ein alter römischer Meilenstein, welcher vor dem Gebäude daliegt, bezeuget es, daß nicht einer der lezten Besitzer der Burg im vorigen Jahrhundert den Einfall zuerst gehabt, die Straße von Frejus nach Cannes statt über Napoule hier vorüber zu führen, sondern daß schon eine alte Römerstraße diesen Zug genommen. Noch im Jahre 1806, also gerade vor 20 Jahren, hatten die Räuber einstmals bei Nacht in dieses Schloß einen Einfall gemacht und eilf Personen darinnen ermordet. Denn die waldige Felsenschlucht, aus welcher ein Bächlein herunter ins grüne Thal rinnt, und nach der sich die Straße vom Schlosse

aus hinumbeugt, ist ein Heerweg der Räuberbanden gewesen, wenn sie vom jenseitigen Gebirgsabhang herauf und am diesseitigen herunterzogen. Und da hinaufwärts ist auch der lezte, sehr gefürchtete und berüchtigte Häuptling der Raubmörderbande, tödtlich verwundet an einem Baum lehnend gefunden worden, nachdem er sich aus dem Kampfe, bei welchem seine von den Soldaten unvermuthet überfallene Rotte unterlegen, noch durch die Flucht gerettet.

Ein solcher alter, längst vorübergegangener Schreck, giebt einer Gegend wie die des Schlosses Estrelles ist, einen eigenthümlichen Schatten, aus welchem die helle, heitere Gegenwart um desto lieblicher herausschimmert. Die herrlichen Oel- und Rebengärten, die hohen, vaterländischen Nuß- und die hier im Gebirge noch in voller Blüthe stehenden Aepfel- und Birnbäume, die Felder voll Gemüße, die hochgrasigen, mit seltnen südlichen Gebirgsblumen durchwirkten Teppiche der Wiesen, darneben der ernste Hintergrund des hier dichter bewaldeten Gebirges und die Aussicht über das Thal hinüber nach den Schlössern und Thürmen der jenseits gelegenen Ortschaften — — es gehört da nur noch ein gesundes Auge und ein so heiters Herz dazu als wir beide hatten, um auf dem einsamen Gebirgswege ganz freudetruncken und fast jauchzend vor Lust (singend wenigstens) zu werden.

Jezt wurde denn auch allmälig mehr und mehr Leben auf der Straße. In ganz kurzen Zwischenräumen hinter einander begegneten uns drei wohlbesezte Equipagen, wie es schien reichen, reisenden Engländern zugehörig, die, wie wir später erfuhren, von Nizza kamen, welches gewöhnlich in der Jahreszeit in welcher

wir es besuchten von den meisten Fremden, die sich in diesen Wohnsitz eines beständigen Frühlinges und Sommers vor den Winterstürmen flüchteten, schon wieder verlassen wird. Leute welche da an der Chaussee bauten, Bauern welche Steine zufuhren, wandernde Soldaten, traten eines nach dem andern in die ernste Stille des Waldgebirges ein. Jezt wurde der guten Reisegefährtin erst wieder ganz heimlich und wohl, jezt nahm sie sich Zeit vom Felsenboden das schöne, herzblättrige Augenbraunenkraut (Ophrys cordifolia) mit großen braunen, zierlich gebildeten Blumen herauszugraben und in Papier einzulegen, während ihr Begleiter das sonderbare, leberbraune und grünliche Felsengestein, das sich häufig auf diesem Gebirg findet, genauer betrachten konnte. Ihm schien es das nämliche Gebirge, welches in unsern Gegenden Uebergangstrapp genannt wird; anderwärts zeigt sich Serpentin mit Schillerstein und an vielen Punkten streckt der Glimmerschiefer und selbst der Granit seine durch die Erweiterung der Straße entblösten, uralten Felsenmassen hervor. Die Bäume die man hier und auf dem größern Theil des Esterelgebirges sieht sind die große Seefichte (Pinus maritima major) auch der Lerchenbaum, seltner die Pinie (Pinus pinea). Von strauchartiger Höhe erscheint dazwischen das große Heidekraut: Erica maxima.

Es lenkte sich nun der Weg südwärts wieder herum nach dem Meere, welches jezt, da wir nach dem jenseitigen Thal herabstiegen, in seiner ganzen Herrlichkeit, geziert von den felsigten leriniſchen Inseln vor uns lag. Da wo sich die Straße stärker zu senken beginnt, steht das zweite Gensdarmes Haus. Abermals da hinabwärts,

in der Schlucht, die Wände des Glimmerschiefers von milchweißen Quarzadern durchzogen und Serpentin mit Schillerstein, tiefer hinabwärts ein Trümmergestein, dessen bald mehr bald minder fester Cäment die Brocken und Geschiebe aller der genannten älteren Gebirgsarten des Esterels, besonders aber des Porphyrs unter sich verbindet und an vielen Stellen, Nester und Adern von einer freilich mit vielem Sand verunreinigten Grünerde zeigt. Es blühte hier, in einer Felsenschlucht, noch einsam und verspätet die duftende Tazette, tiefer hinab der roth- und weißblumige Cistus (drei Arten zugleich) und der meist nur strauchartige Mastixbaum. Lieblich ruhte es sich unter den zartblüthigen, schlanken Tamarisken an den grünen Ufern der Argentiere und am Rand des zweiten Gebirgsstromes, Etang genannt, dessen öftere Wildheit durch die weit im Thal umher verstreuten Geschiebe sich verräth.

Die heißen Mittagsstunden rückten jezt über das Thal herauf, wir waren sieben Stunden lang, großentheils auf und nieder über das Gebirge steigend, gegangen, Cannes mit seinem alten Schlosse, gar mahlerisch am Strand gelegen, hatte sich uns schon längst gezeigt, da erfuhren wir, daß bis dahin noch zwei Stunden zu gehen seien *). Es machte nämlich jenseits des Etangstromes die Straße am Berg hin eine uns anfangs sehr ungelegen gewesene

*) Man rechnet von Frejus bis Cannes zehn Poststunden, wir haben aber nicht viel über acht eigentliche gebraucht. Beim Estrelesschloß hat man erst 2/5 des Weges von Frejus her gemacht, weil sich die Ebene gegen Cannes hin noch so gar weit ausdehnt.

Wendung, welche jedoch bald hernach einen Genuß gewährte für dessen Eindringen, so müd und hungrig auch der Leib gewesen, dennoch Augen und Herz noch offen waren. Dort erhebt sich, ganz nahe an den Ufern der Siagne, über welche eine steinerne Brücke führt, aus der Ebene ein kegelförmiger, rings umher abgegränzter Berg, bis zum Gipfel hinan mit einem dichten Gehege von Cypressen und Pinien und hohen Ulmbäumen überkleidet, aus deren Mitte die alte Abtey St. Cassien hervorschauet. Es ist hier vom Thale hinauf die Aussicht nach dem lieblichen, am Bergabhang gelegenen Grasse und nach der beschneyten Alpenkette weithin geöfnet, zur andern Seite hat man die breite Meeresbucht, westwärts von dem reich umgrünten, aber ungesund gelegenen Napoule, nach Süden von Cannes begränzt. — Endlich nahm denn jezt die Straße ihren geraden Lauf nach dem lang ersehnten Städtlein zu, der Wind vom Meere her machte sich wieder auf und streute in seinem kühlenden Vorüberfluge den gewürzigen Geruch der Jasminhecken und der blühenden Orangengärten, welche er eben durchzogen, um uns her; da wurden die müden Füße wieder munterer bewegt und bald sahen wir uns am Ziele.

Wohler und erquicklicher zu Muthe ist es wohl der guten Hausfrau auf dieser ganzen Reise bei keinem andern Mittagsessen und in keinem andern Wirthshause gewesen, als in dem bürgerlichen, für uns daher sehr passendem Wirthshause zu Cannes. Es war das Häuslein gleich eins der ersten in der Häuserreihe am Meeresstrande hin. Zwar zu der oberen Etage, welche fast nur aus dem Zimmer bestund in welchem wir aßen, führte keine Marmorstiege sondern eine hölzerne Treppe

von außen empor, es stieg sich aber eben so schnell daran hinauf als auf einer steinernen; der Balcon, an dessen geöfnete Thür wir uns hinsezten, hatte zwar weder eiserne noch bronzene Umzäumung, sondern nur bretterne, die Aussicht von ihm hinaus auf das unter uns anbrandende Meer war aber eben so weit und lieblich als von einem steinernen.

Der Hausfrau kam hier Alles so gar schön vor, weil jezt auch die lezten, am meisten und längsten gefürchteten Schrecknisse dieser Fußreise von Toulon nach Nizza glücklich vorübergegangen, das schwerste Stück Weges überstanden war. Da saß sie auf der hölzernen Hitsche des Balcons und sahe mit Vergnügen einigen Frauen zu, welche im Schatten der hohen Baumallee, die zwischen dem Meer und den Häusern hinläuft, Sardellen zur weitern Versendung zubereiteten: jezt die Eingeweide herausnahmen, jede einzelne dann mit Seewasser auswüschen, zulezt Lagenweise, Seesalz dazwischen, sie hineinschlichteten in die Fäßchen. Ein Geschäft welches den Bewohnern von Cannes, aus dessen Bucht jährlich anderthalb bis zweitausend Zentner Sardellen ausgeführt werden in alle Länder Europens, großen Gewinn bringt. — „Vielleicht, daß eben diese Sardellen in wenigen Monaten an unsere Freunde in Deutschland kommen, die es ihnen dann freilich nicht anschmecken werden, daß wir sie einsalzen sahen.“

Die Tafel war jezt bereitet; der Wein schien Nectar, das Brod, die Seefische, das Fleisch, die Orangen und Feigen — — Alles so trefflich wie man es noch nie genossen, denn die gute Hausfrau hatte von der gestrigen, ohne das lange Herumwandern um Frejus und abge-

abgerechnet die 3½ Stunden von Vidauban bis le Muy eilf Stunden betragenden Fußreise und von der heutigen acht Stunden langen Wanderung die beste Würze des Mahles: einen trefflichen Hunger mit sich gebracht.

Junge Hühnlein, seit wenig Tagen erst aus dem Ei gekrochen, die mit ihrer Alten da im Speisesaal und auf dem Balcon herumliefen, pickten die Krümlein von Weisbrod zusammen die ihnen die Hausfrau auf den Boden streute, während sich diese von ihrem Gefährten von den beiden schönen Inseln, welche man über und zwischen den Bäumen hin, vom Meer umbrandet sahe, erzählen ließ. Die erste, an welche sich von Osten her eine felsigte mit hohen Olivenbäumen bewachsene Landzunge nahe herandrängt, ist die Insel Marguerite, von den Alten Lero genannt, nach einer Gottheit welche sie hier verehrten. Auf dieser Insel wird das Fort Royal, jenes alte Staatsgefängniß gesehen, in dem ein romanhafter, räthselhafter Gefangener, welcher durch das was er geduldet, mehr Theilnahme und Auszeichnung in der Geschichte sich erworben als mancher Held durch seine Thaten, lebendig begraben gewesen; jener Gefangene, welcher unter dem Nahmen der eisernen Maske bekannt geworden. In einem Gewölbe, zu welchem das Tageslicht durch das enge, mit dreifachem eisernen Gitter verwahrte Fenster nur mühsam den Eingang gefunden, hat diese durch ihr Schicksal merkwürdige Person noch ein viertes eisernes Gitter: jene Maske getragen, welche den zu beständigem Schweigen verurtheilten Mund wie ein noch vor der Zeit erlangter, Aufmerken erregender Grabesstein bedeckte. — Lieblicher sind die Erinnerungen, welche an der zweiten, südlicheren der Inseln: der Insel Honorat (Lerina der Alten) haften. Hier ist im fünften Jahr-

hundert nach Christo eine für einen großen Theil von Europa, vor allem aber für das südliche Frankreich sehr reich gesegnete Pflanzschule christlichen Ernstes und christlicher Lehre gewesen. Fern über das Meer her hatte der Adler der Begeisterung ein Reislein aus der geistig blühenden Wüste der Anachoreten hinüber auf diese Insel geführt. In der Gesellschaft des heiligen Honoratus lebten daselbst gleichgesinnte Männer ein durch das stille Beisammenseyn solcher Seelen seelig, ja himmlisch gewordenes Leben: der Liebe zu Gott und den Brüdern und des beständigen Gebetes. Von hier giengen, angethan mit mehr als menschlichen Kräften zum Entbehren, zum Leiden, zum Kämpfen, die Boten des Friedens aus in die Länder, auch der wildesten, unempfänglichsten Heiden. — Eine Zeit, welcher wie jener ein Kampf um das Geistige obliegt, zu dem eine ungewöhnliche innere Gewalt gehört, diese bedarf auch anderer als der gewöhnlichen Mittel, und wenn andre Male das Land zu seiner Ernährung nur der wohlthätigen Gemüse und Kräuter nöthig hat, welche überall in den Gärten und Feldern der Stadt gedeihen; so kommen doch auch Zeiten der tödtlichen Noth, in denen kein Gewächs der Felder und Gärten, sondern nur das auf einsamen Gebirge, unter dem Alpenthaue aufkeimende Gewürzkraut Hülfe giebt und Leben. Damals als jene Väter auf der Insel wohnten, war dieselbe durch ihren Fleiß in einen blühenden Garten verwandelt und auch jezt noch finden sich auf ihr mehrere Spuren einer uralten Cultur als auf den größeren Inseln. Es hat auch die Natur der kleineren Insel, — um im Leiblichen zu bezeichnen was sie einst im Geistigen gewesen, — eine Quelle lebendigen, frischen Wassers gegeben, die nie versiegt und von wel-

cher aus sich die Schiffe, so wie die Bewohner der Margarethen-Insel mit frischem Trinkwasser versorgen. Die alte Kirche und Abtey, im zwölften Jahrhundert erbaut, sind freilich jezt sehr verfallen und die Meereswellen spielen mit den zur Küste hinuntergestürzten Trümmern des alten Portales und Außengemäuers; es schwebt aber noch über dieser Stätte ein Hauch, welcher einem leise hörenden, inneren Ohre zu verkünden scheint, welches Leben einst hier gewaltet. Es ist selbst der äußerlich dürre Stab des alten Sehers von Kräften durchdrungen, welche der todten Brust des Kindes den entwichenen Odem des Lebens zurückbringen. — In den leztern Zeiten hat auf dieser Insel eine im Spiel des Lebens nie gesättigte Seele: die berühmte Saintval, welche in ihren frühern Jahren auf dem französischen Theater, auf das sie sich verirrt, in den Hauptrollen der Trauerspiele Theilnahme und Verwunderung erregt, die äußere und dann mit ihr vor allem die innere Ruhe gesucht und gefunden. —

Cannes sollte, so war schon gestern in Frejus beschlossen, das Ende der heutigen Fußreise seyn: von hier an sollte dann gefahren werden. Denn Antibes ist von Cannes noch immer vier Poststunden entfernt und in jenem wollten wir übernachten. Der gefällige Herr, mit welchem wir gestern Abend in Frejus zu Nacht gegessen, hatte uns die Addresse eines Mannes in Antibes mitgegeben, bei welchem Fuhrwerk zu haben sey. Der Wirth sendete hin, es waren aber weder dort noch in einem zweiten Hause Pferde zu haben. Die durch den glücklichen Vorübergang der ersten, beschwerlichsten Hälfte des Tages fast übermüthig gewordene Hausfrau bestund darauf, man solle die wenigen Stunden vollends zu Fuße gehen, das sey ja, bei dem kühlen Wind der jezt wieder wehe,

ein wahrer Spaziergang. Der Wirth, als man ihm die Meinung der Hausfrau in seine Sprache verdeutscht hatte, trat derselbigen bei und sagte: es sey schade ums Geld, wenn man um so weniger Stunden willen, die wir leicht gehen würden, noch Extrapost nehmen wolle. So verließen wir denn — Strickbeutel und Pflanzenmappe unter dem Arme — unseren Balkon mit der lieblichen Meeresaussicht und den Speisesaal, und die gutmüthigen, billigen Wirthsleute und zogen unter den schattigen Bäumen der Allee, neben dem anbrandenden Meere hinaus auf die Straße nach Antibes.

Wir giengen einen Weg, der lange Zeit an der felsigten Küste, unmittelbar neben dem Meere sich hinzieht. Die Fluth war durch den noch immer mächtigen Sturmwind hoch bewegt und brandete mit lautem Getös neben uns an die Klippen an. Weiße Möven, laut schreiend, schwebten über den Wogen, pfeilschnell jezt hinuntertauchend, jezt wieder emporflatternd; weit nach dem Saum des Horizontes hin glaubten wir spielende Delphine zu sehen. Hier zwischen den Klippen, an welchen ein gneusartiges Urgebirge zu Tage aussteht, fanden wir die hohe, schmetterlingsblüthige Orchis (Orchis papilionacea) an deren ansehnlichem Schafft die großen Blüthen sich eben entfalteten; unten an den Klippen sahe ich zum ersten Male eine Art von Käferschnecke (Chiton) die ich später bei Villafranca häufig getroffen. — Der im Norden von Cannes gelegene Hügel grünet in üppiger Fülle, von Orangengärten und Rebenpflanzungen bedeckt; dann Olivenhayne mit so hohen Bäumen wie wir sie noch nie gesehen; an einem Dorfe, nahe bei Antibes, Anlagen voll hoher Orangenbäume; Myrthen und Granaten als Heckengesträuch am Wege. Hier zwischen Cannes und

Antibes ist auch die Stätte, an welcher der edle Otto der Römer, das Heer des Vitellus zweimal an einem Tage geschlagen. — So denn zogen wir durch Erinnerungen des Altvergangenen und Genüsse der Gegenwart hindurch, und siehe da! schon, als die Sonne noch hoch stund, Antibes vor uns, mit seinen ziemlich augenfälligen Thürmen.

Ein Tagelöhner, freundlicher, gesprächiger Natur, welcher, wie aus dem Beil schien, das er auf der Schulter trug, eben Holz gehauen, und welcher mit uns zu dem von vielen Soldaten bewachten Thore hineingieng, wußte in seiner Vaterstadt besser Bescheid, als der vornehme, gebildet seyn wollende Offizier, mit welchem wir denselben Abend speißten, denn jener zeigte uns die Thürme der Stadt als zum Theil Ueberreste aus der alten, römischen Zeit und wußte einiges Andere, die früheste Geschichte seiner Stadt Betreffende; jener aber, der sich doch selber zu unserer Belehrung aufgeworfen, schien gar nichts davon zu wissen, daß irgend einmal Römer in Antibes gewesen.

Sonderbar war das doch und lehrreich zugleich: hier in Antibes, welches in dem der Hausfrau zu Toulon vorläufig gegebenen Reisebericht (nach S. 354.) als der Anfang der Civilisazion und als besonders höflich geschildert war, fanden wir gerade beim Abendessen und an der Wirthstafel Leute, auf welche jene Beschreibung sehr übel paßte. Wir waren aber auch durch die freundliche, wohlgesittete Gesellschaft, in welcher wir bisher in Frankreich in den vornehmern Wirthshäusern gewesen, gar zu sehr verwöhnt. Bisher hatte man immer gegen meine Reisegefährtin, schon weil sie Frau („Dame") war, so viel Artigkeit gehabt, daß man

ihr bei Tische sogar zuerst oder doch überhaupt immer von dem was da war etwas anbot, heute aber unter dem vornehmen und geringen Officierstand ist es etwas anders gewesen. Der einige Male hinzukommende Marqueur hätte wohl zwar gern von einem und dem andern Gericht noch etwas angeboten, wenn noch etwas da gewesen wäre. Statt der trefflichen Speisen suchte mir der neben uns sitzende schon erwähnte Officier geistige zu reichen: Auskunft über Antibes, dessen Geschichte ihm jedoch selber eben nicht gegenwärtig geschienen, da er zwar mehreres Unrichtige und Falsche, aber nichts Richtiges darüber gesagt. — Nachdem wir so als Membres honoraires eine Stunde lang bei der Tafel gesessen, deren Gerichte wir zwar am andern Morgen noch etwas theurer als die vornehmen Gäste bezahlen musten, aber nicht genossen hatten, begaben wir uns zur Ruhe.

Auf die heutige Gebirgsreise schlief es sich denn sehr fest und gut und wir erwachten am andern Morgen in unserm etwas dunkel gelegenen Zimmer ungewöhnlich spät. In einem, am freundlichen, mit Baumanlagen gezierten Marktplatze gelegenen Caffeehaus, fanden wir unser Frühstück schon längst bereit. — Da wir von hier aus mit der Diligence nach Nizza fahren wollten, welche erst am Mittage abgieng, blieb uns Zeit genug die liebliche und zugleich lehrreiche Umgegend von Antibes ruhig zu besehen. Wir wollten jezt zuerst hinaus ins Freie — ans Meer. Aber in dieser Stadt ist es schwer sich selber, nach Gutdünken den Ausgang zu suchen. Um an das südwärts gelegene Meer zu kommen, giengen wir südlich durch die Gassen hinunter. Ueberall am Ende Stadtmauern, kein Thor. Antibes hat nämlich, außer der Oeffnung des Gemäuers, an welches das Gewässer des

Hafens heranspült, nur ein einziges nach Norden hinführendes Thor, das nämliche durch welches wir gestern Abend hineingekommen.

Zuerst gelangten wir denn, nach langem Herumirren gen Süd und gen West, an den Hafen. Dieser bildet ein längliches Viereck um welches breite, mit Steinplatten belegte Umgänge und bedeckte Hallen herumlaufen und erinnert in seiner ganzen Form, wie dies öfter bemerkt worden, an jene der Naumachien der Alten. Er ist übrigens nur klein und enthält dem gemäß auch nur kleine Fahrzeuge. — Vom Hafen kamen wir denn endlich zum Thor und überblickten da von der Anhöhe die ganze Küste bis hinüber gen Nizza. Wir konnten es kaum glauben, daß die so nahe scheinende Stadt, die sich am Fuß der Berge des gegenüber gelegenen Endes der weiten Meeresbucht malerisch ausbreitete, schon Nizza, das vielerwünschte Nizza seyn sollte. Aber dieser Anblick glich so ganz der in Beaumonts Werke so oft gesehenen Abbildung, daß wir noch ohne zu fragen es erkannten. Gleich vom Thor aus sieht man auch den Kalkhügel, welcher durch die Knochenbreccie dieser Gegend so merkwürdig ist. Ein Kirchlein, Chapelle de notre Dame genannt, liegt auf seinem Gipfel, dessen höchster Punkt etwa 150 Fuß über das Meer emporragt. Nach der Westseite, zum Meere hin, ist der Kalkfelsen von drei parallel laufenden Klüften durchschnitten, wovon die stärkste mehr als eine Elle Weitung hat. Es sind diese Klüfte einst nach dem Meere hin geöffnet gewesen und von hier aus durch die Fluth mit der roth und gelblich gefärbten, kalkthonichten Masse, in welcher sich häufig die Knochen, besonders die Zähne, großer Wiederkäuer befinden, ausgefüllt worden. Oefters finden sich

Landschnecken, zuweilen auch, wie bei Nizza Seeconchylien darunter. Die mächtigste und zugleich am tiefsten gelegene Kluft enthält die meisten Knochen, welche zum großen Theil ein schwarzes, gleichsam verkohltes Aussehen haben. Bronn hat auch die Knochenbreccie dieser Gegend und die Beschaffenheit der Klüfte sehr gut und deutlich beschrieben.

Unten am Meere fanden wir Fischer beschäftigt ein großes Netz ans Land zu ziehen. Acht Personen waren dabei thätig und die Ausbeute stund, wie öfters, in keinem Verhältniß mit der angewendeten Mühe. Einige kleine Tintenfische und zarte Fischbrut der Küste war das einzige was die guten Leute in ihrem Netze fanden.

An den Felsenklippen nahe an den Bastionen, welche die Ostseite des Hafens beschützen, erfreute mich zum ersten Male der Anblick der kleinen lebenden Kegelschnecke (Conus mediterraneus). Durch ein etwas zu langes Verweilen im Meere, dessen Wellen noch immer sehr hoch giengen und den Körper jezt bedeckten, dann wieder verließen, hatte ich mir, da ich zum Baden etwas zu heiß gewesen, ein Uebelbefinden zugezogen, welches mich erst nach mehrern Tagen in dem warmen Nizza wieder verließ und ich halte es für gut, Reisende in dieser Jahreszeit zu einer bessern Vorsicht beim Baden, in dem dann noch ziemlich kalten Meere zu ermahnen. Der Unterschied der Temperatur der im April schon ganz sommerheißen Luft und des Meeres, aus welchem die Winterkühlung viel später weicht, ist dann noch zu bedeutend, und es möchte ein selbstverschuldetes Uebelbefinden bei dem Einen nicht immer so leicht vorübergehen als beim Andern.

Die Gegend um Antibes ist ganz überaus fruchtbar und wdir durch die gegen Norden kühner ansteigenden

Berge noch mehr gehoben. Auch die Stadt selbst, das Antipolis der Alten, so wie Nizza in früher Zeit durch die Massilienser gegründet, hat einiges Interesse für den Alterthumsforscher, da sich hier noch zwei nicht unbedeutende römische, freilich nach oben moderne Thürme und auch Ueberreste der alten Befestigung finden. Minder beachtenswerth ist das was man uns als Trümmer des alten Theaters zeigte, von welchem nur noch wenig Steine auf einander geblieben sind.

Die freundliche Besitzerin des Kaffeehauses am Markte hatte uns einen Empfehlungsbrief nach Nizza an einen Mann mitgegeben der am Hafen wohnt, bei welchem wir Zimmer und Kost finden sollten. So ausgerüstet suchten wir jezt, nachdem wir in einem einsamen, minder vornehmen Wirthshaus noch sehr gut und billig zu Mittag gegessen unsere Diligence auf. Wir fanden in dieser schon zwei Männer; der eine war ein junger Ordensgeistlicher, von etwa acht und zwanzig Jahren. Je länger ich dieses Gesicht betrachtete auf welchem mir der alte Spruch: „ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen“ geschrieben zu stehen schien, desto interessanter ist es mir geworden. Ich habe selten einen solchen innigen Ernst, Züge der Demuth und der Liebe so deutlich in einem Gesicht gelesen als in diesem. Etwa wie man den heiligen Franziscus von Assis auf Gemälden sieht, die ihn als Jüngling darstellen, so sahe unser Begleiter aus. Sein neben ihm sitzender Reisegefährte, ein Mann von etwa vierzig Jahren hatte ebenfalls in seinem regelmäßig schönen, männlich kräftigen Gesicht so viel Leben und Geist, dabei einen Ernst, freilich von ganz anderer Art als der junge Geistliche, daß uns in dieser Gesellschaft alsbald sehr wohl zu Muthe geworden.

Das bleiche, freundliche, liebliche Jünglingsgesicht des lezteren neben dem blühend männlichen seines Nachbars erschien wie die Lilie des Thales neben einem kräftigen Baume. Beide schienen innige Freunde, so groß auch wie sich in einem späteren Gespräch zeigte die Kluft gewesen, welche sich noch in ihren Grundansichten gefunden. Der junge Geistliche sprach anfangs wenig, und schien im Stillen jene geistlichen Uebungen fortzusetzen welche sein Stand ihm zur Pflicht macht. Wir, so wie sein Begleiter, ehrten sein Schweigen und auch ich war ins Lesen und Nachdenken versunken, als mich ein zwischen Beiden entstandenes, mir sehr interessant lautendes Gespräch daraus aufregte. Es war vom Protestantismus die Rede. Der ernste Mann, mit geistvollem Gesicht, mochte, so schien aus dem weiteren Verlauf des Gespräches hervorzugehen, Gegenstände mit einer Art von wegweisender, verläugnender Härte berührt haben, welche seinem jungen Freunde theuer waren und nahe lagen wie das eigne Leben. Jener berief sich bei seinen Behauptungen auf die Protestanten. Diese, so sagte er, glaubten ja auch so Vieles schon längst nicht mehr, in welchem die catholische Kirche noch so fest befangen sey. Sie glaubten nicht daß Christus „Gottes eingebohrner Sohn“ gewesen sey, sondern hielten ihn — der Vernunft gemäß — für einen allerdings sehr wohlthätigen Weisen; sie glaubten nicht an das wundervolle, aller Vernunft widersprechende Geheimniß seiner Empfängniß und Geburt, welches noch immer in der Kirche gelehrt werde, nicht an einen heiligen Geist und hätten sich überhaupt in der Religion überall ihre eigenen, freien, vernünftigen Ansichten gebildet. — Der junge Geistliche wurde bei diesen Aeusserungen seines Gefährten von ei-

nem tiefen — Schmerz und Unmuth zugleich — ergriffen. Die lebhafte, innere Bewegung gieng in eine eben so lebhafte, äussere über; mit vorgehaltenen Händen und einem oft wiederholten „Nein“ schien er das abwehren zu wollen, was sein Begleiter sagte. Endlich als ihn dieser zu Worten kommen ließ, sagte er mit einem wahrhaft rührenden Ernste: „Sie irren, mein Freund, wenn Sie den Protestanten im Allgemeinen, wenn sie Tausenden von guten Christen und Bürgern unsers Vaterlandes solche Dinge in den Mund und ins Herz legen; Sie irren noch mehr wenn Sie sich durch eine ungegründete Meinung in Ihren eigenen, innern Widersprüchen und Zweifeln bestärken lassen. Die Protestanten, wenigstens die unsers Vaterlandes, sind in der Hauptsache Christen wie wir. Nach der ursprünglichen Verfassung ihrer Kirche gründen sie sich, eben so wie wir, auf das alte apostolische Glaubensbekenntniß: auch sie bekennen, daß „Jesus Christus Gottes eingebohrner Sohn, empfangen vom heiligen Geist, gebohren von Maria der Jungfrau sey; auch sie glauben an den heiligen Geist und an die Auferstehung des Fleisches. Ich weiß dieses, fügte er sehr bewegt hinzu, gewiß, denn mein verstorbener Vater war Protestant; ich habe ihn beten sehen und hören, beten so wie uns Andere; ich habe die heiligen Bücher der Protestanten öfter gesehen und darinnen gelesen.“

Ich war ganz erstaunt über eine solche, mir ganz unerwartet gewesene Vertheidigung der Protestanten, aus dem Munde eines so eifrigen, frommen und noch so jungen catholischen Geistlichen. Ich sahe mit Freude in dieses Auge voll Liebe und frommen Ernstes. Der Andere aber mit seinem geistvollen, scharfen Blicke sahe mich an, fragend, und gleichsam mich zum Beistand auffor-

dernd. Ich durfte da nicht schweigen. „Auch ich, sagte ich, bin als Christ lutherischer Confession geboren und erzogen. Aber bis zu meinem lezten Hauche werde ich festhalten an jenem Wort des Lebens, an jenem alten Glaubensgrund der apostolischen Kirche, den Sie mein Herr eben aussprachen und von dieser Gesinnung sind sehr viele meiner Glaubensgenossen in meinem Vaterlande. Freilich weiß ich gar wohl, daß, wie dies auch Ihrem Freunde bekannt scheint, manche meiner Confessionsverwandten, von flachen Einwendungen und Zweifeln gegen die einfältige, göttliche Wahrheit hin und her bewegt werden, welche ihren Grund in der thierisch sinnlichen Befangenheit unserer Natur haben. Wenn es aber zuweilen scheint, als sey diese in unsern Tagen sehr allgemeine geistige Krankheit, oder unruhige, innere Bewegung ausschließend nur unter den Protestanten einheimisch; so mag dieser Anschein wohl auch zum Theil darinnen seinen Grund haben, daß unter uns Protestanten alle, selbst die seichtesten und frechesten Einwürfe so laut und öffentlich ausgesprochen werden dürfen, wie dies bei manchen andern Confessionsverwandten wohl schwerlich möglich und erlaubt wäre.“

Die Gegend, bald hinter Antibes, wurde jezt so bedeutend und Aufmerken erregend, daß sie Aller Augen aus dem Wagen hinaus, auf sich hin lenkte. Südlich bemerkt man öfters durch die Waldungen der hohen, schattigen Olivenbäume das Meer, von Norden her blicken, durch die Schluchten und Thäler der Bergströme die beschneyten Gipfel der Seealpen hinein; unmittelbar am Wege erscheint, neben den üppigen Weingeländen, welche hier schon auf italienische Weise Guirlanden zwischen Weiden- und Maulbeerbäumen bilden, die südliche

Form der americanischen Agave; um jedes kleine Oertchen Gärten voll hoher Orangen und Granatenbäume, statt der Hecken die Myrthe und strauchartige Granate.

Das gute und schöne südliche Frankreich, in welchem uns doch so oft und viel wohl geworden, will auf diesem Wege zulezt noch mit einem recht bedeutenden und tiefen Eindruck Abschied nehmen; denn einen solchen macht das Städtlein Cagne, jenseit des Loupflüßchens, unfern der Straße am Bergabhange gelegen. Das alte Ritterschloß mit seinen Thürmen und den Mauern mit Schießscharten, aus einem Wald von Oelbäumen herausblickend, führt noch einmal alle Erinnerungen an eine alte, ritterlich kämpfende und zugleich anmuthig dichtende Zeit dieses Landes zurück, in welcher wir auf der Reise durch Südfrankreich, vom Thal von Vaucluse an bis hieher, öfters mehr gelebt hatten als in der Gegenwart. Und siehe da, das am Flußufer hinan liegende, lezte französische Dorf St. Laurent, und vor uns die Grenze zwischen Frankreich und Sardinien: der Varstrom, welcher sein breites, steiniges Bette nur in manchen Jahreszeiten und auch dann nur auf etliche Stunden auszufüllen vermag.

Am diesseitigen Ende der über das Steinmeer hinübergeführten, über 1200 Schritte langen, hölzernen Brücke stehet das französische Grenz-Zollhaus; hier zeigt man die Pässe und wird dann alsbald höflich entlassen. Der Wagen rollt weiter, unser Reisegefährte, der junge Geistliche sagt seinem „lieben Frankreich“ ein Lebewohl; frölich dagegen begrüßt der andere sein „schönes Italien“ das ja schon eigentlich jenseit des Varstromes beginnt.

In der That das „schöne Italien“ kann sich an wenig Punkten so herrlich und reich, so viel versprechend

und lockend ankündigen als an dieser Grenze. Während wir da am Königlich Sardinischen Zollhause noch einige Zeit verweilen mußten, betrachteten wir mit Lust den üppich grünen Laubwald, von Schlingpflanzen durchwebt, der am Ufer des Varstromes auf und niederwärts sich hinzieht. Nach Süden hin das Meer, nach Norden der Gürtel der Alpen. Es gehet der Weg vom Var nach der Stadt hinein bald durch Maulbeergewälde, zwischen deren Aesten auf italienische Weise Guirlanden-artig die Weinreben sich hinwinden, bald am laut anbrandenden Meere vorbei; an den Hügeln zur Linken ein dichter Wald von Oelbäumen, so hochwüchsig und kräftig wie wir sie bis dahin noch nie gesehen.

Und da jenseits St. Helena begrüßt uns in der Vorstadt, welche der Lieblingsaufenthalt der reichen, Nizza besuchenden Engländer ist, der Duft der blühenden Orangen, wo man hinsieht, rechts und links in den Gärten, ein fortlaufender Wald dieser edlen Bäume, mit dem weißen Schnee der Blüthen, und dazwischen andere mit dem Gold der lieblichen Früchte bedeckt. Darunter, dem Aufblühen nahe, die gewürzreiche Mimosa farnesiana, blühende Cassien und tausendblüthiges Rosengebüsch.

Gleich vom Posthause hinweg wurde denn ausgegangen eine Privatwohnung zu suchen. Es lockte uns weniger die Gegend des Hafens, in welcher uns eine Wohnung von Antibes aus empfohlen worden, als die unvergleichliche Lage da am Ende der großen Terrasse welche der gewöhnlichste Spaziergang der Einheimischen und Fremden ist, am Fuße des Schloßberges. Und hier in dem am allerschönsten gelegenen Hause, bei den freundlichsten, besten Wirthsleuten — bei H. Maigron — stund

auch schon eine Wohnung für uns bereit, so herrlich gelegen wie keine andere welche ich jemals hier auf Erden bewohnt. Vor uns das gleich jenseits des Fahrweges an den Felsen brandende Meer, weit und unermeßlich; Schiffe, deren wir von unsern Fenstern aus oftmals dreißig auf einmal, außer den Fischerkähnen gezählt, schweben gleich fernen Wolken über der Tiefe. Deutlich, daß man die einzelnen Häuser zu unterscheiden vermag, liegt das freundliche Antibes da, hinter ihm das waldige, zackige Gebirge des Esterels. Biegt man den Kopf zum Fenster heraus dann sieht man weiter hinan die Kette der Seealpen, deren selbst nähere Häupter ich noch öfters im Mai, mit einem bald wieder vergehenden Schnee bedeckt gesehen. Es weht durch die geöffneten Fenster, besonders gegen Abend, der Duft der blühenden Orangengärten herein und die wärmeren Stunden des Tages sind durch den erfrischenden Hauch des nahen Meeres lieblich gekühlt.

Unsre freundlichen Wirthsleute hatten uns gleich bei unsrer Ankunft mit mancherlei Erquickungen versorgt, unser Zimmer mit Blumen geschmückt. Wir ergiengen uns noch einige Augenblicke in der Umgegend der Stadt oder vielmehr unserer Wohnung. Die Ulmbäume da am Cours, schon heute, am 20. April so dicht belaubt wie bei uns gegen Ende des Maies, die Wiesen schon so hoch bewachsen, wie bei uns in der Mitte des Sommers, im freien Felde zum Genuß als Gemüse längst herangereifte Bohnen und Schoten. Vom Schloßberge, an dessen Fuße unser Haus gelegen, sieht man den vierfachen Gürtel der Gebirge, welcher die Thalbucht von Nizza gegen Norden und West und Osten umringt, zu oberst den ewigen Schnee der Alpen; gegen über dem

Schloßberg schaut das alte Gemäuer der Burg Montalban mit seinem gähen, kahlen Berggipfel, düster zu den grünen Olivenwäldern und Orangengärten an seinem Fuß hernieder.

Da am Cours, in einem Zimmer das nach dem Meere hinaus schaut, war denn zum ersten Male in Nizza der Tisch für uns gedeckt; in der lezten Abendstunde aber saßen wir wieder, im Anblick der jenseit des Esterels untergehenden Sonne, an den Fenstern unsers Zimmers. Das Meer, noch vom vorübergegangenen Sturme unruhig, donnerte laut an den Felsen und in seine Höhlen hinein; ein Schiff, mit dem Winde kämpfend, arbeitete sich mühsam an die Küste hinan, an welcher wir schon einen so vergnügenden Ruheort gefunden.

Da im Anblick des Esterelgebirges und des noch gestern auf ihm zurückgelegten Weges; am glücklichen Ende einer Reise, welche bei allem Lieblichen das sie gehabt, dennoch voll Mühe und Arbeit gewesen, in einem Paradies das jezt auf längere Zeit unser Wohnplatz seyn sollte, und hier schon so freundlich empfangen und versorgt, hat sich in uns ein Vorgefühl jener Augenblicke geregt, in denen der Pilgrim und Fremdling auf Erden nach Vollendung des Laufes, welcher Mühe und Arbeit gewesen, und im Zurückblick auf den gemachten Weg, ausruhen wird im Hause einer ewig erbarmenden Mutterliebe. Noch woget das Meer, bewegt vom lezten Sturm, es glühen noch Stirn und Brust von dem zurückgelegten Laufe, ein Hauch aber vom Aufgange her, stillet die Wellen und erfrischet die Müden. Und siehe die Arbeit und die (oft vergeblichen) Sorgen sind vorüber; die Zeit der Ruhe ist vorhanden.

Druckfehler.

[Die hier nachstehenden, bedeutenderen Druckfehler (die leichter zu entdeckenden und die Fehler der Interpunktion wurden gar nicht erwähnt) möge der geneigte Leser, ebenso wie die auffallende Verschiedenheit der Orthographie, theils durch die Entfernung des Druckortes, theils auch durch den Umstand entschuldigen, daß der bei weitem größere Theil dieses Bandes, vom Verfasser, als ihn ein Armbruch Wochen lang von jeder andern Beschäftigung abhielt, sehr verschiedenen jungen Freunden in die Feder diktirt wurde.]

Seite 75. Zeile 15. lese man Tetrax. S. 94. Z. 13. v. u. l. m. Oedipus. S. 102. Z. 6. v. u. l. m. botryoides. S. 110. u. 111. l. m. als Columnentitel Sorgues. S. 112. u. f. Avignon statt Orange. S. 116. Z. 10. l. m. Kanopus; Z. 15. Papyrusstreifen; Z. 17. neuere st. neun; Z. 23. l. m. Ueberresten. S. 122. Z. 1. l. m. Nachmittags-Sonne. S. 152. Z. 3. fehlt bei, vor Chiamut; Z. 10. v. u. fehlt sie, nach sondern. S. 135. Z. 12. v. u. setze man den — hinter st. vor das Wort Meer. S. 137. Z. 15. l. m. Valencia. S. 138. Z. 3. v. u. erwähnt st. ermühet. S. 139. Z. 8. v. u. l. m. Johannisbrodschoten. S. 148. Z. 12. l. m. Colosseum. S. 151. Z. 4. v. u. l. m. vor st. von. S. 160. Z. 9. l. m. Arzneimittel. S. 165. Z. 13. setze m. ein : hinter Umgang. S. 168. Z. 13. l. m. Gesimse. S. 173. Z. 10. v. u. l. m. neben einander. S. 175. Z. 13. l. m. gehalten st. gemacht. S. 178. Z. 4. l. m. erhabene; Z. 18. l. m. dort st. da. S. 189. Z. 4. l. m. einer; Z. 18. ätzendem. S. 194. Z. 9. v. u. l. m. Arzneimittel.

S. 195. Z. 8. l. m. Behauptungen; Z. 10. u. 12. l. m. Arznei.
S. 197. Z. 12. l. m. jenesmaligen. S. 198. Z. 1. l. m. blühten.
S. 200. Z. 11. v. u. l. m. Wundarzneikunst; Z. 6. v. u. streiche man da. S. 203. Z. 10. l. m. erscheinen. S. 222. Z. 10. v. o. l. m. klimmenden. S. 225. Z. 20. l. m. aufgelöst. S. 228. Z. 2. l. m. sahen; Z. 15. an. S. 236. Z. 14. l. m. terebinthus. S. 240. Z. 15. l. m. wohl verdient. S. 251. Z. 16. l. m. gezeigt; Z. 17. des Dualismus. S. 263. Z. 7. l. m. Palästina's. S. 276. Z. 12. l. m. begegnen. S. 283. Z. 8. v. u. l. m. Plärren. S. 285. Z. 19. l. m. Von st. In. S. 298. Z. 1. und anderwärts l. m. Troubadours st. Traubadours; Z. 13. l. m. und jene Gebräuche. S. 299. Z. 5. denn st. dann. S. 301. Z. 8. v. u. l. m. waren. S. 308. Z. 13. l. m. Maillan. S. 310. Z. 10. v. u. Pytheas st. Pythias. S. 311. Z. 9. v. u. l. m. seiner. S. 312. Z. 10. l. m. bemerkt. S. 313. Z. 9. Wohnstätte. S. 319. Z. 4. und anderwärts l. m. Ollioules st. Olioulles. S. 322. Z. 15. l. m. scheinen. S. 328. Z. 18. l. m. Arbeiten. S. 330. Z. 15. l. m. zuhieben. S. 333. Z. 3. l. m. scheußliche. S. 334. Z. 4. v. u. l. m. verpestenden. S. 336. Z. 6. v. u. l. m. eigentliche.

Jocel. X, 180.6.

2 Bde

E, A